Demokratische Studien.

Unter Mitwirkung von

L. Bamberger, Karl Grün, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp, F. Lassalle, Michelet, H. B. Oppenheim, Ludwig Simon aus Trier, Adolf Stahr, Carl Vogt u. A.

herausgegeben von

Ludwig Walesrode.

Hamburg.

Otto Meißner.

1860.

Inhalt.

Vor-Vorwort.

Der Herausgeber findet sich veranlaßt, das von Einem seiner Mitarbeiter geschriebene Vorwort mit diesem Vor-Vorworte einzuleiten. Nicht etwa um sein Recht zu behaupten als Titular-Präsident, oder richtiger als Titelblatts-Präsident, die Klingel zu rühren mit den Worten: „Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet!“ Das wäre eine eitele Ostentation. Denn der Herausgeber ist sich nur zu sehr bewußt, daß er besagte Präsidentenwürde keiner ihm innewohnenden hervorragenden Eigenschaft zu verdanken habe, sondern lediglich und allein den Anregungen eines Zufalls und der freundlichen Connivenz seiner Mitarbeiter. Aber er hat in seiner Eigenschaft als Herausgeber damit eine Pflicht erfüllen wollen zunächst gegen den erwähnten Vorredner, gegen mehrere Mitarbeiter und gegen die Leser.

Er hält es nämlich für nothwendig zu bemerken, daß von der ersten Entstehung dieses Buches bis zur Herausgabe des-

selben fast eben so viel Monate gebraucht worden als die Physiologie für die Herausgabe eines fertigen Menschenkindes beansprucht. Die Genesis dieses Buches liegt so ziemlich zwischen dem kürzesten und dem längsten Tage, man könnte fast auch sagen zwischen zwei politischen Solstitien.

So dürfte denn zunächst der Verfasser des vom Neujahrstage 1860 datirten Vorwortes zu der Klage berechtigt sein, daß sein darin ausgesprochener warmer Enthusiasmus für das gemeinsame politisch-literarische Unternehmen, gegenwärtig, nachdem volle fünf ereignißreiche Monate über demselben verstrichen, die Nachempfindung aus dem vollen Herzen der Leser nicht mehr zu beanspruchen vermöge. Eben so findet sich in dem eigentlichen Beitrage des erwähnten Vorredners,*) so wie in den Mitarbeiten Anderer, besonders in denen von Ludwig Simon, Carl Vogt und Moritz Hartmann manches Gefühlte und Verkündete, was durch das rasche Leben des Tages bereits eingeholt oder überholt worden, noch bevor es dem Leser zu Gesichte gekommen.

Die Gabe des prophetischen Blickes in die Zukunft ist, wie die Alten schon gesagt, eine schmerzliche — nun gar erst ein Blick in die chaotische Zukunft vaterländischer Gestaltungen! Nur die menschliche Genugthuung, daß Angesichts der Welt das Vorverkündete sich erfüllt, vermag dem Seher Ersatz für diese Gabe der Götter zu bieten. Auch um diese Freude hat das verspätete Erscheinen dieses Buches manche der Mitarbeiter gebracht.

---

*) Des Michael Pro Schriftenwechsel mit Thomas Contra, aus dem Jahre 1859, von Ludwig Bamberger.

Der Herausgeber fühlt sich — er gesteht es offen — an diesem Mißgeschick nicht ganz unschuldig, da er bei dem ohnehin, aus hier nicht zu erörternden Gründen, langsam vorschreitenden Drucke, darauf hätte verzichten sollen, durch Aufnahme später eingelaufener Beiträge mit der Mannichfaltigkeit des Inhalts auch das Volumen des Buches zu steigern. Mögen seine freundlichen Mitarbeiter ihn nicht für dieses Mißgeschick durch Vorenthaltung einer Indemnitätsbill büßen lassen. Aber auch die Leser auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, hielt der Herausgeber für seine Pflicht, obwohl er der Ueberzeugung ist, daß diese, unbeirrt durch unwesentliche Anachronismen der politischen Stimmung, die besagten Beiträge in dem Geiste auffassen und beurtheilen werden, in welchem die Verfasser sie der Oeffentlichkeit hingegeben.

Hamburg, Anfang Juni 1860.

Ludwig Walesrode.

Vorwort.

Gewiß hat jeder mit regem Sinn für das politische Leben begabte Deutsche beim Ausbruch des letzten Krieges dieselben Prüfungen durchgemacht, aus denen der erste Anstoß zu dem nachfolgenden Werke hervorgegangen ist. Mit dem Ende des Jahres neunundvierzig war eine völlige Ohnmacht eingetreten und das öffentliche Bewußtsein der Nation bald ganz und gar geschwunden. Der Kreislauf der Ideen stockte, der Zusammenhang der Organe war unterbrochen, die gemeinsame Empfindung aufgehoben. Diejenigen, welche im Stillen wach geblieben, waren vereinsamt. Da schlug es mächtig in die Nacht herein. Siehe da! es leuchtet und wettert, es flammt von fernher auf, es zuckt durch alle Fibern. So gäbe es noch Bewegung? noch Geschichte? und wäre nicht Alles todt? Und Jeder auf und hinaus, und zum ersten Male nach so langer Zeit wogt in der stürmisch erregten Brust wieder einmal das alte, das gute Bedürfniß: Mensch zu sein mit Menschen, Bürger mit Bürgern; zu denken mit Denkenden, zu fühlen mit Fühlenden, Wort um Wort zu tauschen. — Aber wehe! welche Verwirrung! die stumme Vereinsamung hat alle Geister einander entfremdet, hat alles Verständniß aufge-

hoben, alle Vorstellungen verkehrt. Freunde hauen auf einander los in der Verwirrung des Augenblicks, Feinde rennen Arm in Arm nach vermeintlich gleichen Zielen; und wie Mancher erst rettet, thöricht triumphirend, in der Verrücktheit der Eile den bestäubten Perückenstock, dieweil er die werthvollste Habe den zerstörenden Elementen Preis giebt. Wie immer in solchen Katastrophen fehlt es dann nicht an Gesindel, welches sich die allgemeine Bestürzung zu Nutze macht, um ungestört zu plündern; und so geschah es wörtlich, daß im Tumulte dem deutschen Volke so recht das Bewußtsein dessen, was es wollte und mußte, im eignen Lager abhanden kam. Die Diebe — je nun, wer brauchte sie zu nennen?

Allmälig begann es zu tagen in den Köpfen und ringsumher. Nun erkennt man sich, nun tritt man zusammen, reicht sich die Hände und sagt sich: **bleiben wir zusammen**, lassen wir uns nicht mehr in der stummen Finsterniß zerstreuen, das ist die Hauptsache. Um so mehr, als das Wichtigste erst noch geschehen muß, als die Zeiten, die da kommen sollen, die Vereinigung der Gleichen und die Einsicht des Nothwendigen strenger gebieten werden, denn je zuvor.

Und so ist — um Vieles zu überspringen — auch hier versucht worden, eine Stätte zu gründen, für gemeinsame Ueberzeugung und gemeinsames Wirken. Freilich nur ein bescheidnes Taschenbuch. So groß der Zweck, so klein das Mittel. Aber das ist ja eben das Kennzeichen der Noth. Besäßen wir die großen Hülfsquellen, so wäre unsere Lage nicht die schlimme, die sie ist. Wer beobachten konnte, in welche Schranken die Reaktion das deutsche Preß- und Vereinswesen zurück geführt hat, der wird sich

nicht wundern, daß ein gutgemeinter Versuch in solch ein Büchlein auslaufe.

Doch zu Etwas ist auch das Unglück immer gut. Das anspruchslose Gerüste, das wir da aufrichten, ist zu schwach, um ein großes Schild zu tragen, und so fühlen wir uns glücklicher Weise der Pflicht entbunden, ein Partei-Programm aufzustecken. Partei ist eine unentbehrliche Sache, aber die Programme sind vom Uebel, namentlich im Vaterlande der Philologie und der Definitionen. So möge ein Symbol, eine Fahne genügen. Nennt sie immerhin die demokratische und denkt Euch dabei von Allem, was Ihr je mit diesem Begriff verbunden habt, das Einfachste. Das Uebrige mögen die Leistungen selber erklären und beiläufig die Namen der Personen, von denen ja manche hoffen dürfen, nicht vergessen zu sein.

Man kann eben so gut auf die allmälich erwachsene Umgestaltung seiner Ansichten stolz sein, als auf deren ungebeugte Treue gegen sich selbst. Am besten thut man, auf keines von beiden stolz zu sein. Hier ist nun Raum für Jeglichen von uns zu zeigen, was ein Jahrzehnt von auf alle Fälle bitteren Erfahrungen aus ihm gemacht hat. Schwerlich haben die Grundanschauungen sich bedeutend verändert, denn sie ruhen auf Ueberzeugungen, welche nicht vom äußern Erfolg einzelner Experimente abhängen. Wann und wo wir Etwas lernen konnten, war es keines Falls von unsern Gegnern irgend welcher Schattirung; die klägliche Arbeit, welche sie verrichtet haben, seitdem sie allein am Ruder sind, war nur geeignet uns durchaus im Widerspruch zu befestigen. Oder sollten wir bei einem Blick auf deutsche Jammerzustände bedauern, nichts mit dem Vertrauen gemein zu haben, welches die Einen so unfehlbar

anmaßend vindicirten und die Andern so unterthänig beschränkt zu Diensten stellten?

Nicht minder ausgemacht ist, daß ganze Geschlechter von Anklagen, mit denen man seiner Zeit uns in den Ohren gelegen, heute von selbst in ihr Nichts zerfallen müssen. Will man noch immer das alte Lied von der Ueberstürzung singen? Ich denke wir haben Zeit gehabt, einen Fuß vor den andern zu setzen. Oder gilt es die beliebte Denunziation des Eigennutzes und Ehrgeizes aufzuwärmen? Den Lohn an Würden und Vortheilen soll mir Einer zeigen, welche dem ungebeugten freien Sinn bisher gewinkt hätten, welche ihm von jetzt an winkten. Entsagung, Entbehrung, Verzicht, nicht blos auf weltliche Vortheile, sondern auf das größte Gut, auf die Uebung der eignen Kraft, das war unser Antheil, das wird er — wer weiß wie lange noch — bleiben. Dem Vorwurf des Irrthums bleibt jede Meinung allzeit ausgesetzt, aber den Vorwurf der Leidenschaft können wir hinfüro mit stillschweigender Verachtung vorübergehen lassen. Blinder Haß war niemals unsere Sache, denn Haß ist Vorurtheil, und Demokratie ist Vorurtheilslosigkeit. Unser Eines ist eher im Stande zu begreifen, wie so irgend ein König Bomba in aller Unschuld dazu kommen mag ein Scheusal zu sein, als daß die kleinste Durchlaucht es je zu dem Verständniß brächte, warum der Mensch nicht erst beim Baron anfange.

Es geht durch deutsche Lande jetzt im Stillen eine traurige Sage, und mancher Ehrenmann wiederholt sie mit beklagenswerthem Beifall. Ein Angriff von außen, so heißt es, sei das Einzige, was den inneren Verfall aufhalten, was das Bewußtsein der Nation auf die Höhe ihres Berufs erheben könnte. Klägliches Armuthszeugniß, verzweifeltes Rettungsmittel; Ueberreste jener von oben

her eingeschwärzten Irrlehren, welche nur dann an unser Selbstgefühl zu appelliren erlauben, wenn die Landeshoheit durch fremde Waffen in Gefahr geräth. Und das sollte das geistgenährteste Volk der Erde sein, welches nicht zur Erkenntniß seines eigenen Ichs gelangen könnte, ohne vom äußeren Feind aufs Blut gestachelt zu werden? Nicht so viel lebendige Seele besäßen wir, um uns mit eigenen Denkkräften aus dem Dämmerungszustand zu entwinden und uns auf unser besseres Selbst zu besinnen, man wecke uns denn mit Kolbenstößen und zünde uns das Dach über den Köpfen an? Wohlan denn, wir, denen die Blutschuld des Bürgerkriegs so oft salbungsreich vorgehalten worden, wir schaudern zurück vor der Erlösung durch den Völkerkrieg, der zwar nach Fürstenrecht geadelt, aber an Inhalt und Wirkung hundertmal scheußlicher ist als der innere Zwist.

So gönne man uns denn Theil zu nehmen an dem Versuch, ob nicht auf dem Wege des Denkens die Nation zum Gefühl ihres inneren Zusammenhangs, zu der Erkenntniß, daß sie ein mächtiges Ganze sei, gelangen könne. Der Despotismus hat den Satz erfunden: Theile, damit du herrschest; die Freiheit spricht: ich herrsche, indem ich binde. Ein geistiges Band wieder anzuknüpfen, das ist auch unser Ziel und unsere Hoffnung.

Denen vor Allen aber sei es erlaubt, mit wehmüthiger Freude dieser Hoffnung entgegenzueilen, welche das Gesetz des Ueberwinders seit länger als einem Jahrzehnt von der Schwelle des Vaterlandes abwehrt. Schiene fügt sich an Schiene; aufblühend vermählt im Dampf sich Nord und Süd, jubelnd reichen die Städte am Rheine sich die Hände, nicht für sie, nicht für sie, die Verbannten. Auch das ist Fluch von Deutschlands Fluch. Im Lande der

Grenzpfähle und der Schlagbäume sind Meister Engherz und Kleingeist Hof=Rechenkünstler. Deutschland ist kein politisches Vaterland, in dessen Organen die Stimme des Blutes selbst für die verstoßenen Söhne spräche. Es ist nur ein Inbegriff polizeilicher Domänen. Es kennt keine Landsleute, sondern nur Unterthanen, getreue und ungetreue. Nie hat der Kopf eines deutschen Ministers, nie hat das Herz eines deutschen Fürsten sich bis zu dem Gedanken einer wahren Amnestie erheben können; niemals werden sie es. Aber es bleibt eine Amnestie, welche nur von Volkes Gnaden und vom eignen Willen ertheilt wird. Das ist die lebensfrohe Rückkehr zum gemeinsamen Denken und Fühlen, das ist die neubeseelte Wiedervereinigung im Geiste Derer die zurückgeblieben mit Denen, welche in die Fremde hinaus zerstreut worden bis in den äußersten Westen.

Theurer noch als die heimische Erde ist das heimische Wort, wenn es ein Band einträchtigen Strebens für das Vaterland webt zwischen seinen getreuen Söhnen diesseits und jenseits des Rheins, diesseits und jenseits des Oceans.

Paris, am Neujahrstage 1860.

L. B.

Unsere Ideale und Enttäuschungen in Frankreich und England.

Von

H. B. Oppenheim.

I. Nationale Intoleranz.

Wir Deutsche sind besser, als unser Ruf, wozu, beiläufig gesagt, nicht allzu viel gehört. Die Franzosen sind im Osten wie im Westen beliebt, die Briten sind überall geachtet, Italiener, Ungarn und andere schwächere Völker erregen die Theilnahme der beglückteren Nationen. Wir werden als Nation im günstigsten Falle bemitleidet, als ob wir nur ein Völklein wären, im ungünstigeren geringgeschätzt und angefeindet zugleich. In Holland, wie in Italien, ist „Deutsch" ein Schimpfwort, in Rußland fehlt nicht viel daran. Man kennt uns in politischer und internationaler Beziehung nur von der schlechtesten Seite und beurtheilt uns nach vorgefaßten Meinungen, nach tief eingewurzelten historischen Gemeinplätzen, für welche allerdings in unserer Vergangenheit und Gegenwart die oberflächlichen Bestätigungen nicht fehlen. Das ist freilich unsere eigene Schuld. Wenn das Ausland über unsere widersinnige Verfassung spottet, so können wir unmöglich von ihm die Gerechtigkeit verlangen, einzusehen, daß jedes andere Volk mit einer solchen Verfassung schon längst untergegangen wäre, daß wir dagegen mit einer vernünftigen, einheitlichen Verfassung das erste Volk der Erde sein würden.

Die europäische Diplomatie benimmt sich fast gegen uns, als ob sie diese Ueberzeugung wirklich hegte und unserem ungemessenen Wachsthum vorbeugen müsse; Historiker und Politiker dagegen wenden zuversichtlich ein, daß eine wahrhaft große Nation, allen gegebenen und selbst den verzehnfachten Hindernissen zum Trotz, ihre Geschicke erfüllen würde. Können wir dagegen für die Zukunft, an die wir glauben, Kredit verlangen?

Das Einzige, was uns vom Auslande billig zugestanden wird, unsere philosophische Produktion, ist wahrlich nicht zum Export geeignet. Das Ausland nimmt eigentlich nur auf Treu und Glauben an, daß wir darin excelliren, eben weil es uns nicht versteht und vielleicht auch, weil wir für die Philosophie auf so viel reellere Güter zu verzichten scheinen. Unsere anderen Industrie-Produkte werden an der Grenze mit fremden Fabrikzeichen versehen, unsere Kaufleute, Banquiers und Handwerker, welche überall fremde Industrien fördern, segeln auch unter fremder Flagge. Ja, bei den Fürstenhäusern, mit denen wir die Welt versehen haben, erinnert man sich nur während ihrer Niederlagen, wie jetzt in Florenz und Modena, daß sie deutschen Ursprungs sind.

Nostra culpa, maxima nostra culpa!

Warum sollten wir allein hoffen dürfen, nach unseren thatenleeren Intentionen beurtheilt zu werden? — Gott nur sieht das Herz! Wir sind leider so innig und tief von unseren edlen Absichten, von unserem Sinn für alles Hohe, Große, Wahre, Edle und Schöne überzeugt, daß wir, wie gar manche ehrliche Leute, den Schein vernachlässigen und damit oft sogar die Realitäten opfern, welche mit dem Scheine zusammenhängen, welche die Früchte des guten Namens sind. Die anderen Völker können uns

doch nur nach bestimmten, historischen Thatsachen beurtheilen; sie sehen uns ebenso oft übermüthig in der Herrschaft, als willensschwach und schwankend im Widerstande gegen unberechtigte Willkühr. Der Krieg in Schleswig-Holstein einerseits, der Krieg in Italien andererseits, — das Aufgeben der eigenen Grenzprovinzen, die unklare Haltung den inneren Lebensfragen gegenüber, — dazwischen Oesterreichs schlaffe und fast zweideutige Betheiligung beim orientalischen Kriege neben Preußens allgemeiner und spezieller Thatlosigkeit u. s. w. u. s. w. Das ist es, was die Welt von uns zu Gesichte bekommt! — Das Schicksal hat ferner gewollt, daß seit Jahrhunderten Deutschland stets auf der Seite der ungroßmüthigen Unterdrücker zu stehen schien. Wir mögen immerhin protestiren, daß man Volk und Regierungen, den lebendigen Nationalwillen und die ererbten dynastischen Interessen nicht mit einander vermengen dürfe; unsere eigene Geschichtsphilosophie widerspricht der Rechtsgültigkeit dieser feinen Distinktion. Und doch liegt der ganze Knoten hierin. Die stolze Behauptung, Volk, wie Individuum, seien jedes ausschließlich seines Schicksals Schmied, ist nur so bedingt zu verstehen, daß sie als allgemeine Wahrheit gar Nichts entscheidet.

Andere große Nationen haben auch schlechte Zeiten erlebt; die Bourbons und die Stuarts haben wahrlich den Franzosen und Engländern nicht lauter Ehre und Rechtsbestand verliehen. In keiner Volksgeschichte drängen sich die verzweifelten Krisen so dicht hinter einander, wie in der des dreigetheilten Inselreiches; und Vieles von dem, was in Frankreich an politischen Instinkten und Institutionen noch aufrecht steht, verdankt dieses vielgeprüfte Land einem aussaugenden Absolutismus, der auch außerhalb der französischen Grenzen noch heute vielfach nachwirkt. Aber

diese Nationen bestanden doch immer unbestritten als Persönlichkeiten, als Völker-Individuen, sie waren als solche zu erkennen und durften ohne Beschämung dreist die Hoffnung auf baldige Entschädigung für das erduldete Unrecht und die momentane Demüthigung aussprechen.

Unser Verfall dagegen besteht in unserer Nicht-Existenz; das traurige, an sich selbst zweifelnde und verzweifelnde Scheinleben spiegelt sich in unserer Literatur und in vielen, dem praktischen Leben näher verwandten Anschauungen, denen des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Unsere volksthümliche Bühne ging an der Apolitia unter, unsere Talente verkommen an der Vereinzelung, Vereinsamung, Zerfahrenheit und Zwecklosigkeit ihres Daseins. Selbst unsere Fortschritte in den exakten Wissenschaften und den technischen Künsten werden immer zuerst, oft auf lange Zeit, wenn nicht ausschließlich, von dem mächtigeren Auslande ausgebeutet. Unsere Erfinder wenden sich natürlich vorzugsweise nach Paris und London.

Sogar in der reinen Theorie büßt der deutsche Geist für seine politische Formlosigkeit. Unsere besten theoretischen Leistungen sind nicht übersetzbar, während alle französischen und englischen es sind. Es fehlt ihnen das Gepräge des Allgemein-Gültigen und damit die Wirkung in die Ferne, folglich auch die Wechselwirkung und erhöhte Rückwirkung, welche die beste Probe für ihre Aechtheit wäre. Das fatale „Sic vos non vobis“ ist überall mit Flammenschrift an unsere Thür geschrieben!

Es ist dagegen eine entschiedene Superiorität unsrerseits, daß wir kein anderes Volk hassen, und zum Verständniß aller fremden Bildungen und Eigenthümlichkeiten ebenso bereit, als geeignet sind. Die Franzosen sind verständlich für Jedermann und verstehen Niemanden;

wir sind verständlich für Niemanden und verstehen Jedermann. Denn die äußerste Individualisirung der Charaktere vereinigt sich in Deutschland mit der größten Universalität des geistigen Lebens. Hierin liegen unsere besten Eigenschaften und unsere größte Kraft. Die politischen Quacksalber, welche uns zur Ausschließlichkeit und zum Haß, d. h. zur selbstbeschränkenden Verläugnung unserer geistigen Kraft treiben möchten, werden zum Glück nicht viel ausrichten. Der bornirte Nationalhaß mag zuweilen die Folge einer streng ausgeprägten oder unberührt gebliebenen nationalen Persönlichkeit sein, ihre Quelle aber wird er niemals. Freuen wir uns, daß unsere nationalen Fehler mit hohen Tugenden zusammenhängen; und setzen wir die Tugenden nicht auf's Spiel, wir würden damit die Fehler nicht los!

Anders denken Jene: „Du magst für Dein Vaterland erröthen, dulden und bluten, so Du nicht auf die Franzosen schimpfest, so bist Du kein rechter Patriot!" — Sie wollen eine deutsche Nationalität gründen, aber das einzige was dazu gehört, die Freiheit der Entwickelung, fürchten sie. Es ist, als ob sie ein Gericht ohne seine Ingredienzien kochen wollten, einen Eierkuchen ohne Eier. Aber zur Nationalität gehört Freiheit, zur Macht gehört Einheit. Wir haben zu beiden ebenso viel natürliche Anlagen, als die meisten anderen Völker; studiren wir deren politische Entwickelungsgeschichten, nicht um sie blindlings nachzuahmen, sondern vielmehr um den eigenen Weg mit größerer Sicherheit einzuschlagen!

II. Der Fatalismus des Racen-Hochmuths.

Die Franzosen wundern sich darüber, daß wir Karl den Großen zu den Unsrigen zählen; für sie ist „Charlemagne“ ein französischer König und Held, der Besieger deutscher Stämme in Sachsen, der Begründer des romanischen, d. h. des päpstlich-römischen Einflusses in Deutschland. So lächerlich diese Prätension auch klingt, so muß man ihnen doch zugeben, daß die Karolingische Monarchie den Staatsgeist und den Einheitstrieb auf französischem Boden eingesogen hat, und dieser kostbaren politischen Eigenschaften alsbald wieder auf deutschem Boden verlustig ward. Deutschland hat von ihr die Idee des kaiserlichen Universalreichs geerbt und die Zersplitterung mit in den Kauf bekommen. Sollten aber diese verderblichen, jene köstlichen Eigenschaften wirklich ein unverbrüchliches Erbtheil des Erdreichs, oder ein unlösbarer Fluch der Race sein? Sind wir zur Zersplitterung, Andere zur Tyrannei verurtheilt, so daß keine menschliche Willenskraft dagegen ankämpfen könnte?!

Der blinde Fatalismus der physiologisch-geographischen Geschichts-Anschauung giebt hierauf ebensowenig die ausreichende Antwort, als der engherzige Pragmatismus, der den kleinen Ursachen großer Wirkungen nachspürt. Allerdings haben Völker, wie Individuen, ihre bestimmte und also auch beschränkte Persönlichkeit, aber, weil sie unsterblich sind, haben die Völker eine Bestimmung, welche sie weit über die Schranken ihrer ursprünglichen Naturanlagen hinausträgt. Die Nationalität ist kein bloßes Naturprodukt. Selbst der thierische Organismus (der Hausthiere z. B.) erleidet durch Klimawechsel und Kultur die we-

sentlichsten Veränderungen. Selbst Länder ändern ihren klimatischen Charakter durch Bebauung und Bevölkerung.

Zu den verschiedensten Zeiten haben Tacitus, Macchiavelli, Madame de Staël u. A. die germanische Volkssitte rühmend der romanischen gegenüber gestellt. Allein das waren Tendenzschriften, ungefähr wie einiger deutscher Publizisten Französelei kurz nach der Juli-Revolution! — Von mehr wissenschaftlicher Bedeutung ist die historische Auffassung Guizot's und Augustin Thierry's, welche, gleichsam wie zwei verschiedene Fäden, die ein und dasselbe Gewebe durchlaufen, den celtischen und den fränkischen Volksgeist in der französischen Geschichte unterscheiden und überall als getrennt und gegenwirkend nachweisen wollen. Celtisch wäre die Centralisation, die Staatseinheit und das demokratische Volksthum, fränkisch wäre die adlige Abschließung und das individualistische Rechtsprincip. Eine ähnliche Antithese sollte noch neuerdings, als verbesserte und mit einigen demokratischen Phrasen vermehrte Auflage der Franzosenfresserei, von Gustav Diezel*) und dessen Nachtretern in die deutsche Publicistik eingeführt werden; die letzten Nachzügler aber fanden auf diesem Gebiete Nichts mehr abzugrasen vor, als die Verdammung sämmtlicher celtischen, romanischen und slavischen Racen zu ewiger Sklaverei. — Seit der alten Zeit, in welcher sich jedes Völkchen für das auserwählte Volk seines Gottes hielt, ist solche Narrheit nur in Deutschland wieder vorgekommen.

Unter den französischen Historikern aus Aug. Thierry's Schule betont Amédée Thierry, der überlebende Bruder des Meisters, vorzugsweise die römischen Einwirkungen

---

*) „Deutschland und die abendländische Civilisation.“ 1852.

auf die Gallier und die romanische Vergangenheit seines Vaterlandes. Henri Martin dagegen hat sich mit einigen Jüngern dem Kultus der celtischen Vergangenheit ergeben und träumt von der Selbstständigkeit einer religiös-ethischen Kultur-Epoche, von welcher kaum ein paar höchst zweifelhafter, halb behauener Druidensteine und einige dunkle Runen übrig geblieben sind.

Will man im Ernste die ursprünglichen Elemente der französischen Mischrace durch die spätere Geschichte verfolgen, so würden die eigentlichen Freiheitskämpfe in Frankreich, also die der pariser Commune, welche im vierzehnten Jahrhundert die „Erklärung der Menschenrechte" gleichsam anticipirt hat, die Jacquerie, das merkwürdige Phänomen der Jeanne d'Arc, ja selbst die Opposition der Generalstände und Parlamente bis zum Bastillensturm einschließlich, dem celtischen Volksgeiste in Rechnung zu bringen sein. Aber solche Distinktionen sind überhaupt nicht stichhaltig. —

Die celtische Race hat sich nirgends besonders staatenbildend erwiesen; mehr spröde, als zähe, führt sie überall, wo sie sich nicht in einer größeren Mischung auflösen konnte, (also in der Bretagne, in Wales, in Irland und einigen schottischen Bergthälern,) fern vom Hauch der großen Weltgeschichte, ein stilles Pflanzenleben, das sich nur ungern positiven Staatsformen unterwirft und mehr für die Poesie, als für die Geschichte leistet. Ueberall hat der celtische Geist dem romanischen oder dem germanischen weichen müssen. In dem eigentlichen Frankreich nun gar ist celtische Sprache und Sitte frühe fast spurlos verschwunden. Das Element, welches hier dem germanischen entgegentrat, war das romanische, ein Element höherer Bildung, aber geringerer Freiheit, — wenigstens was die naturwüchsige Freiheit jener Zeit betrifft. Nur, daß am Ende Bildung immer in Frei-

heit umschlägt, *) Rohheit aber in Unfreiheit. Natürlich hätten die erobernden Römer, zur Zeit der Eroberung selber der Unfreiheit verfallen, nicht die freiheitlichen Traditionen ihrer Gesetzgebung in die fremden Länder verpflanzt, wenn nicht zum Glück gewisse freiheitliche Bestandtheile und namentlich das jus omnibus aequum dem Wesen jeder wirklich staatlichen Gesetzgebung nothwendig innewohnten, weil eben die Allgemeinheit der Regel schon an sich emancipirend wirken muß. Der Völker gestaltende Einfluß des Romanismus enthält die schärfste Widerlegung jener Racentheorie, welche auf die Geschlechts-Register zurückgeht. Die ebenso unphilosophische, als unhistorische Behauptung einiger Teutomanen, daß das Centralisationssystem der celtischen Race eingeboren sei, wird durch viele unbestrittene Thatsachen widerlegt, aber fast ebenso irrig wäre es, die Centralisations-Idee schlechtweg als romanisch zu bezeichnen. Denn während die romanische Kultur in Frankreich allmälig die Staatseinheit zu Wege gebracht, hat sie in Italien selbst eine Menge selbstständiger Republiken, und in Spanien die ständische Monarchie mit einem großen Maaße ständischer Freiheiten nicht verhindert. Natürlich darf man nicht, wie manchmal in einseitigen Parteischriften geschieht, Celten und Romanen in einen Sack werfen. Die Celten haben, wo sie sich rein erhielten, mehr Unabhängigkeitssinn als formelle Staatsbildung bewiesen. Alle romanischen Völker sind natürlich Mischracen, von komplicirten, meistens

*) Auch die altrömische Freiheit ging nicht an der griechischen Bildung unter, sondern an dem wachsenden und überhand nehmenden Militairstaat. Die Blüthe der Bildung, der wahren nationalen Bildung, fiel in Rom, wie in Griechenland, mit der Blüthe der Freiheit beinahe zusammen.

schwer zu bestimmenden Grundstoffen. Die politische Freiheit aber hat sich stets am sichersten bei Mischvölkern entwickelt, (bei den Römern, Engländern, Schweizern, Amerikanern, Belgiern u. s. w.), wo verschiedene Bildungs-Elemente zusammentreffen, wo Gegensätze und Feindschaften der ursprünglichen Racen in einem höheren Gesetze ihre Verständigung und Versöhnung suchen müssen, wo die durchzukämpfenden Konflikte den ganzen Menschen ergreifen. Wenn die Normanen in England so durchgreifend gesiegt und die Besiegten sich assimilirt hätten, wie die Angelsachsen ihren celtischen Vorgängern gegenüber, oder wie die Franken in Gallien, so wäre es allerdings für viel längere Zeit um die brittische Freiheit gethan gewesen. Der Engländer hat also ganz Recht, das alte, niemals ganz verwischte angelsächsische „common law“ (Gemeines Recht) als die historische Quelle seiner Freiheit zu preisen, wenn dasselbe auch nicht immer unbestritten galt und schon seit vielen Jahrhunderten mehr potentia, als actu besteht. Aber das common law allein hätte es nicht gethan, und die Angelsachsen wurden als Besiegte freier, als sie vielleicht im unangefochtenen Besitze des Inselreiches geworden wären. Englands energischer Widerstand gegen die Einführung des Römischen Rechts, verglichen mit der lauen Opposition des deutschen Reiches dagegen, ist allein schon ein starker Beleg für meine Ansicht. —

In solchen historischen Anfängen liegt der Keim nationaler Freiheit, sicherer und deutlicher, als in der angeblich höheren Natur dieses oder jenes Stammes. Der vielgerühmte Individualismus der alt-germanischen Freiheit, der an dem jungen Christenthum einen mächtigen Bundesgenossen fand, steht wohl, wenn auch nicht immer

so begünstigt, an dem Eingang der meisten Rechtsgeschichten. Auch die Slaven hatten ihre Periode ritterlicher Willkür, wie umgekehrt die Germanen die Leibeigenschaft kannten, und ebenso hatte das slavische Mittelalter die aufsässigen, der wachsenden Fürstengewalt kühn widerstrebenden Gemeinden, wie gegen Anbruch der Neuzeit seine Adelsverschwörungen und die vom Absolutismus gebrochene Aristokratie. Ja, selbst für den kosackischen Gemeinde-Communismus, den Herzén u. A. m. als etwas ganz Besonderes rühmen, finden sich in der germanischen Rechtsgeschichte sehr nahe liegende Analogien unter verschiedenen Formen, überwundene Stufen in der Entwickelung des Eigenthumsbegriffes. — Es wäre sogar nicht schwer, selbst in den Uranfängen des Römischen Rechts, gleichsam in dem heroischen Zeitalter der ältesten Rechtsgeschichte, die Spuren von Einrichtungen zu finden, welche dem Lehnrecht verwandt sind, (ager vectigal und emphyteusis), und in der Symbolik des ältesten Prozesses, in den Scheinkämpfen ihrer feierlichen Rechtshandlungen (den legis actiones, besonders den vindiciae und der manus injectio*) Manches, was an das germanische Compositionenwesen erinnert, an die Gewalt im Rechtsverfahren und an den Loskauf der berechtigten Gewalt.

Bei solchen geschichtlichen Parallellismen, welche uns veranlassen, den Racen-Vorurtheilen und dem schrankenlosen Racenhochmuth mit einem bedauernden Achselzucken zu antworten, kommt der Forscher immer mehr dazu, die gegebenen politischen Zustände auf ihre höhere pragmatische Entstehungsweise zurückzuführen. Das eigentlich pragma-

*) S. Zimmern, Geschichte des Römischen Civilprocesses, §§ 39—41 und §§ 45—47 ff.

tische Geschichtsstudium ist seit Hegel in Deutschland allzusehr vernachlässigt worden. Die Nationalität ist in der That weniger ein bloßes Naturprodukt, als ein durch die ganze Kultur-Entwickelung Gewordenes, dessen Vergangenheit für seine Gegenwart und Zukunft bestimmend sind.

Darnach mag die eine Nation der entsprechenden Darstellung volksthümlicher Freiheit näher stehen, als die andere; keine aber ist durch die Geschichte um den Inhalt ihrer Existenz so gänzlich betrogen, daß wir an ihrer Zukunft verzweifeln dürften. Jede Nation hat ihr eigenes Gesetz der Entfaltung, aber keiner ist das Thor der Freiheit verschlossen!

Wenn wir Deutschen mehr werth sind, als die anderen Völker, so mögen wir es durch die That beweisen; das specifische Maaß des Völkerwerthes ist die Freiheit. Auf diesem Boden verständigen sich die Völker am leichtesten, weil Freiheit die höchste Gewähr des Friedens ist. Die germanische Freiheit steht weder der romanischen, noch der slavischen, (wenn es überhaupt solche Kategorien gäbe!) feindselig gegenüber; und bestände heuer in Frankreich die Republik oder ein ehrliches Repräsentativsystem, so wären wahrscheinlich die falschen Theorien, welche wir hier zu widerlegen versuchten, gar nicht aufgetaucht. Was Börne und Arnold Ruge den Deutschen zugerufen haben: sie seien ein Bedientenvolk, das haben kurz vor der Juli-Revolution Armand Carrel und Paul-Louis Courier in ebenso wohlmeinender Absicht zu den Franzosen gesagt. Zum Glück haben sich Diese und Jene geirrt. Es giebt keine Bedientenvölker!

III. Abstrakte und konkrete Freiheit.

Es ist in neuester Zeit den Franzosen oft von falschen Freunden vorgeredet worden, sie besäßen „mehr Freiheit, als sie wüßten." Diesem Ausdrucke, so perfide er auch gemeint sein mag, liegt doch etwas Wahres zu Grunde. Die Freiheitsidee hat sich in Frankreich so vieler socialer Formen bemächtigt, daß auch die feindseligsten Institutionen sie nicht daraus zu vertreiben vermögen. Umgekehrt tritt in England die, auf aristokratischen Traditionen erbaute, politische Freiheit mehr in das Bewußtsein, als in das Gemeingefühl. Dort fühlt man sich freier, als man weiß; hier weiß man sich freier, als man fühlt. So kommt die Macht der Sitte und nationalen Anschauung, bald tröstend, bald die scharfen Uebergänge ausgleichend, bald mahnend, dem Fortschritt zu Hülfe.

Mir war in England oft zu Muthe, als ginge ich, — wie vielfach in der Umgegend von Genf, — in einer herrlichen Gegend, aber zwischen zwei hohen Mauern eingeschlossen, mit einem schwachen Fernblick auf die Oeffnung, wo die schöne Gegend liegt. Diese Mauern sind in England's öffentlichem Leben die Standesunterschiede. Wie unbestreitbar uns auch Stammes- und Sprach-Verwandtschaft den Engländern näher rücke, wir fühlen uns doch durch unsere ganze moderne Bildung den Franzosen näher verwandt und mehr zu ihnen hingezogen, in Frankreich heimischer, als in England. Wie despotisch auch gerade die Regierung in Frankreich sei, immer werden die Fortschritts-Parteien in Deutschland auf ein näheres Verständniß mit Frankreich hinzuwirken haben.

Wie frei auch das brittische Volk sei, die Reaktion wird sich bei uns immer der Anglomanie zu bedienen suchen, und zwar aus zwei nahe liegenden Gründen. Erstens, weil sie die Englischen Zustände, zu deren Verständniß viel historische und politische Bildung gehört, falsch auszulegen und darzustellen pflegt. Und zweitens, weil sie weiß, daß dieselben unnachahmlich sind.

Sie rühmen und schätzen die englische Verfassung um ihrer Mißbräuche willen, und mit der Abnahme der Mißbräuche nimmt auch ihre Bewunderung ab. Wir dagegen bewundern theils Englands organisches Rechtsleben, das, so kolossale Mißbräuche zu verwinden, stark genug ist, theils die Entwickelungsfähigkeit, welche allmälig dieser Mißbräuche Meister wird.

Der Ausdruck „Entwickelungsfähigkeit" bezeichnet, meines Erachtens, das Preisenswertheste und Glücklichste der englischen Zustände besser, als die unklaren, ja völlig schiefen Ausdrücke „Erbweisheit" und „allmäliger Fortschritt", welche gewöhnlich in den Lobgesängen auf Alt-England bis zum Ueberdrusse wiederholt werden. Aller wirkliche Fortschritt ist allmälig; so will es ein unverbrüchliches Gesetz der menschlichen Natur. Aber nicht überall ist der friedliche Fortschritt möglich; und wo dieser unmöglich ist, da gehen die äußerlich bestehenden Zustände, auf die eine oder andere Weise, ihrer Auflösung und ihrem Untergange entgegen. John Hampden, den die Männer des falsch verstandenen, allmäligen Fortschrittes gewöhnlich als ihr Muster und Vorbild anrufen, und als einen Heiligen der übertriebenen Mässigung in ihren Kalender versetzen, dieser John Hampden war, für jeden Geschichtskenner, ein tüchtiger Revolutionär und ein tapferer Reiteroberst im

Dienste des Aufruhrs, der frühzeitig auf dem Felde der Ehre fiel und sonst vielleicht, nicht minder ehrenhaft, auf dem Schaffote sein männliches Leben beschlossen hätte. Was diesen Revolutionär allerdings vor anderen Revolutionären auszeichnet, die vortreffliche und überaus seltene Eigenschaft für welche er Muster und Blutzeuge wurde, das war sein eigensinniges Beharren auf jedem, auch dem scheinbar geringfügigsten Rechtspunkte; seine Einsicht, daß die kleinste und unscheinbarste Rechtsverletzung, wenn sie ungeahndet bleibt, das ganze System tief erschüttert; daß das Festhalten an jedem Rechtspunkte, wie wenig derselbe auch materiell zu bedeuten scheine, ein Ehrenpunkt jedes freien Mannes und ein positives Interesse jedes Staatsbürgers ist, und daß zu dem Behufe und in solchem heiligen Kriege allerdings mit den bestehenden Rechtsmitteln zu rechnen und zu agiren sei, bevor das Schwert gezogen werde.

„Um einen Strohhalm groß sich regen,
Steht Ehre auf dem Spiel!“ —

Insofern ist John Hampden ein Prototyp und sein aktiver Widerstand ist eine der Ursachen, wegen welcher sich seine Landsleute ein bis zwei Jahrhunderte nach seinem Tode mit dem passiven Widerstande begnügen können.

Bewundern wir, zum Beispiel, immerhin, wie die Kornzölle durch die großartige und im Ganzen doch friedliche Agitation der Anti-Korngesetz-Ligue abgeschafft wurden, aber verhehlen wir uns nicht, daß eine solche Bewegung mit solchen Mitteln auf dem Kontinente unmöglich gewesen wäre, und daß mit dieser Thätigkeit, wenn sie auf dem Kontinente als möglich angenommen werden könnte, die Cobden, Milner-Gibson, Bright, Oberst Thompson u. A. m., denen in England Ministerposten an-

geboten werden, im ganzen übrigen Europa, und selbst in Frankreich unter Louis Philipp, zu den unverbesserlichsten Rebellen gezählt hätten. Gerade darum ist selbst Louis Philipp gefallen, während in England wie in der Schweiz, eine Revolution kaum mehr denkbar ist.

Bekanntlich ist keine Landesgeschichte so reich an Aufständen und Königsmord, als die des vereinigten Inselreiches, und keine Nation hat mehr begeisterten Monarchismus bewiesen, als die französische.

Frankreich ist noch heute monarchisch, wenn auch nicht mehr legitimistisch; und vielleicht wird gerade deshalb der seiner historischen Grundlagen beraubte Monarchismus mit der Zeit innerhalb der republikanischen Formen seine Befriedigung suchen müssen. Die Monarchie der großen Ludwige hat selber die Stützen ihrer Existenz angesägt; die nivellirenden Könige haben, nach Zerstörung aller selbstständigen Kreise und Klassen, Nichts übrig gelassen, als das nackte Menschenrecht und Nichts befördert, als das Gefühl, Streben und Bedürfniß der Centralisation. Aus der zerstörenden Centralgewalt schloß das Volk auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer wohlthätigen, ohne dabei an die Beseitigung der centralisirenden Autorität selbst zu denken, die nun einmal zum allverehrten Götzenbilde geworden war. *) Dadurch gerade geschah es, wie Tocqeville unwiderleglich nachweist, daß die Revolution nur schwachen Widerstand fand, und alsbald allgemein siegreich, ja universell werden mußte.

*) Vgl. H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 2. Bd., 1. Kapitel des V. Buches; und im Allgemeinen für die hier folgende Auseinandersetzung Alexis v. Tocqueville's bekanntes und vortreffliches Werk über „das ancien-régime und die Revolution". —

Die französische Nation ist nicht, ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach, centralisirt. Zum Beispiele leben heute noch auf dem Territorium des französischen Reiches so viele Sprachen verschiedenen Ursprungs, als in anderen Ländern Dialekte. Die Bretonen, Provenzalen, Basken, Wallonen, Deutsche haben Alle, neben eigenthümlichen Volkssitten und Trachten, ihre eigene Volkspoesie, ja zum großen Theile noch in der Gegenwart eigenthümliche literarische Produktionen. Die Mehrzahl der Provinzen protestirt noch alle Tage gegen den überwiegenden Einfluß der Hauptstadt, ohne deshalb zu verkennen, daß die Provinzialgränzen schon lange vor der, allerdings künstlichen und unorganischen Departemental-Eintheilung verwischt waren und daß jetzt vollends die Eisenbahnen neue Wechsel-Beziehungen und neue, aber weitere Abgränzungen hervorrufen. Bis zur ersten Revolution zerfiel das Land in zwei Hälften, die des droit écrit und die des droit commun, zwischen denen keine Gemeinschaft der Rechts-Entwickelung möglich war. Heute ist das flache Land größtentheils streng katholisch und von der niederen Geistlichkeit beeinflußt, Paris dagegen ist eben immer noch — Paris. Aber der Absolutismus des französischen Königthums hatte nivellirt, ohne zu egalisiren, *) und darum mußte die Revolution, um zu egalisiren, auch centralisiren. — Der Absolutismus hatte den Adel geschwächt, ohne den Bürgerstand zu heben; die Frohnden und Zehnten, welche er den privilegirten Ständen entzogen, hatte er sich selber zugeeignet; er hat

---

*) Arthur Young sagte kurz vor der ersten Revolution in seinen „Reisen durch Frankreich": „dieses Land wird von dreißig Intendanten regiert!"

jeden Stand herabgesetzt und rechtlos gemacht, aber den Bürger, den Menschen nicht gehoben. Das Alles will sagen: das Königthum hat die Adern der historischen Entwickelung unterbunden und dadurch die abstrakte Revolution nothwendig gemacht.

Die servile Geschichts-Philosophie, welche, Englands Beispiel ignorirend, sich seit beiläufig einem halben Säculum damit beschäftigt, die segensreichen Wirkungen des sogenannten „aufgeklärten Despotismus" zu beweisen und aus der raubsüchtigen Politik einiger pfaffenfeindlichen Minister ein höheres System zu drechseln, hat in der That die angeführten Thatsachen und Folgen meistens ganz übersehen. Gott wurde nicht gerettet durch den Teufel! — Und die politische Krankheit, an welcher Frankreich noch heute leidet, setzte sich in den glänzendsten Zeiten seines ancien-régime an.

Unter solchen Umständen hätte sich auch in England der formelle Rechtssinn und das köstliche Legalitätsgefühl nicht so lebendig und wach erhalten. Aber dieser formelle Rechtssinn schließt England von der übrigen, der leidenden Mitwelt ab, Frankreichs Leiden dagegen bringen es zu der ganzen europäischen Menschheit in sympathetische Wechselwirkung.

„Ihr habt Ludwig XIV. kopirt," — so kann man zu vielen kleinen Fürstenthümern sagen, — „nun wohlan! so macht Euch auf dieselben Eventualitäten gefaßt, welche Ludwig's XIV. Schöpfungen betroffen haben! Nur werdet Ihr jetzt, wie damals, die unausbleibliche Einwirkung der logischen Konsequenzen ganz passiv (von Frankreich aus) empfangen!" —

In Frankreich waren Herrschaft, wie Freiheit, längst centralisirt, in Deutschland sind beide loka-

lisirt. Aber die traurigen Symptome der bureaukratischen Centralisation sind ebenso gut in einem Staate von Hessen-Kassel's oder Reuß-Lobenstein's Dimensionen zu verspüren, als in Frankreich oder Rußland.

Nicht der Provinzialismus ist stärker in England, als in Frankreich; im Gegentheil! Aber die Bureaukratie ist schwächer, und sie darf es sein. Die Reaktion möchte alle diese Unterschiede mit der brittischen Aristokratie in Verbindung bringen, welche in der That ein ganz anderes Institut ist, als was auf dem Kontinente unter „Adel" verstanden wird; — wobei man aber doch nicht übersehen darf, daß alle Parteien in England, höchstens die aussterbende der Ultra-Tories ausgenommen, an der Beschränkung und allmäligen Beseitigung aller noch geltenden Adels-Privilegien arbeiten, keineswegs aber in diesen die Gewähr ihrer Freiheit finden. Selbst der konservative Graf Montalembert brachte, nach unmittelbarer Anschauung, die Ueberzeugung vom nahenden Untergange der Aristokratie aus England heim. *) — Mit dieser Panacee wäre uns also wenig geholfen! — Auch vertreten die beiden Häuser des brittischen Parlaments, welche, beiläufig gesagt, nicht seit jeher getrennt waren, durchaus nicht, wie oft behauptet wird, die Gegensätze von Stadt und Land, von freiem Gewerbe und großem Grundbesitz, sondern vielmehr die der persönlichen Berechtigung und der Volks-Vertretung. Nur so ist es zu erklären, daß das Oberhaus immer weiter in den Hintergrund tritt.

Zu bewundern ist hierbei, wie sich, trotz dem Eigensinne des ererbten Rechtes, das fortschreitende System der

---

*) Montalembert, Avenir de l'Angleterre. Paris, 1856.

Freiheit und Oeffentlichkeit die schottische und selbst die irländische Nationalität assimilirt. Dieselbe assimilirende Kraft der Freiheit, (welche sich auch im schweizerischen Bundesstaate an den verschiedensten Racen so glänzend bewährt,) hat sich in England selbst schon an der Sprache erprobt, welche, aus der Mischung von Heterogenem entstanden, für die Armuth ihrer Formen durch den Reichthum des überall hergenommenen Materials reichlich entschädigt, noch mehr an den Gesetzen des Landes und fast auch an seiner Industrie. — Könnten die bureaukratischen Regierungsweisen ein ähnliches Phänomen hervorbringen?

Diese assimilirende Kraft, ein organisches Produkt der entfesselten Volks-Individualität, geht nicht nur erobernd in die Breite, sondern dringt vielmehr in die Tiefe; sie ist es, welche allen gewaltsamen Evolutionen der englischen Geschichte alsbald den Stempel der Gesetzlichkeit, der Unvordenklichkeit und Legitimität aufgeprägt hat. Sie ist es aber auch, was den brittischen Institutionen ihre Eigenthümlichkeit giebt und dieselbe für das Ausland ungenießbar, unnachahmlich, wenn nicht unverständlich macht.

Es kommt also nach dem Allen nicht bloß von der geographischen Beschaffenheit, daß England, welches so viele direkte Einwirkungen vom Kontinente empfangen hat, (die Invasionen, die Reformation u. s. w.) doch auf geistigem Gebiete, abgesehen von Technik und Industrie, nicht so unmittelbar auf denselben zurückwirkt, während jede von Frankreich ausgehende Bewegung sich, wie durch einen elektrischen Schlag, dem übrigen Europa mittheilt. Die englische Reformbill sogar wurde durch die Juli-Revolution beschleunigt; die dritte, wie die erste französische Revolution hatte in London, den nördlichen Fabrikstädten und in

Irland vulkanische Ausbrüche zur Folge, die freilich stets vereinzelt blieben. Dagegen haben selbst die südamerikanischen Revolutionen, als ächte Abkömmlinge der französischen, stärker auf Europa reagirt, *) als alle constitutionellen Fortschritte Englands.

Die Gründe hierfür liegen, zum Theil in den Erscheinungen selbst, ganz deutlich vor Augen. In England handelt es sich stets um angeblich ererbte Freiheiten, um das Geburtsrecht des Britten; sie betrachten sich, wie die Aristokratie Europas oder doch wie ein auserwähltes Volk. In den französischen Revolutionen dagegen und in deren Nachahmungen handelt es sich um allgemeine Menschenrechte; das zündet überall, wo kein eigenes und entwickelungsfähiges Volksrecht feststeht. Schlimm genug, daß Europa dieser Contagion noch fast überall ausgesetzt ist! Der abstrakte Idealismus der Staatsidee ist nur ein schwacher Ersatz für die mangelnde Realität!

IV. Französische Formen und englischer Inhalt.

Eine andere Wahlverwandtschaft zwischen Frankreich und Deutschland besteht in der gleichmäßigen Mischung und Scheidung der Stände, sowie in einem annähernd gleichen Verhalten zur socialen Frage.

---

*) Vgl. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, III. Th. 1858, S. 339 ff. — Auch das Wort „Liberalismus“ stammt bekanntlich aus den spanischen Parteikämpfen dieses Jahrhunderts.

Frankreich ist, mit Belgien, das einzige Land von überwiegend katholischer Bevölkerung, in welchem der Bürgerstand dermaßen prädominirt, daß er der Sitz alles geistigen Lebens und die Quelle des nationalen Wachsthums geworden ist. Die Religionsfreiheit in Frankreich und die alte Selbstständigkeit der gallicanischen Kirche stehen sicherlich in einem bestimmten Verhältniß historischer Causalität zu dieser Thatsache. Was die Statistik der gesellschaftlichen Klassen betrifft, so herrscht die größte Aehnlichkeit zwischen Frankreich und Norddeutschland, während England sich dadurch unterscheidet, daß es keinen Bauernstand besitzt. Derselbe ist ihm, seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, zum Theil durch eine naturgemäße, ökonomische Entwickelung, zum Theil durch herzlos-habsüchtige Maaßregeln derselben Grundbesitz-Aristokratie, welche sich auf einen bornirten Bauernstand stützen möchte, immer mehr verloren gegangen; — ohne daß, wie namentlich die kontinentalen Hoch-Tories voraussetzen würden, der eigentlich konservative Gehalt seines öffentlichen Lebens darunter wesentlich gelitten hätte. Ein freies Land bedarf zum Konserviren der blöden Masse nicht.

Auch in Frankreich (und Belgien) blühen Ackerbau und Industrie, wie sonst nur in protestantischen Ländern. Daneben aber besteht in diesen Ländern und in Deutschland, wie ein selbstständiger Bauernstand, so das kleine Gewerbe noch ziemlich unabhängig, welches in England rascher von der großen Industrie verschlungen ward, gerade wie der kleine Freibauer von dem spekulirenden Latifundien-Besitzer.

Das Vorherrschen des Bürgerstandes neben einem massenhaften Bauernstande, der über drei Viertel der

ganzen Bevölkerung ausmacht, erzeugt, selbst bei obligatorischer Volkserziehung, einen schroffen Gegensatz zwischen dem Volksglauben und der höheren Bildung, ja, sehr oft sogar eine vornehme Abschließung der gebildeten Welt, durch welche die demokratische Theorie in nicht geringe Verlegenheit geräth.

Dieser Gegensatz besteht nicht so schroff in England, oder wird dort wenigstens durch kluge Hypokrisie überkleistert. In England geht der vornehme Mann allerdings seinen Untergebenen zu Liebe in die Kirche; die reale Bildung aber und die praktischen Anschauungen, welche dort die Hauptsache, sind keineswegs das Monopol der höheren Gesellschaft; und der Fabrikant legt wohlweislich etwas Geld dazu an, um seinen Arbeitern, sei es durch Pfennigmagazine oder durch Volksschulen, einige nationalökonomische Kenntnisse beizubringen.

Auch was das Verhältniß des Adels zu den übrigen Klassen betrifft, so stehen sich darin Frankreich und Deutschland wenigstens theoretisch näher, als beide darin zu England stehen. Der englische Adel hat, bei den hochtönendsten Namen, am wenigsten nachweisbare Genealogie und am meisten wirklichen Inhalt. Dieser Adel ist ein Stand, unserer ist eine Kaste. Darum ist der Adel in Frankreich machtlos geworden und bei uns mindestens schon aller moralischen Autorität beraubt.

In einer Reihe von Fragen, die bei uns brennende sind, — Gleichheit vor dem Gesetz, der Stände sowohl, als der Konfessionen, Kodifikation u. s. w. — sind die Franzosen uns und selbst den Britten weit vorangeeilt. Sie zeigen uns das Ziel, dem wir nachzustreben haben. Die zu erreichenden Einrichtungen sind die eigentlichen Errungenschaften des Bürgerstandes, für welchen

und durch welchen Frankreich zwei Revolutionen gemacht hat. — England dagegen, dieses Musterland originaler und unnachahmlicher Rechtssitten, zeigt uns eine Mischung der Stände und ein ererbtes Rechtsbewußtsein, die wir weder durch revolutionäre, noch sonst durch legislatorische Beschlüsse schaffen, noch überhaupt auf dem Wege bewußter Willensthätigkeit erlangen können.

Vor allen Dingen fehlt uns die insularische Abgeschlossenheit, welche die stehenden Heere entbehrlich gemacht und somit die wesentlichste Störung jeder gährenden, volksthümlichen Entwickelung weggeräumt hat. Und nun gar der Volkscharakter, der zu diesen Zuständen paßt! Der mit seiner Geduld und Zähigkeit, mit seiner Ausdauer und Beharrlichkeit, bald die Maschine schiebt, bald sich von ihr schieben läßt, dem Mechanismus organisches Leben einhaucht, kurz, das ganze anonyme „It works well", welches jeder von Oben kommenden Schöpfung tausendmal vorzuziehen ist! Das Alles aber ist erst nach und durch, mehrere Jahrhunderte lang dauernde, Verirrungen und Verwirrungen geworden, nach vielen Kämpfen, Leiden und Verbrechen, ärger, als die, wegen deren man heutzutage Frankreich das Recht oder doch die Befähigung zur Freiheit absprechen will. Das constitutionelle England hat seine Epochen der Corruption gehabt (unter den Walpole, Pelham u. s. w., von Karl's II. und Jakob's II. Regierungszeit gar nicht zu reden!) schlimmer, als Frankreich jemals; und so lange es, wie heute noch Frankreich, von fürstlichen Prätendenten heimgesucht war, ist es auch nicht zu der entwickelungsträchtigen Rechtssicherheit gelangt, welche seitdem seine innere Kraft ausmacht. Die großen Revolutionen scheinen allerdings überall, wie Ueberschwemmungen, einen Schlamm zurückzulassen, der nicht

zum besten riecht. Aber diese moralische Fäulniß wuchert nur auf der Oberfläche, wo die herrschenden und herrschsüchtigen Klassen davon angesteckt werden, — während die Massen von dem jugendlichen Bewußtsein ihrer Spontaneität und Selbstständigkeit unfehlbar ergriffen und erhoben zu werden pflegen.

Wer weiß, ob eine seit Jahrhunderten oder auch nur während Jahrzehnten in Frankreich befestigte Freiheit nicht auch jene lokale, national-historische Färbung der Volkssitte annehmen würde, welche uns an England entzückt, obgleich sie der englischen Freiheit theilweise ihren propagatorischen Einfluß entzieht.

Bekanntlich giebt es auch in England Leute (wie Toulmin Smith, David Urquhart u. A. m.), welche über den Verfall des alten Rechtes, des „common law", jammern und den Untergang prophezeihen, (keinem Lande wurde er öfter prophezeiht!) weil die modernen Staatsmänner sich dem **französischen** Geiste der Verwaltung und Rechtspflege zuneigen.

Es sind kaum vierzig Jahre her, da konnte ein des Mordes überführter Verbrecher in London einen der höchsten Gerichtshöfe durch sein hartnäckiges Erbieten zum gerichtlichen Zweikampfe in Verlegenheit setzen, weil die Gottesurtheile oder doch diese Form derselben noch nicht formell abgeschafft war. *) Seitdem sind summarische Polizeigerichte und der Central-Strafgerichtshof von London eingeführt, das Eherecht reformirt, die Munizipal-Verfassungen und die Universitätsordnungen vereinfacht, die Steuer- und Zollgesetzgebung auf neuen Grundsätzen erbaut, die Grund-

---

*) Das geschah erst im letzten Regierungsjahre Georg's III. durch das Statut 59. Geo. III. c. 46.

besitzübertragung entfesselt und erleichtert, die Armen-Verwaltung und selbst das Auswanderungswesen centralisirt, die öffentliche Gesundheitspflege zur Staatspflicht erhoben, der Volksunterricht zur allgemeinen Angelegenheit gemacht, die Entwässerung (drainage) regulirt, das Bankwesen, die Pfandleihanstalten, die Aktiengesellschaften, die Sparkassen und die wechselseitigen Unterstützungsgesellschaften 2c. controllirt, die Ostindische Compagnie ist expropriirt, Kriminalgesetzgebung und Strafanstalten sind nach humanen Prinzipien gemildert und dadurch auch wirksamer gemacht worden, die neuen Eisenbahnen entgehen ebensowenig der öffentlichen Controlle, als die alten Kanäle und Heerstraßen, die Gemeindetriften ebensowenig, als die Miethhäuser für die ärmeren Klassen. Die Fabrikarbeit der Weiber und Kinder wurde einem Maximum unterworfen. Kein Passagierschiff sticht mehr in See, keine Fabrik entsendet mehr den Rauch ihrer Maschinen über die benachbarten Schornsteine, ohne daß eine Behörde (board) oder doch eine Kommission die Sicherstellung der dabei Interessirten, Kontrahenten oder Nachbaren, einer, von Gesetzen geregelten Fürsorge und Controlle unterwürfen. *)

Alle diese, durch die moderne Entwickelung des Verkehrs und der Gesellschaft unentbehrlich gewordenen Reformen greifen natürlich mehr oder weniger störend in die absolute Freiheit des Individuums ein; ja, an der summarischen Gerichtsbarkeit der neu eingesetzten niederen Höfe, neben welchen die alten Tribunale in englischer Weise fortbestehen, aber viel weniger beschäftigt sind, wäre

*) Vgl. unter anderen Vivien, Etudes administratives, T. I., pag. 19. — L. Bucher. Parlamentarismus u. s. w.

manchmal ihr willkührliches, nicht immer durch Appellation gutzumachendes Verfahren zu tadeln. Die reifere Erfahrung wird vielleicht diese oder jene Maaßregel rückgängig machen, oder doch stark modificiren; wo es sich nicht um verjährte Traditionen handelt, geschieht das leicht in England. Im Ganzen sollte hier die statutarische Gesetzgebung Ansprüchen genügen, Bedürfnisse befriedigen, welche in den meisten anderen Ländern durch Revolution oder sogenannten „aufgeklärten Despotismus" befriedigt wurden. Der englische Staat auf dem Grundgesetz des individuellen Rechtes erbaut, soll, um den Anforderungen der Neuzeit in Kultur und Industrie zu entsprechen, zum Staate des Gemeinwohls werden, ohne dafür seine politische Freiheit einzubüßen. Zu einem solchen Uebergange gehört immerhin, soll er friedlich verlaufen, eine starke Dosis politischer Reife.

Vor allen Dingen aber sind die Engländer bei ihren politischen Evolutionen und Revolutionen stets durch zwei glückliche Umstände bewahrt oder gerettet worden: 1) dadurch, daß sich die ministerielle Willkür auf kein stehendes Heer stützen kann; — und 2) dadurch, daß von Außen keine Störungen zu befürchten sind und der auswärtigen Politik kein bedeutender Einfluß auf die innere Entwickelung gestattet ist.

Die Partei, welche den reformirenden Whig-Ministerien den Vorwurf der Französelei, Centralisation, Vielregiererei u. s. w. macht, ist äußerst schwach und klein, weil eben keinem Ministerium und keinem Parlamente in England einfällt, radikal reformiren zu wollen. Die meisten Reformen kündigen sich sehr schüchtern an, bald als provisorische Maaßregeln, bald werden sie dem freien Ermessen der Gemeinden anheimgestellt; man macht dem

Alten seine Reverenz, läßt es zum Schein neben dem Neuen bestehen und sucht diesem, wo möglich, einen alten Namen zu geben, wenn man es nicht in eine alte Institution einschachteln kann. Dabei wird Zeit und Uniformität verloren, aber Rechtssicherheit und Freiheit gewonnen. Das ist die sogenannte Erbweisheit, nämlich die Weisheit, mit dem Ererbten nicht offen zu brechen.

An den Fehlern der Reform-Bill, welche jetzt schon einer Ergänzung bedarf, läßt sich dieses System am deutlichsten erkennen; man hat sich wohl gehütet, das Princip der numerischen Repräsentation, dem man darin zusteuerte, ausdrücklich zu bekennen; und die Urheber der Reformakte mußten sich, um Etwas durchzusetzen, mit Stückwerk und Halbheiten begnügen; aber sie liefen dafür auch niemals Gefahr, einen Schritt zurückzuthun, und sind nach einem Vierteljahrhundert sogar in der Lage, einen zweiten Schritt vorwärts zu thun, den die ganze Nation freiwillig und freudig mit ihnen gehen wird. Ein anderes Beispiel: die Emanzipation der Juden und Protestanten in Frankreich geschah als ein befreiender Akt, als eine stolze Huldigung an das allgemeine Menschenrecht und die Menschenwürde; in England ist die analoge Thatsache nur eine vorsichtige und eigentlich unlogische Veränderung überlebter Eidesformeln, bei denen das moderne Rechtsprinzip nur verschämt und verstohlen, wie Contrebande, eingeschmuggelt wird. Aber der Britte fühlt sich sicherer, wenn er seine ideale Regung hinter dem Respekt vor dem Historischen und Hergebrachten verbergen kann!

Nichtsdestoweniger regen sich, unter den gepuderten Perrücken von Chancery-lane und Inner-Temple eine Menge jugendlicher Köpfe und reißen das Publikum mit sich, zur Aufräumung in dem, kaum mehr zu bewältigenden Au-

giasstall der englischen Jurisprudenz, zum Feldzuge gegen einen Wust von Gesetzen, in welchem sich selbst die ältesten Richter nicht mehr zurechtfinden. Nach der juristischen Logik Alt-Englands hätte konsequenterweise, in dem reichsten und betriebsamsten Lande der Welt weder der Bodenkredit, noch das Wechselrecht, noch die Expropriation im öffentlichen Interesse Zulassung finden können; noch heute muß in der City von London für die Einführung von Handels-gerichten agitirt werden, obgleich das alte Recht auf die Handelsverhältnisse der Neuzeit gar nicht anwendbar ist.

Aber wenn der Legalitäts-Eigensinn das große Thor der Oeffentlichkeit verschließt, so weiß das praktische Bedürfniß gelegentlich eine kleine Hinterthür zu benützen, die nach und nach erweitert wird. So geht die praktische Befreiung, erobernd und den Weg bahnend, der theoretischen Befreiung voran, der Erlösung von der Herrschaft des Buchstabens, von der Tyrannei des ödesten Formalismus.

In Frankreich dagegen ist die Theorie zeitweilig der Praxis soweit vorangeeilt, daß diese, verwahrlost und verachtet, zurückblieb, wie unter der Orleans-Dynastie die Provinzen hinter Paris.

Das England von Heute ist freilich nicht mehr dasselbe, welches den alten Vincke begeistert hat, das Ideal des ehrwürdigen Stein. Der neueste Vorredner der Vincke'schen Schrift,*) der epigonisch auf dem ererbten Standpunkte stehen geblieben ist, bejammert denn auch

*) „Darstellung der inneren Verwaltung Großbrittaniens." Von L. Freiherrn v. Vincke. Herausgegeben von B. G. Niebuhr. Berlin, 1815 (Verlag von G. Reimer). — Zweite Auflage, 1848, mit einer Vorrede von Marcus Niebuhr (dem Sohn des Historikers).

wirklich den Verfall der englischen Verwaltung. Die Widerlegung solcher Jeremiaden liegt in dem Anlaß und der Tendenz der berühmten Schrift selbst. Sie war indirekt gegen das französisch-westphälische Verwaltungssystem gerichtet und konnte, obgleich schon im Jahre 1808 geschrieben, erst nach dessen Sturz erscheinen; sie steht somit im innigsten Zusammenhang mit der Richtung, aus welcher die liberale preußische Städteordnung hervorging. Die Männer, welchen die hohe Aufgabe zugefallen war, in Deutschland den öffentlichen Geist zu wecken und zu erziehen, als derselbe noch im tiefsten Schlummer lag, durften und mußten die Ansicht befolgen, daß es auf eine autonomische Verwaltung mehr ankomme, als auf eine formell freie Verfassung. Der Gegensatz gegen das Franzosenthum wirkte hierbei mächtig mit. Der erste Herausgeber, der berühmte Niebuhr, macht auch die Bemerkung, daß dieselben Verfassungsformen in England die Freiheit, in Irland die Tyrannei als Resultat hervorbrächten, daß die englische Verfassung seit 1689 der Form nach nicht geändert worden, wohl aber die Verwaltung, und daß daher die Aristokratie so sehr abgenommen habe. (Schon 1815!) Das ist es ja eben! Die Verwaltung konnte sich seit 1689 unter einer freien und unverbrüchlich eingehaltenen Verfassung im liberalen Sinne entwickeln und sie hat sich seit 1815 in diesem Sinne (zur „Abnahme der Aristokratie") weiter entwickelt. Dieselben Verwaltungsnormen, ohne die Garantie einer freien Verfassung, würden wahrhaft türkische Zustände hervorbringen. Das administrative Self-Government blühte ja das ganze Mittelalter hindurch und hat doch weder den Despotismus der Plantagenets, noch den der Tudors verhindert. Die Alten, welche ihrer Zeit den ächten

Sinn für Freiheit hatten, würden, eben weil sie die rechten Männer ihrer Zeit waren, heute lebend, das Verständniß für die Gegenwart mitbringen, während ihre Epigonen vor funfzig Jahren zur Reaktion von damals gestanden hätten, wie sie jetzt zu der von Heute stehen.

England aber, dessen Zustände das beschämende Lob der mißverstehenden Reaktionaire nicht verdienten, folgt jetzt, wo es gelegentlich deren unverständigen Tadel erfährt, immer noch dem Gesetze derselben einen und ununterbrochenen Entwickelung. Was damals noch das brittische Self-Government so reizend darstellen ließ und was heute als Verfall desselben erscheint, das ist im Grunde nur der nothwendige, der unvermeidliche Uebergang vom Aristokratismus zum Demokratismus. Die heutigen Regierungs-Commissionen bestehen aus bezahlten Beamten, deren Kontraktsverhältniß ihre persönliche Freiheit weit, weit besser wahrt, als die steife und bevormundende Staatsdiener-Pragmatik der Kontinentalstaaten. Die ehemaligen Sheriffs, Friedensrichter und Constables, in welchen die ganze lokale Regierung konzentrirt war, wurden aus den reichsten Grundbesitzern ihres Kreises ernannt. Das waren vermögliche und vornehme Leute, die ohne Gehalt, d. h. für Ehre und Einfluß, arbeiteten. Die gleiche Berechtigung war dabei nur eine scheinbare, gerade wie beim englischen Privatrecht, wo zum Beispiel ein Ehescheidungsprozeß bis vor Kurzem so enorme Summen kostete, daß er nur als ein seltener Luxusartikel der reichsten Leute zu betrachten war. Die Aristokratie des Besitzes, welche die Provinzial- und Lokal-Aemter inne hatte, war freilich unabhängig von den Ministerien; vielmehr verstand sie es, der Regierung ihre Bedingungen zu stellen und die Wahlen zu leiten. Der anscheinend unentgeltliche Patrio-

tismus dieser Aemter warf an Patronat, an Kolonial- oder Kirchen-Bestallungen, an Lieferungs-Kontrakten und dgl. m., für die Söhne und ärmeren Verwandten sehr hübsche Zinsen ab.

Man preise immerhin die antiken Gemeinwesen, wo jeder freie Bürger dem Staate umsonst diente und seine Aecker — von Sklaven bestellen ließ; die moderne Demokratie verfolgt ein höheres Ziel! — In der bureaukratischen Verwaltung steht allerdings der Geldaristokratie nicht gerade die des Verdienstes gegenüber, sie enthält nur die erste, schlechteste, die negative Seite der staatsbürgerlichen Gleichheit und darf deshalb nur als Uebergang zu der höheren, erfüllten Gleichheit für annehmbar gelten. Wir wissen recht gut, daß die Herren von Downingstreet und Westminster ebensowenig, als die in den Tuilerien und auf dem Concorde-Platze, gerade die Würdigsten zu den höchsten Stellen heranziehen; wir wissen auch, daß die Bureaukratie leicht zum stehenden Heere des Absolutismus wird. Wo aber die bürgerliche und die politische Freiheit in ihren Fundamenten fest begründet sind, da ist das nicht zu befürchten. In England ist der Beamte eben ein Arbeiter, seines Lohnes werth, und ist dem Aristokraten, der politisches Kapital machen will, bei Weitem vorzuziehen. In England ist, trotz der neuen summarischen Proceduren (deren Vollzieher größtentheils unter dem Ministerium des Innern stehen) keine Kabinets- und keine Administrativ-Justiz zu befürchten.

Wenn sich somit England ohne Gefahr die französischen Schablonen aneignen darf, so ist darum nicht minder wahr, daß sich in Frankreich unter diesen allgemein gültigen Formen der Despotismus einschleichen konnte. Es sind eben Formen, der Inhalt muß vorgefunden

oder nachträglich erzeugt werden. Einstweilen haben die Formeln der Gleichheit und Gerechtigkeit in Frankreich erst das Bedürfniß und die Sehnsucht nach dem Inhalte geweckt.

Bekanntlich hat Hegel, wenn ich nicht irre, in der „Preußischen Staatszeitung", kurz nach der Promulgation der Reform-Akte, deren Unhaltbarkeit und „abstrakte Atomistik" nachgewiesen und, mit der Energie eines Hochtory, die Unentbehrlichkeit der verrotteten Burgflecken für den dialektischen Constitutionalismus darzuthun versucht. Ungleichheit und Ungerechtigkeit galten damals noch den tiefen Denkern in Deutschland als die Stützen und unumgänglichen Bedingungen des staatlichen „Organismus". Die englische Nation aber plagte sich mit solchen Hirngespinnsten nicht, sie wußte ganz wohl, daß sie durch die Reform an Macht und Freiheit Nichts einbüßen und auch der Anarchie keine Handhabe bieten würde. Sie wird auch bei der nächsten Reform-Akte Nichts risquiren, als höchstens — für die erste Zeit — eine allzu konservatives Parlament. In England nämlich würde selbst das allgemeine Stimmrecht auf geschichtlicher Basis ruhen, wogegen das constitutionelle System in Frankreich gerade daran gescheitert ist, daß es die Moderamina, die sogenannten Sicherheitsschrauben (die Pairie, z. B.) künstlich herstellen wollte und dazu dem englischen Staatswesen Formen entlehnte, deren Inhalt auf französischem Boden nicht gewachsen war und nicht blühen konnte.

Wohlgemerkt: die „historische Basis" in England ist keine solche, die außer allem menschlichen Willen und Berechnung liegt. 1688 und 1714 haben die Engländer neue Legitimitäten geschaffen und wenn ein König von

England einen Staatsstreich versuchen wollte, so würden sie vielleicht noch einmal eine neueste und letzte Legitimität produciren. Im Ganzen sind die republikanischen Elemente der englischen Staatsanschauungen mehr gegen die Aristokratie gerichtet, die sie allmälig auflösen; auch die Abschaffung der Kornzölle trug wesentlich dazu bei. Die Engländer sind viel zu klug, das Königthum entbehren zu wollen, so lange noch ein Rest von Aristokratismus zu beseitigen ist. Dabei befinden sie sich in der Lage eines Mannes, der sein Haus von Grund auf neu erbaut, ohne es zu verlassen und deshalb stückweise zu Werke geht. Das ist auch eine der praktischen Ursachen ihrer Furcht vor starrer Prinzipien-Anwendung.

Was können aber die Franzosen dazu, daß man ihnen das Haus über dem Kopfe abgebrannt hat! — Sie mußten anders verfahren. Das Königthum hatte ja längst vor der Revolution tabula rasa gemacht und selbst die politische Centralisation (nicht die administrative) war unvermeidlich geworden. Oder wollte man etwa behaupten, daß der Provinzialgeist in Frankreich, der wahrlich die Freiheit nicht beherbergte, minder gefährlich gewirkt hätte, als die Centralisation? Die Centralisation ist allerdings an sich kein freiheitliches Prinzip, sondern ein revolutionäres, und eher mit der Diktatur, als mit der Demokratie verwandt. Aber sie war in Frankreich nicht nur als Waffe gegen die inneren und äußeren Feinde, sondern auch als Mittel der Gleichheit unentbehrlich geworden. Dies gilt namentlich von der politischen Centralisation; die administrative ist, selbst in Frankreich, nur den mit Bewußtsein reaktionären Regierungen zuzuschreiben, und namentlich dem Imperialismus, der sich, wie alle absolutistischen Systeme, zwischen

den zwei Polen des „Divide et impera" und der militärischen Disciplin bewegt. Insofern er sich gegen das liberale Paris, auf das verblendete flache Land stützt, wirkt er eigentlich der Centralisation entgegen.

Im Ganzen aber gehört die Centralisation nun einmal zu den wenigen, unvermeidlichen geschichtlichen Grundlagen der französischen Staats-Entwickelung. Und in Frankreich, wie in allen Ländern, welche, durch Unterbindung der alten Freiheitsadern, zu einer, der französischen analogen Entwickelung gedrängt werden, wird sie unentbehrlich sein. Das einzige Heilmittel dagegen bestände in der Gemeinde- und Associations-Freiheit, aber weder im Provinzialgeiste, noch in der ständischen Gliederung, welche Gegengifte giftiger wären, als das Uebel selbst.

Wir haben oben auszuführen gesucht, daß die Centralisation keineswegs im französischen Volkscharakter ursprünglich begründet war. Sie hatte vielmehr die größte Mannigfaltigkeit der Lokalrechte und Landessitten zu bekämpfen; ja es giebt noch heute Erdwinkel in Frankreich, deren Bewohner sich der gleichen Erbtheilung entziehen. *) Aber der mächtige moderne Staatsgeist bewältigt das Alles. Dieser Staatsgeist hat sich Probleme vorgesetzt, zu deren Lösung er der concentrirten Betheiligung aller individuellen Kräfte bedarf, und das französische Volk, das nicht allzu streng nach einem Momente der Ermattung beurtheilt werden sollte, hat zu der Formulirung dieser

*) Vgl. Le Play's Studie über den Lavedan-Gau in den „Ouvriers de deux mondes", I. Theil, erste Lieferung, Nr. 3; ebendaselbst Nr. 4 u. s. w.

Aufgaben vor allen europäischen Nationen am eifrigsten beigetragen.

Uebrigens geht es mit der Theorie der Centralisation, wie mit vielen politischen Stichwörtern. Während wir sie gegen die Angriffe der Reaktion vertheidigen, bekämpfen wir das Interesse, welches der verblendete Liberalismus an ihrer Beförderung und Ausdehnung nimmt. Wenn in Frankreich Legitimisten und Pfaffenfreunde (Raudot, z. B.) die Centralisation angreifen, wenn sich selbst der Bonapartismus heuchlerischerweise einen Moment lang gegen dieselbe erklärt hat, so war und ist es nur die allgemeine Rechtsgleichheit, die Beeinträchtigung der klerikalen und aristokratischen Lokal-Einflüsse und das geistige Uebergewicht der Hauptstadt, welche ihnen zuwider sind. Uebrigens ist es unwahr, was in deutschen Zeitungen fortwährend wiederholt wird, daß die ganze französische Demokratie blind für das System der administrativen und bureaukratischen Centralisation eingenommen sei, daß dasselbe zu ihren politischen Glaubensartikeln gehöre. Gerade Armand Carrel, der doch weniger, als z. B. Godefroy Cavaignac und viele andere seiner Zeit hervorragende Demokraten, mit den trügerisch glänzenden Traditionen des ersten Kaiserthums gebrochen hatte, hat trotz dieser Schwäche im „National" des Jahres 1833 eine glorreiche Polemik gegen die Centralisation geführt. Von den Jüngeren wäre Proudhon anzuführen. Freilich sind nicht Alle frei, die ihrer Fesseln spotten. Aber selbst Odilon-Barrot sagte unter Louis Philipp in der Kammer:

„Nur die Völker widerstehen den fremden Invasionen, welche das Glück haben, die Centralisation nicht zu kennen, die ich den Despotismus nenne." — — „Viele Leute hassen den Despotismus, wenn er auf ihnen lastet,

und lieben ihn, wenn sie ihn selber ausüben können.“ — „Spanien widerstand ohne Centralisation sieben Jahre lang unseren Angriffen, und Frankreich ward mit seiner kaiserlichen Centralisation binnen fünfzehn Monaten zweimal von feindlichen Armeen überschwemmt!“ —

Treffender können die politischen Nachtheile der Centralisation in kurzen Worten nicht geschildert werden. War Spanien wie Frankreich centralisirt, so war mit der Eroberung Madrids auch ganz Spanien unterworfen. Wobei freilich einzuschalten wäre, daß ein politisch centralisirter Staat mit modernen Institutionen wohl schon seine natürlichen Gränzen besser vertheidigt hätte, als das damalige Spanien. Was Odilon-Barrot von äußeren Kriegen sagt, hätte er noch schlagender an den inneren Fehden nachweisen können. Jeder Aufstand ward sonst in Spanien zum langwierigen und weit verbreiteten Bürgerkriege mit langsam erlöschendem Zündstoff; in Frankreich dagegen wurden die Revolutionen durch und in Paris rasch entschieden. Was Frankreichs Widerstandsfähigkeit im Allgemeinen betrifft, so generalisirt die obige Aeußerung Barrot's, der glänzenden Antithese zu Liebe, einen speziellen Fall, der bei alledem doch bewiesen hat, daß selbst eine siegreiche Coalition Frankreich für untheilbar erklären mußte. Die Staaten, welche ihre äußere Unabhängigkeit oder ihre alten Gränzen verloren, haben das niemals der Centralisation zuzuschreiben gehabt; vielmehr waren sie alle innerlich zerrissen, als sie den äußeren Feind anzogen und mächtig werden ließen. So wie Frankreich nun als Nation constituirt ist, wird es unter Umständen allerdings mehr Offensivmacht als Defensivmacht entwickeln. Dies liegt aber noch mehr in dem propagandistischen Ge-

präge seiner Staatsidee und Gesetzgebung, *) deren Produkt ja unter anderen auch seine Armee ist, als in der Centralisation schlechthin.

Dies Alles gilt hauptsächlich von der politischen Centralisation. Die administrative Centralisation, d. h. die Bevormundung der Individuen durch eine Bureaukratie, welche sich unterscheidunglos und ohne Widerstand jeder siegenden Centralgewalt unterwirft, hat viel bedenklichere Seiten, auf die wir unten zurückkommen werden.

Die Centralisation ist nun einmal ein Januskopf mit zwei Gesichtern. Soweit sie als Bedingung der Rechtsgleichheit (und codificirten Gesetzgebung) unentbehrlich ist, wurzelt sie in allen französischen Rechtsanschauungen und selbst in den Landessitten so tief, daß ihre Vorzüge für ihre Nachtheile entschädigen müssen. Die, welche unnütz dagegen deklamiren, verstoßen gerade gegen ihre beliebte Theorie der historischen Grundlagen. Wünscht Ihr ernsthaft die wünschenswerthe Autonomie aller Kreise, Klassen und Verbindungen, so gewährt auch allen diesen Gesellschaftsformen die gleiche Berechtigung. Wollt Ihr das Uebel der Bevormundung ernstlich bekämpfen, so greift es an der Wurzel an, bei der mangelnden Volks-Erziehung, dem Pfaffenthum und den stehenden Heeren; wagt es, die Exekutivgewalt überhaupt zu beschränken, die politischen Funktionen zu vereinfachen, und an die Stelle

---

*) Zu der Zeit der französischen Eroberungen konnte man die traurige Beobachtung machen, wie überaus rasch die neu incorporirten Gränz-Departements sich dem Hauptlande assimilirten. Dagegen ist Frankreich zu außer-europäischer Colonisation weniger geeignet, weil hierzu keine Individualisirung der Zustände und Regierungstypen gehört, die den centralistischen Franzosen ein für alle Mal abgeht.

der zu beseitigenden bureaukratischen Vielschreiberei die wahre Oeffentlichkeit zu setzen, welche jeden Beamten für seine Handlungen verantwortlich macht. Die persönliche Verantwortlichkeit ist die Grundbedingung aller Freiheit.

Die wahrhaft organische Centralisation, die des enthusiastischen Gemeingefühls und der bewußten Solidarität der Interessen, ward schon in dem geistigen Leben Frankreichs vorbereitet, als die Krebsschäden der mechanischen Centralisation noch ausschließlich in den Regierungskreisen überwucherten. Montesquieu, Diderot, Voltaire und ihre mitwirkenden Zeitgenossen dachten und schrieben in gemeinverständlicher, für ganz Europa förderlicher Weise, während unsere größten publicistischen Talente des vorigen Jahrhunderts, die Justus Möser, Schlözer, (wie leider noch die meisten deutschen Publicisten der letzten Vergangenheit) dem leidigen Provinzialgeiste ihre beste Kraft und den größten Theil ihrer Wirksamkeit zum Opfer brachten. Als dann die große Epoche unserer klassischen Literatur anbrach, gingen deren Genies alsbald weit über die Gränzen des engen und zwar geistig beengenden Vaterlandes hinaus. Von dem Provinzialismus bis zum Weltbürgerthum war nur ein Schritt. Die Franzosen aber blieben vor diesen beiden Extremen bewahrt. Nur spät, durch schwere Leiden und nicht minder durch allerhand lächerliche Verirrungen und Alfanzereien hindurch, konnte sich erst der deutsche Patriotismus zu einer selbstbewußten Existenz herausbilden! — Das Unmittelbare in dem englischen oder französischen Staatsbewußtsein ist es aber vor allen Dingen, was uns mit neidischen Blicken über den Rhein und die Nordsee schielen läßt. Wie gerne würden wir noch manche Beschränkung

für dieses kostbare Gut in den Kauf nehmen! England ist in dieser Beziehung noch glücklicher, als Frankreich. Wie England seine Küsten, Frankreich aber seine Hauptstadt zu befestigen hat, so erwarb Frankreich erst durch verschiedene Formen der literarischen, administrativen und selbst militärischen Centralisation, was England durch seine insulare Lage und seine, von Außen nicht bedrohte Entwickelung gar leicht geworden ist und beinahe von selbst zufiel. —

Die Centralisation ist allerdings oft nur eine Kriegsmaschine, aber sehr oft eine unentbehrliche. So sehen wir jetzt Italien zur Erlangung derselben die größten Opfer an individuellem Leben und an geheiligten Traditionen bringen. Auch Deutschland würde — bei seinem religiösen Dualismus — von einer bedeutenden Annäherung an die politische Centralisation nicht dieselben Gefahren zu befürchten haben, welche das, von seinen nivellirenden Königen zur Revolution erzogene französische Volk seitdem betreffen mußten. Denn auch der gewaltsame Einheitstrieb, der im neueren Frankreich zeitweise das politische Legalitätsbewußtsein verdrängt, ist eine Frucht jenes Absolutismus, der, mit der kirchlichen Autorität zu dem Behuf verbündet, selbst in der Tiefe des gläubigen Gemüthes der individuellen Unabhängigkeit keinen Raum lassen wollte!

V. Socialismus und Kaiserthum.

Neben der Centralisation wird gewöhnlich der Socialismus dem modernen Frankreich zum Vorwurf gemacht und beide hängen in der That enger zusammen, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Die Centralisation nämlich hat die individuelle Selbstständigkeit untergraben und die Vorstellung verbreitet, daß der Staat und nur der Staat jeder Noth abhelfen könne und müsse. Außer dieser irrigen Vorstellung liegt in den französischen Institutionen Nichts, was die Theorie einer socialistischen „Gesammtbürgschaft" ermuthigen könnte. Im Gegentheil dürfte das englische Armengesetz der Königin Elisabeth mit seinen späteren Zusätzen viel eher für eine socialistische Einrichtung gelten, *) als Alles, was die französische Gesetzgebung in dieser Hinsicht produzirt. Dieselbe Institution würde allerdings in Frankreich, Spanien oder Italien anders gewirkt haben, als in dem betriebsamen und auf persönliche Unabhängigkeit gestellten England; es gehört demnach die ganze Gesetzgebung, und die ganze Entwickelung des Volksgeistes und der Industrie dazu, um den Sinn

*) Dies führt John Stuart Mill, einer der bedeutendsten und vorurtheilsfreisten Denker Englands, im Aprilheft 1849 der „Westminster Review" aus, („zur Widerlegung irriger Ansichten über die revolutionären Behörden Frankreichs.") — Uebrigens sollten sich die Anglomanen erinnern, daß ihre größte Autorität, Montesquieu nämlich, dem Proletarier das Recht auf Arbeit, ja sogar das auf hinreichende Nahrung und Bekleidung ausdrücklich vindicirt. — S. „Esprit des lois", Livre 23, chap. 29.

und die Folgen einer solchen Einrichtung zu beurtheilen. Seinem (protestantischen) Ursprung und seiner Anwendung nach, ist das englische Armengesetz wesentlich moderner Natur, allein auch das Mittelalter hatte eine Reihe socialistischer, ja kommunistischer Gemeinde-Anstalten, freilich ohne den Begriff des Allgemeinen Menschenrechtes, der in dem revolutionären Frankreich hinzutrat und der zu Grunde liegenden Idee einen gefährlichen Zündstoff beimischte.

Hundert Namen aus allen Ländern und Zeiten, seit Plato bis zu Thomas Münzer und den Millenariern, und von da wieder bis zu Robert Owen und den Chartisten oder Schneider Weitling, beweisen, daß der Socialismus keine neue und keine französische Erfindung ist. Natürlich spricht er in Revolutionen lauter, als unter der Knute; und freilich liegt er einem Volke näher, das von allen Freiheiten die Handelsfreiheit am wenigsten begreift, obgleich seine Gesetzgebung die Gewerbefreiheit am weitesten und liberalsten (auch auf die Fremden) ausdehnt. So waren die Zwangspreise und das Maximum, welche der ersten Revolution zum Vorwurf gemacht werden, schon vierzig Jahre vorher angewandt worden. *) Prinzipiell hatten diese Versuche damals nicht mehr zu bedeuten, als etwa die Luxusgesetze der guten, alten Zeit (die jetzt in der Türkei an die Reihe kommen). Wohl aber haben sie die Gesellschaft auf solche Ausschweifungen von der Bahn der Gesetzlichkeit und der persönlichen Freiheit vorbereitet.

Der Socialismus, der in sein Nichts verschwindet, sobald man ihn analytisch in's Auge faßt, konnte selbst

*) S. Tocqueville, „l'ancien régime" etc. S. 435.

1848, auch in Frankreich, keine feste Gestalt gewinnen. Bei Lichte besehen, haben ihn seine leidenschaftlichsten Anhänger in der politischen Praxis schnell verläugnet. Aber all' diesen unheimlichen Verirrungen liegen doch zwei wichtige historisch-politische Thatsachen zu Grunde, nämlich:

1) das Bewußtsein der Solidarität aller Interessen, welches in einem centralisirten Staatswesen stärker, als in den decentralisirten, und in Frankreich noch lebendiger wirkt, seitdem die Gesetze der ersten Revolution den Grundbesitz unter die große Masse der Nation vertheilt haben. *)

2) der eigenthümliche Beruf der französischen Revolution.

Wir betrachten nämlich die französische Revolution als eine, in ihrem unhemmbaren Kreislauf noch be-

*) Es stellt sich immer mehr heraus, daß die freie Parzellirung den allgemeinen Wohlstand in Frankreich über alle Maaßen befördert und gehoben hat, und auch, daß daraus mit der Zeit ein Element der Stabilität hervorgeht, stärker, als alle Majorate und Fideikommisse Englands und Preußens. Eine siebenzigjährige Erfahrung liefert sogar den Beweis, daß auch auf diesem Gebiete die Natur sich am besten selber hilft, so daß z. B. in den letzten 45 Jahren die Anzahl der Eigenthumsquoten in Frankreich eher ab- als zugenommen hat, ohne daß die dabei verfolgte Arrondirung der Bildung aristokratischer Latifundien (wie in England) den geringsten Vorschub geleistet hätte. – Vgl. Hippolyte Passy's Abhandlung in den „Memoires de l'Institut de France, Tome II., 2. Série, pag. 283—312; ferner Rossi's „Cours d'économie politique", Tome II., pag. 74. — Dupont-White, L'individu et l'état, 1857, pages 302 ff. Passy's „Diverses Systèmes de culture." — Wolowski, über Bodenabtheilung und steigenden Bodenwerth, in der „Revue des deux mondes" vom 1. August 1857. — Léonce de Lavergne's ausgezeichnete Arbeiten über Agrikultur (1855 und 1857) und meinen Artikel über Agrikultur-Statistik, in Nr. 497 der „Berliner Nationalzeitung" von 1857.

griffene, historische Krisis, die nicht eher abgeschlossen sein wird, als bis das Räthsel, das sie am ersten Tage aufgegeben, gelöst ist. Mit solchen historisch-politischen Räthseln geht es ungefähr, wie mit den Fragen, welche die Erekutivgewalt an das allgemeine Stimmrecht stellt. Ist die Frage erst richtig formulirt, so wird auch die Antwort richtig ausfallen. Es war mehr ein scharfer Instinkt, als eine klare Erkenntniß, was der berühmten Frage des Abbé Sieyes eine so ungeheuere Bedeutung beimaß. Nicht „was ist der dritte Stand" ist die eigentliche Frage, sondern: „Wie sind die Standesunterschiede überhaupt, formell und innerlich, zu lösen?" —

Das An die Spitze Treten des mächtig gewordenen Bürgerstandes konnte nur erst einige Punkte der formalen Rechtsgleichheit sichern; es war berechtigt im Prinzip, inkonsequent und unlogisch in der Ausführung. Eben weil der Bürgerstand, seiner Natur nach, keine abgeschlossene Kaste ist, mußte er, mehr als bisher geschehen ist, alle Stände in Bürgerstand zu verwandeln suchen. Die Versöhnung, welche in England zwischen dem Bürgerstande und der Aristokratie waltet und die im Grunde nur auf einem sehr gebrechlichen Compromisse beruht, wäre für die Generation, welche aus den titanischen Kämpfen der ersten französischen Revolution hervorgegangen, lange nicht gründlich genug. Eben weil hier ein höheres Ziel vorgezeichnet ist, darum liegen die Verirrungen näher, darum müssen gefährliche Experimente durchgemacht, schwere Prüfungen bestanden werden. Nicht der Klassenkampf, mit dem die Kommunisten zu drohen pflegten, sondern die Versöhnung aller Stände ist die große Evolution, welche sich in Frankreich begiebt, die Mission, welche Frankreich zum Heile der ganzen Menschheit auf sich genommen,

und deren Erfüllung es schon näher gerückt ist, als irgend ein anderes Land. Die furchtbare Juni-Schlacht war vielleicht der letzte Ausbruch der unseligen Theorie des Klassenkampfes. Das zweite Kaiserthum ist die Buße und geschichtliche Sühne dafür, gerade wie das erste Kaiserthum die strafende Antwort auf die Diktatur der revolutionären Gewalten gewesen ist. Wie flüchtig und oberflächlich urtheilen doch Die, welche hier das Ende sehen! Eine Epoche voll gigantischen Heldenthums, eine ideale Erhebung, welche inmitten der allgemeinen Erschlaffung des 18. Jahrhunderts die Menschheit auf das Gewaltigste aufgerüttelt hat, dabei unter allen Helden das Volk als solches am heldenmüthigsten, nicht niedergeschlagen in den Niederlagen, nicht ermüdet von soviel Anstrengungen und Enttäuschungen, das erste Mal, daß die Massen mit Bewußtsein und Ausdauer für die Idee ihres eigenen Rechtes kämpfen, — sollte das Alles, sollten die großen Thaten und Thatsachen eines halben Jahrhunderts in der Wagschaale der Weltgeschichte nicht wiegen, weil ein glücklicher Abenteurer die Mißverständnisse und Mißhelligkeiten des Moments momentan auszubeuten verstand?! —

Hat doch das neue Kaiserthum weder ein Prinzip, noch eine Klasse für sich zu gewinnen vermocht! Vergebens hat es mit der Geistlichkeit transigirt, vergebens den Bürgerstand geschreckt und das intelligente Paris unter die gewandt erschlichenen Effekte eines falsch angewandten, allgemeinen Stimmrechts gebeugt. Es hat die Reste des unabhängigen Richterstandes, die Gelehrten und Schriftsteller ebenso gegen sich, wie den großen Besitz und die Industrie. Es bedient sich eines gewissen, fein berechneten, betäubenden, eines gleichsam eleganten Terrorismus, um in Frankreich zu herrschen, wie sonst nur von Usur-

patoren in fremden Ländern geherrscht wird. Selbst die Armee muß täglich neu gewonnen werden; und obgleich diese demokratische Armee, das nachgeborene Produkt der revolutionären Errungenschaften vor dem ersten Kaiserthum, an ihre Ueberwindlichkeit zu glauben, fast berechtigt wäre, so kann doch die Lockspeise des Ruhms und der Eroberung Niemanden mehr in Frankreich verführen. Diesen Zuständen ist, mehr als einer absichtsvollen Berechnung, das Wechselnde und Unzuverlässige in der kaiserlichen Diplomatie zuzuschreiben. Jeder Franzose (der Kaiser wahrscheinlich nicht ausgenommen) betrachtet die gegenwärtigen Zustände als provisorische, als eine Diktatur des Uebergangs und der Zweckmäßigkeit, — weil die Monarchie auf legaler Basis nicht mehr zu begründen ist und die Republik an der allzu koncentrirten Centralgewalt scheitern mußte. —

Während in England, und wohl nur in England, der dem konstitutionellen System zu Grunde liegende Kompromiß eine Wahrheit und Realität ist, war dieser Kompromiß in Frankreich auch unter den Orleans nur eine hohle Illusion, wie die Kontroversen der Doktrinaires nach Rechts und Links, wie ihr unfruchtbarer Versuch, Autorität und Freiheit gegen einander abzuwägen und auszugleichen, sattsam erwiesen haben. Die Durchgangs-Epoche, in welcher die Waage bald nach dieser, bald nach jener Seite neigt, dauert im Grunde noch fort. Die Zukunft ist in Dunkel gehüllt und die Gegenwart unsicher von einem Tage zum anderen. Der Imperialismns hat mit aller Energie und den äußersten Mitteln Nichts schaffen, Nichts fixiren können; die kaiserliche Regiernng ist dazu verurtheilt, jeden Augenblick Frankreich neu zu erobern.

Das ist der Grund des sogenannten kaiserlichen Socialismus. Mit diesen massenhaft unternommenen öffentlichen Bauten, welche eine Art fortgesetzter „Nationalwerkstätten" sind, sowie mit vielen anderen, theilweise wirklich nützlichen Veranstaltungen, soll der Inhalt des Staatsstreiches täglich neu bestätigt und der oppositionelle Bürgerstand im Zaume gehalten werden. Aber wenn jede Regierung in der Regel an den Einseitigkeiten untergeht, denen sie ihre Entstehung verdankt, weil jede eben mehr, als sie will und weiß, für ihr Grundprinzip verantwortlich ist, so sind Regierungssysteme, die auf Gewalt gebaut worden, am wenigsten im Stande, sich durch friedliche Reformen zu erhalten. Alle die Maaßregeln, welche die verschiedenen Gesellschaftsklassen feindlich auseinander zu halten bezwecken, bereiten nur eine dauernde Versöhnung auf höherer Basis vor; sie lösen, durch die Demonstration der finanziellen Unmöglichkeit, den Glauben an den phantastisch construirenden Socialismns vollends auf; sie beweisen, daß derselbe recht eigentlich nur von einer freiheitsfeindlichen Diktatur zu realisiren ist, und werden den Bürger der einzig haltbaren Lösung der socialen Frage zuwenden, der, welche mit der allgemeinen und individuellen Freiheit vereinbar ist, der, welche England angebahnt hat, der Lösung durch unbedingte Handels- und Gewerbe-Freiheit, durch praktische Volkserziehung und Befreiung vom Pfaffenthume. —

VI. Rückblick.

Das Empire — hundert Indizien beweisen es täglich, — stellt keine dauerhaften Zustände her. Sein, aus vielfältigen, alten Einrichtungen kombinirter Mosaikboden ist zu der Vergänglichkeit verurtheilt, welche alles Stückwerk trifft, das organische Verhältnisse ersetzen oder ergänzen soll. Wenn es also ungerecht wäre, darnach Frankreichs Zukunft zu beurtheilen, so wäre es nicht minder irrig, darnach den französischen Volkscharakter zu verdammen. Das Schicksal bestraft überall die Fehler und Inkonsequenzen höherer Naturen um so strenger, je stärker sie dabei in Widerspruch mit sich selbst und ihrem Berufe gerathen. In der Tragödie geht der Held unter, während der Bettler sich des Lebens freut. Aber der Held, welcher ein Volk ist, lebt in seinen Werken wieder auf. Die Krisis, welche den Krankheitsstoff ausstößt, beweist die Lebensfähigkeit eines Organismus. Frankreich hat auf anderen, minder bequemen Grundlagen zu bauen, als England; ja, es hat diese Grundlagen zum Theil erst herzustellen, zum größeren Theile noch einzudämmen. Während England die Zinsen seiner Geschichte genießt, leidet Frankreich daran, daß sich sein „ancien régime“ mit dem berühmten „Aprés moi le déluge“ auf Leibrente gesetzt und den Staat auf Raubbau ausgebeutet hat. Aber der enterbte Sohn hat dafür die Trägheit reicher Erben abgelegt und mit wenig mehr als seinem guten Namen und seiner rüstigen Kraft die Arbeit begonnen. Sein Inventar war leicht zu verfertigen: Von der alten Welt blieb ihm eigentlich nur die literarische Errungenschaft als freies Kapital;

daneben eine Menge bedenklich belasteter Besitzthümer, als da sind: der Einheitstrieb, das Autoritätsbedürfniß, (welches nicht wenig zu den schrecklichen Verirrungen der neunziger Jahre beigetragen hat) die Verachtung der formellen Legalität.

Was diesen letzten Punkt anlangt, so haben wahrlich die Ereignisse des laufenden Jahrhunderts nicht dazu beitragen können, den formellen Rechtssinn, der in England eine produktive Kraft besitzt, in Frankreich zu stärken. Desto mächtiger ist, gerade durch die Revolutionen, das subjektive Rechtsgefühl in dem französischen Volke erwacht, in welchem eine humane und fast chevalereske Gesinnung verbreiteter ist, als irgendwo sonst und wo der Rohheiten, wie sie England und Irland tagtäglich choquiren, gar wenige vorkommen, ja, wo selbst die Tagespresse, trotz aller blutigen Konflikte, nicht zu den unwürdigen Verläumdungen und Gemeinheiten herabsinkt, die leider in Deutschlands reaktionären Blätter noch an der Tagesordnung sind. So ungefähr wäre die Bilanz zu ziehen:

England beweist uns die Möglichkeit eines freien Staatslebens auf historischer Grundlage;

Frankreich beweist uns die Möglichkeit eines mächtigen Volkslebens durch die Initiative der modernen Staatsidee;

England ist nicht so sicher vor Stürmen bewahrt und Frankreich ist dem Untergange nicht so nahe, als unsere Staatsweisen vorgeben. —

Deutschland aber, das von beiden viel zu lernen und wenig nachzuahmen hat, mag sich mehr an dem Ensemble ihrer Geschichte erbauen, als an ihrer unmittelbaren Gegenwart. Unsere bürgerliche Gesetzgebung und Verwaltung bedürfte vielfach der französischen Radikalkur. Was dagegen die eigentliche Organisation der materiellen In-

teressen betrifft, so wird, Grundbesitz und Erbrecht ausgenommen, England besser uns als Muster dienen. Ebenso was die Garantien der persönlichen Freiheit betrifft. Was wir aber an beiden gleichmäßig zu bewundern haben, und wofür es noch lange bei der bloßen Bewunderung bleiben wird, das ist ihre Selbstgewißheit, die Totalität ihrer nationalen und volksthümlichen Entwickelung. —

England kann, nach reiflicher Erwägung, seiner Eroberungs- und Ausdehnungs-Politik entsagen, ohne deshalb an seiner Kraft zu zweifeln, oder solche Zweifel bei anderen zu erregen. Frankreich dagegen, das sich selbst in der Entwickelung weiß und seine Existenz, wie seine Ehre, für die Durchführung der modernen Staatsidee eingesetzt hat, ist mit einem feineren Sensorium für alle Regungen und Bewegungen der europäischen Menschheit begabt. Mit Unrecht wurde bald Frankreichs, bald Englands auswärtige Politik des schnöden und perfiden Egoismus geziehen. Der Egoismus ist kein Makel, wenn es sich um ganze Völker handelt. In den großen, nationalen und internationalen Angelegenheiten ist der ärgste Vorwurf, sein eigenes Interesse nicht zu verstehen, und dieser Tadel traf und trifft Deutschland! Bei allem National-Egoismus aber fühlen die Engländer, wie die Franzosen, daß sie ein unmittelbares Interesse an der Verbreitung ihrer Prinzipien haben und die Britten thun in ihrer Weise für die friedliche Verbreitung des gemäßigten Constitutionalismus ebenso viel, als die Franzosen ehedem für die kriegerische Exportation ihres Code-Napoléon und jetzt für die Konstituirung der romanischen Völker unter französischer Suprematie!

Fichte's politisches Vermächtniß und die neueste Gegenwart.

Ein Brief von F. Lassalle.

Herrn Ludwig Walesrode!

Sie ersuchen mich dringend, Ihnen einen Artikel über irgend eine „brennende Frage" des Tages zu liefern.

Aber abgesehen davon, daß ich gerade durch eine die Koncentration aller meiner Kräfte erfordernde Arbeit in Anspruch genommen bin, — was nützt es denn eigentlich, für eine Nation zu schreiben, die das nicht einmal liest, was sie schon hat, oder doch sicherlich nichts von dem, was sie gerade vor Allem lesen sollte?

Finden Sie den Tadel zu hart? Es käme auf die Probe an, und diese bin ich bereit Ihnen zu liefern. Statt Ihnen selbst einen Aufsatz zu schreiben, will ich Besseres thun und einige fragmentarische Citate hierhersetzen, die von einem Größeren stammen. Vielleicht findet man dann, daß die „brennenden" Fragen — und auch die brennende Behandlung derselben — bei uns schon alt, sehr alt sind, und daß es eben an nichts fehlt, als an den Herzen, die für sie entbrennen! —

Man könnte die siegreichste Mystification mit diesen Fragmenten vornehmen. Denn fast kein Mensch kennt sie; keiner mindestens so weit meine persönliche Erfahrung reicht. Und wenn man sie hierher setzte, diese vor fast funfzig

Jahren geschriebenen gewaltigen Ergüsse heißester Vaterlandsliebe und durchdringender Gedankenkraft, ohne Anführung, ohne Angabe der Quelle und des Fundorts, so würden Ihre Leser schwören, das sei heute geschrieben, das schildere die Zustände und Leiden, die Gefahren und Probleme, die Ekel und Verbrechen der allerneuesten Gegenwart!

Ja selbst so noch wird sich vielleicht mancher Ihrer officiellen Leser staunend genöthigt sehen, den Fundort zu befragen, um sich zu vergewissern, ob dies wirklich ohne Abänderung und Zusatz citirt sei.

Doch Niemand kann weniger zum Mystificiren aufgelegt sein, als ich. Und nie gab es eine Zeit, wo ein Deutscher weniger zu solchem Scherz gestimmt sein durfte, als eben jetzt. Denn es ist gar nichts Scherzhaftes um den Gedanken, daß wir noch unter ganz demselben Jammer hinsiechen, wie vor funfzig Jahren. Und zwar zum Scherz, aber nur zu bitter-verächtlichem Scherz anregend ist es, wenn unsere Kammer- und Zeitungspolitiker sich in Bezug auf dieses schon vor 50 Jahren doch wenigstens scharf durchschaute Leiden, auf diese schon damals mit ihren Gründen, wie mit ihren Heilmitteln klar erkannte Krankheit, sei es in redlicher Gedankenlosigkeit, sei es in durchdachter Unredlichkeit, noch immer, und jetzt gerade mehr denn je, so anstellen als könnten abgeschmackte Quacksalbereien und illusionäre Palliative die große nationale Krankheit heilen; als würde nicht gerade dadurch das Uebel immer verschleppter und chronischer, als würde nicht gerade dadurch seine Ansteckung aus dem körperlichen Leben der Nation auch noch auf den Geist und das Bewußtsein derselben übertragen, als würde nicht gerade dadurch dem Volke die unerläßliche Vorbedingung jeder Heilung: die klare Erkenntniß der Krankheit und Krankheits-

ursache im Bewußtsein des Volkes, geraubt — und so durch diesen auch noch das nationale Bewußtsein anfressenden Krebs die Rettung immer mehr in die Ferne gerückt, immer problematischer und schwieriger, und der Untergang, wenn unsere Nation eine sterbliche wäre, endlich zur unvermeidlichen Nothwendigkeit! —

Die Fragmente, aus denen ich Fragmente citiren will, tragen den großen Namen Fichte's, das heißt also den glorreichen Namen des größesten deutschen Patrioten und eines der gewaltigsten Denker aller Zeiten.

Sie wurden von ihm niedergeschrieben im Frühlinge 1813 unmittelbar unter dem Eindruck des Aufrufs Friedrich Wilhelm III. „an mein Volk" und mit Beziehung auf denselben. Sie wurden damals nicht gedruckt und waren auch nicht für den Druck geschrieben. Es sind nämlich nur Notizen, Gedankengrundpfeiler für eine beabsichtigte politische Schrift, an deren wirklicher Ausarbeitung der bald darauf (1814) erfolgte Tod ihn hinderte. Sie bilden so das politische Vermächtniß Fichte's an sein Volk. Daß es nur unausgearbeitete Notizen sind, erhöht ihr Interesse. Es ist hierdurch nicht ein fertiges Gedankenprodukt, das vorliegt, sondern wir schauen hinein in die pulsirende Herzkammer seines Denkens selbst. Durch die Fragen, die er sich stellt, die Entwürfe, mit denen er sich unterbricht, die Parenthesen, in denen er sich selbst aufklärt und berichtigt, bildet das Ganze eine fortlaufende Selbstverständigung des großen Denkers.

Wir sind in den Stand gesetzt, die Entstehung und das Werden seines Gedankens, das Ringen desselben mit sich selber, und die im Verlauf sich immer klarer werdende und immer tiefer greifende Konsequenz desselben zu beobachten.

Gedruckt wurden diese Fragmente erst 1846 unter preußischer Censur, im siebenten Bande der von seinem Sohn besorgten Gesammtausgabe der Fichteschen Werke (Berlin 1846, Veit & Co.), und da natürlich weder unser Publikum, noch diejenigen, welche ihm die tägliche Zufuhr von Bildungsnahrungsmitteln besorgen, den siebenten Band eines philosophischen Werkes einzusehen pflegen, so blieben die Fragmente ein strenges Gelehrtengeheimniß.

Sehen wir also, ob diese Fragmente außer ihrem im Allgemeinen so anziehenden Inhalt nicht im Verlauf Einiges enthalten, was wie durch ein Wunder als die brennendste Schilderung der brennenden Fragen der Gegenwart erscheinen kann.

Wir bemerken noch zur Unterscheidung, daß die in krumme Klammern () eingeschlossenen Parenthesen sämmtlich von Fichte selbst herrühren; die uns angehörenden sind in gerade Klammern [] gesetzt. —

Fichte wirft sich in Bezug auf jenen Aufruf „an mein Volk" zunächst die Frage auf (S. 547): „Welches ist „ein Landesherrenkrieg, was ein Volkskrieg, und was verlangt „das Volk im letzteren?"

„Ich muß da gründlich gehen. Das Reich ist der Bund „der Freien, dieses auch allein ist bewaffnet; der Landesherr „darf sich nicht waffnen. (Da wird mir freilich ganz klar, daß „es zu einem d e u t s c h e n V o l k e g a r n i c h t k o m m e n k a n n, „außer durch A b t r e t e n d e r e i n z e l n e n F ü r s t e n. Ueberhaupt „ist Erblichkeit der Repräsentation ein völlig vernunftwidriges „Prinzip; denn die Bildung, zumal die höchste, hier erforderliche, „hängt durchaus von individueller Anlage und Bildung ab, und „führt gar nichts E r b l i c h e s bei sich. In dem patriarchalischen „Staate ist die Erblichkeit richtig, wo der Souverän Herr des „Landes ist und diesen Besitz wie ein Privateigenthum hinterläßt.)"

„Die Menge sieht nun dies Alles nicht ein; die es ein=
„sehen sind die Schwächeren. Die eigentliche Macht, welche die
„Menschen unterjocht, ist ein falscher Wahn. — Aber das
„Correctiv hat sich von selbst eingestellt: der Fürst wird, all=
„mälig, Vernunftstaat; nur die Privilegien des Adels muß er
„abschaffen."

„Aber dadurch werden wir nicht Deutsche, und unsere
„Freiheit bleibt auch außerdem, wegen der kleinlichen eigen=
„nützigen Interessen, ungesichert. Alle Kriege der Deutschen
„gegen Deutsche sind dafür schlechthin vergeblich gewesen, auch
„fast immer für die Interessen des Auslandes gefochten wor=
„den, dessen einzelne Provinzen wir wurden."

„In Deutschland wird eigentlich nach der Universalmonarchie
„gestrebt, weil es auch da am leichtesten geht wegen
„der Urverwandtschaft aller Stämme: daher das
„Gegenstreben der einzelnen, besonders kleineren
„Fürsten. — Setze, ein Staat, z. B. Preußen, erbaute sich
„nach diesem Muster: so wird es doch immer Kriege geben.
„Föderative Verfassung? Wo soll [avis für unsere Födera=
„listen] wo soll der stärkere Richter herkommen? Wer
„will Oesterreich oder Preußen zwingen? Auch,
„welche vergebliche Kraftanstrengung! — Es bleibt gar
„nichts übrig, als daß die Fürsten selbst resigniren und
„zusammentreten als ein constituirender Rath. Aber das
„werden sie nicht wollen und so ist's denn aus! Es
„bleibt drum ganz beim Alten. Die Deutschen schei=
„nen bestimmt sich aufzulösen in Franken, Russen,
„Oesterreicher, Preußen, si diis placet!" —

„Man könnte sagen, es wird nach und nach zu einem
„deutschen Volke kommen. Hierüber: wie kann es überhaupt
„zu einem Volke in seinem Begriffe kommen? (Griechenland
„wurde ebensowenig Eins. Was hinderte dies: Antwort:
„der schon zu feste Einzelstaat)."

„Es muß ein Gesetz geben" — wühlt er sich tiefer und tiefer in sein Nachsinnen ein — „bis zu welcher Stufe „der Bildung sich Menschen nicht mehr zu einem neuen „Volke gestalten? Könnte ich dies finden?" Und als Antwort ruft er aus: „Wenn das Volksein schon in ihr na„türliches Sein und Bewußtsein eingegangen!" — Er explicirt diesen Satz sofort näher: „Hier ist jedoch ein dop„peltes zu unterscheiden: die Menschen sollen mit einem an„deren Volke verschmelzen (wie etwa den Polen angemuthet „wird), oder sie sollen aus sich selbst ein neues nie dage„wesenes Band bilden: — das ist die Aufgabe der Deut„schen. — Es ist da viel dunkles. Der Staat selbst ruht auf „allgemeinen Vernunftbegriffen. Was ist nun das eigentliche „Nationale? Ich denke: gegenseitiges Verstehen zwischen „Repräsentirten und Repräsentanten. — Nun giebts etwas, „worüber ganz gewiß Einverständniß herauszubringen ist: die „bürgerliche Freiheit. Diese wollen alle; kein Volk von „Sklaven ist möglich. Nicht mehr umzubilden daher wäre „ein Volk, noch zum Anhange eines anderen zu machen, wenn „es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien „Verfassung hineingekommen. Dazu also ist es fort„zubilden, um seine nationale Existenz zu sichern. „Dies ist ein Hauptgedanke!" —

Ja wohl ist dies ein Hauptgedanke! Doch bedarf er zu seinem konkreteren Verständniß noch einer kurzen Explikation. Ist ein noch so großer überall her versammelter Haufe von Leuten ein Volk? Gewiß nicht. Zu einem Volke ist vielmehr noch erforderlich, daß dieser Haufe in ursprünglicher Weise von demselben identischen bestimmten Geiste beseelt sei, der einem Volke durch Racenabstammung, Tradition und Geschichte vermittelt wird. Dies ist ein Volk, aber nur erst an sich. Das Volk ist dann zu vollendeter Wirklichkeit gelangt, oder das Volksein ist dann,

wie Fichte sagt, in sein Bewußtsein und sein wahrhaftes Sein übergegangen, wenn es diesen gemeinschaftlichen eignen ursprünglichen Geist nun auch selbst heraussetzt und entwickelt. Alle Geschichte und aller Drang eines Volkes besteht in nichts als in der Verwirklichung dieses Geistes. Ein Volk ist frei, wenn es diese Selbstverwirklichung seiner bewußt ausführen kann. Ein solches Volk läßt sich daher nie erobern oder zu dem Anhängsel eines andern machen, weil es dann statt wie bisher sich selbst zu verwirklichen, einem andern und fremden Geiste und Willen hingegeben ist, und somit jetzt wahrhaft beherrscht, aus Freien in Sklaven verwandelt wäre. Dieser Gegensatz ist der principielle und daher ein so blutiger und unversöhnlicher, daß so lange die Geschichte steht, noch nie ein wahrhaft freies Volk von Außen unterjocht worden ist, vielmehr durch die Energie, nicht von sich ablassen zu wollen und dies gar nicht zu können, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen und mit der größesten Uebermacht ringend gesiegt hat. Aber diese Energie ist eben darum nur bei einem solchen Geiste nothwendig vorhanden, der ein sich selbst bestimmender und deshalb ein in allen seinen Punkten und Theilen von sich selbst durchdrungener ist! — Wo aber ein Volk in seinen heimischen Zuständen noch nicht dazu gekommen ist, den eigenen geistigen Inhalt frei ausführen, sich selbstverwirklichen zu können, sondern noch beherrscht wird durch privilegirte Stände, Klassen ꝛc., da ist auch dieser letzte Grad von in sich geschlossener Individualität und Festigkeit noch nicht eingetreten. Denn zwischen dem einen Beherrschtwerden und dem andern, ist kein derartiger prinzipieller Gegensatz wie zwischen Sichselbstbestimmen und von anderen bestimmt werden. Die

Hauptbestimmung ist hier vielmehr in beiden Fällen die gemeinsame, daß die Selbstverwirklichung des eigenen Geistes nicht vorhanden ist. Darum kann eine Herrschaft mit der andern vertauscht werden, oft ohne jeden Widerstand, wie z. B. als Oesterreich Lothringen an Frankreich gegen Toskana hingab. — Hier ergiebt sich der tiefe Sinn des Wortes, das neulich ein anderer scharfer und umfassender Denker (August Boeckh in seiner Rede zur Schillerfeier der Berliner Universität, S. 8) aussprach, daß „die Vaterlandsliebe nur den Freien zukommt." Fichte hat also Recht zu sagen, es gebe einen Bildungsgrad, bei welchem ein Volk nicht mehr wie ein Haufen Leute zu behandeln und einem andern Volk zu assimiliren ist. Und dieser Bildungsgrad löst sich auf in den Freiheitsgrad, wenn ein Volk dahin gekommen ist, mit Bewußtsein den eigenen nationalen Geist zur freien Selbstverwirklichung zu bringen, oder wenn es, wie Fichte sich ausdrückt „in einen freien Fortschritt der Verfassung hineingekommen." Hierbei wird man natürlich nicht in das komische Mißverständniß verfallen, das Wort „frei" bei Fichte im gothaischen Sinne zu nehmen. Denn daß nach ihm nicht von „Freiheit" die Rede sein kann, wo z. B. Pairie und Erblichkeit der öffentlichen Herrschaft existirt, wird sich in der Folge noch sehr bestimmt ergeben. — Aus dem Angegebenen erklären sich übrigens noch zwei Erscheinungen, die hier nur angedeutet werden mögen: Erstens der Grund, warum nur zu höherer Freiheit gelangte Völker solche, die hierin tiefer stehen und Freiheit nicht aus sich selbst zu erzeugen vermögen, sich assimiliren können, und warum hierin, wie ich unlängst anderwärts in Kürze nachgewiesen, ein berech-

tigter Fortschritt zu sehen ist. *) Zweitens — der Grund jenes instinktiven und tief charakteristischen Unsicherheitsgefühles, das jetzt Deutschland mit gutem Recht durchzittert. Wir stehen zwischen zwei Ländern, von denen das Eine, Rußland, trotz allem scheinbaren Verzicht, bestimmt ist, sich so lange gewaltsam ausdehnen zu wollen, bis es hieran in seiner jetzigen Gestalt zu Grunde geht, das andere, Frankreich, zwar durchaus nicht unter einem solchen Gesetz steht, aber durch sein gegenwärtiges Regiment genöthigt ist, auswärtige Beschäftigung zu suchen. Zwischen zwei so mächtigen, geschlossenen und auf das Ausland hingetriebenen Nachbarn gestellt, durchzittert nun eben dieser Instinkt unser Volk, daß selbst unser blos nationales Dasein noch nicht gesichert ist, so lange wir nicht im Innern zur Freiheit gekommen, und daß deshalb sogar unsere Existenz überhaupt gefährdet ist, wenn wir sie nicht zu jener sich selbst garantirenden Bedingung zu entwickeln verstehen!

Doch zu Fichte zurück. „Dies führt" — wendet er sich wieder zu seinem Ausgangspunkt — „auf den Begriff „des wahren Krieges: des Volkskrieges, zum Unterschiede vom „Kriege der Landesherren. Jener ist durchaus auf Sieg und „volle Wiederherstellung gerichtet; das ganze Volk kämpft, und „kein Theil desselben darf ihm verloren gehen, kann aufgegeben „werden. Wenn alle so denken, so ist nichts zu erobern, als „ein leeres Land. — — Das letztere ist Krieg für die Landesherrschaft und die daran hängende Herrschaft über die „Adscripten. Es ist ein Krieg des Interesses, des Mein und „Dein. (Landesherr und Fürst ist zweierlei: Fürst ist An-

*) S. meine Broschüre „der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens", Berlin, bei Franz Dunker. 2. Aufl., S. 8 ff.

„führer, Herzog, der Freien. Wo es einen eigentlichen Landes-„herrn giebt, da giebt es kein Volk. Wenn aber die Fürsten „selbst Sklaven werden, lernen sie die Freiheit ehren). Wenn „nun" — schließt er weiter — „der unterjochte Fürst an „sein Volk appellirt, heißt das: wehret euch, damit ihr nur „meine Knechte seid, und nicht eines Fremden? Sie wären „Thoren. Ich trage meine Säcke, sagt die Fabel. (Freilich „ist das Geheimniß des gegenwärtigen Krieges, daß die Bürde „zu schwer ward und wir entbrannt sind, nur um die Er-„leichterung)." —

„Entbrannt nur um die Erleichterung" der Bürde, nicht um die Freiheit! — Dies Geständniß hat etwas Erschütterndes aus dem Munde des Mannes, der damals die Berliner Universität schloß und die von ihm begeisterte Jugend aus den Hörsälen in den Kampf trieb, aus dem Munde des Mannes, welcher verlangte, die Armee als Heerredner in den Krieg begleiten zu dürfen!

Dies Geständniß, das er sich im Augenblick seines von höchstem Pathos erfüllten Wirkens im einsamen Zimmer mit kalter Gedankengrausamkeit ablegt, — wie traurig hat es seitdem eine funzigjährige Geschichte gerechtfertigt! Und wie knabenhaft erscheinen daneben unsere Afterpatrioten, die noch heute, und heute fast mehr denn je, die eigene angestammte Unfreiheit mit der Freiheit verwechseln.

„Also im eigentlichen Volkskriege" — resümirt er sich — „kämpft für sein eigenes Ermessen des Zweckes das Volk, „nicht für das Interesse oder die Einbildung eines solchen, „der abgesondert von ihnen geboren wird und stirbt, durch-„aus nicht der ihrige ist." Und auf einmal seinen Thors-Hammer zu einem kurzen und dröhnenden Schlage schwingend, ruft er in seinem gewaltigen Lapidarstyl aus: „All-„gemeiner Satz: — Ein deutscher Kaiser, der ein Haus-

„interesse hat, hat zugleich eines, deutsche Kraft zu brauchen „für seine persönlichen Zwecke. Hat Oesterreich ein solches, „hat es Preußen?" Und mit zwei gleich kurzen und bestimmten Schlägen ertheilt er sich die Antwort: „Oesterreich allerdings: Italien, die Niederlande, seine Provinzen „nach der Türkei zu, ziehen es in fremde, undeutsche Konflikte." [Avis für unsere patriotischen Affen des Jahres 1859, die es für eine deutsche Aufgabe ansahen, uns zur Knechtung Italiens unter das österreichische Joch zu erheben! Freilich, neben einem Venedey, Fröbel und den Politikern der „Augsburg. Allg. Ztg." sinkt selbst der Verfasser der „Reden an die deutsche Nation" zum Landesverräther herab!] „In Italien" — fährt Fichte fort — „fordert sein Interesse kleine, unbeholfene Staaten; „die Eifersucht Frankreichs bewacht es da. — Die Niederlande; — dieser Stein des Anstoßes muß durchaus gehoben werden. [Fichte wollte also schon damals, wie diese Worte zeigen, die Lostrennung dieser Länder von Oesterreich.] „Also" — faßt er sich zusammen — „Oesterreich kann nicht Kaiser sein."

„Preußen?" fragt er sich weiter. Und er giebt die prophetische Antwort: „Es ist ein eigentlich deutscher Staat; „hat als Kaiser durchaus kein Interesse zu unterjochen, „ungerecht zu sein, vorausgesetzt, daß ihm beim künftigen „Frieden seine angestammten, zugleich durch Protestantismus „ihm verbundenen Provinzen zurück erstattet werden. Der „Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es aber „fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten „zum Reiche;" [Er versteht hierunter wie das Folgende zeigt, die Herstellung eines einigen und untheilbaren, nicht föderativen deutschen Reichs] „nur so kann es fort„existiren. **Sonst geht es zu Grunde!!"**

„Vor allen Dingen wäre jedoch" — mit diesen Worten vertieft er sich in neues Sinnen — „der Unterschied zwischen „Bürgern und Unterthanen, der nicht so leicht ist, wie es an= „fangs schien, noch schärfer zu fassen. Der erste lebt nur für „selbstgesetzte Zwecke — meinte ich oben; dies kann man aber „nicht sagen. Keiner vermag nur dafür zu leben, und keinem „kann man wieder das Vermögen ganz entziehen, in irgend „einem Bereich sich eigene Zwecke zu setzen. — Ist die Dienst= „barkeit, das Arbeiten für Andere ohne Aequivalent, ein sicheres „Kennzeichen des Unterthanen? Dies paßt kaum auf das Ver= „hältniß zum Fürsten, sondern nur auf das zum Adel. — „Ein sicheres Kennzeichen scheint zu sein die Ungleichheit „der Geburt. Ganz richtig! denn nur die Menschheit ist „Quell der Rechte und Pflichten. Wen nun nichts bindet, „als daß überhaupt ein Rechtszustand sei, der ist eben „Bürger. Wen noch etwas Anderes bindet (dies kann nur „Gewalt sein), der ist Unterthan, unterworfen der stets „über ihm brütenden, selbst außer dem gleichen Gesetze ste= „henden Gewalt."

„So der Fürst; — aufs allermindeste sagt er: du mußt „mich und meine Erben und Erbnehmer als den höchsten Inter= „preten deines rechtlichen Willens annehmen; außerdem darfst „du dies Land nicht bewohnen! (Sagt dies nicht klar der „Huldigungseid?)"

„Da der Fürst nur Einer, die Unterthanen alle sind, „so würden sie nicht gehorchen, wenn es nicht mehr Vortheil „wäre, für den Einen zu stehen, als für alle. Deshalb be= „darf der Fürst Mitheilnehmer an seiner Gewalt, „welche Vortheil darin finden, ihm die Menge in Gehorsam „zu halten; der Fürst wird ihnen dafür das Recht auf gewisse „Dienstbarkeit der Anderen bewilligen (denn die absolute, die „Souveränität, behält er sich selbst vor); und zwar, zu gegen=

„seitiger Sicherheit und dauerndem Vortheil, am „besten erblich. So muß" — [„muß" sagt Fichte, und stimmt darin mit Recht mit der „Kreuzzeitung" vollkommen überein. Die Ohnmacht der Mittelparteien, diesen noch auf viel tiefere Art zu beweisenden, aber schon in der Form, die ihm Fichte giebt, bis zur Evidenz einfachen und durchsichtigen Satz zu begreifen, ist wahrhaft staunenswerth!] „so muß in solchen Staaten ein Erbadel sein „mit Privilegien, d. i. mit umsonst ihnen geleisteter Ar„beit (Montesquieu hat Recht). Man hört wohl von Theo„logen lehren: es sei Gottes Wille, den Fürsten zu gehorchen. — „Dem Rechte wohl; in dieser Behauptung erhebt man sich „nicht einmal zur Idee desselben, sondern verwechselt den „Willen des Fürsten gradezu damit. Aber wo steht denn diese „Interpretation? — Es ist des Teufels positiver Wille; „Gottes nur zulassender, damit wir uns befreien."

Man sieht, Fichte versteht trotz Leo mit den Formen von Gott und Teufel zu raisonniren. Freilich mit einem andern Inhalt.

Und froh über die selbst erzeugte Klarheit, ruft er aus: „Jetzt den entgegengesetzten Begriff geschärft: — der „Bürger ist nur durch das Recht überhaupt gebunden. „So ist auch der Angelobungseid (z. B. des Unterthanen) ein „wohlbedachtes Versprechen. Nun kann aber der Mensch „nichts versprechen, er kann sich in nichts binden, was „gegen seine Bestimmung ist. Versprechen der Sklaverei „ist durchaus widerrechtlich. — Gründlich: es giebt nach „mir gar keine geltenden Verträge, als die durch das „Recht geforderten." — Aber wenn selbst der Vertrag und das juridische Recht fortfiele — wo bleibt die erhabene Tugend der Treue? Sollte Fichte, der deutsche Idealist, der so fern von der „romanischen Frivolität" der Franzosen,

sollte dies anerkannte Vorbild strengster Sittlichkeit und Reinheit sie nicht berücksichtigt haben? O doch! und er bleibt den Kreuzzeitungsrittern von damals und heut die bündige Antwort nicht schuldig: „Die gewöhnliche Adels-„ehre, Treue gegen einen Herrn, ist Tugend des Hundes: „nur ein Bild und Symbol der Treue gegen das innere „Gesetz; — politischer Köhlerglaube aus Faulheit. Die „Menschen sind nicht so gewissenlos, sie suchen aber allent-„halben Ruhekissen.“

Er sammelt sich jetzt. Er überliest das bis dahin Geschriebene. Vor allem stößt ihn der Widerspruch zwischen der philosophischen Unzulässigkeit und dem historischen Dasein des Fürsten. Sollte es keine Versöhnung geben zwischen Beiden? Er schreibt nieder: „Bei Lesung der po-„litischen Schrift. — Ich gebe historisch zu den Zwingherrn. „Was aber sollen die Anderen, die dies anerkennen, thun? — „Kein Amt läßt sich erben, und das Fürstenamt ließe sich's? „Pflichten der Fürsten? Sie denken Wunder wie Großes sie „sagen!“ [nämlich wenn sie solche Pflichten zugeben] „Die „erste wäre die, in dieser Form nicht dazusein! — Wenn sie „die Pflicht nicht thun, so soll man ihnen nicht gehorchen? „Wer soll denn richten? Da haben wir den Widerspruch.“ —

Und nachdem er den Widerspruch so schneidend als möglich constatirt, versucht er seine theoretische Lösung: „Um einen gewissen Gegensatz zwischen historisch und philoso-„phisch leichter zu machen:“

„Ein Fürst soll nicht sein; es soll Keiner sich zutrauen, „daß er der Ausspruch des Rechtes sei.“

„Wiederum: die Menschen müssen zum Rechte gezwungen „werden; das kann Jeder thun, der es eben leistet; „dieser sodann ist der Zwingherr und Fürst; für ihn ist „auf diesem Boden das Factum der Leistung und der

„Glaube, den er findet, der Rechtstitel. Aber der wahre „Rechtstitel kann nur das allgemeine Recht sein; die „erste Absicht des Fürsten muß daher sein, sich selbst als „Zwingherr überflüssig zu machen.“ Nur unter der Bedingung dieser Absicht, sich selbst aufzuheben, gesteht er ihm Berechtigung zu. Aber diese Berechtigung erfordert zu ihrem Verständniß im Fichteschen Sinne noch eine kurze Explikation. Diese Bedingung wird nach ihm nur erfüllt durch eine den Zwang ex post rechtfertigende und aufhebende Erziehung Aller zur eigenen Einsicht und Freiheit. Unter der Bedingung solchen Wollens und Thuns darf — und dies ist der tief-ethische und tief-revolutionäre Grundgedanke seines gesammten staatsrechtlichen Systems. — Jeder alle Andern zum Objektiv-Rechten zwingen. Zwang zur Freiheit ist ihm im höchsten Grade sittlich, und das ihn vom unsittlichen Zwange unterscheidende Kriterium besteht eben darin, daß er darauf ausgeht, durch Erziehung der noch Uneinsichtigen und Unfreien zur Freiheit sich selbst abzustreifen. Am kürzesten spricht Fichte diesen Gedanken in seinem im selben Jahre geschriebenen ersten Excurse zur Staatslehre aus (Bd. VII. S. 578): „Alle Errichtung des „Reichs und des Rechtsgesetzes geht aus von einem Gegen„satze und ist dessen reale Lösung. — Dem Rechtsgesetze „unterworfen sein, heißt: unterworfen sein der eigenen Ein„sicht. Aber — für das Recht, das eigene und das „allgemeine, darf jeder zwingen und es auf sein „Gewissen nehmen, ob es die Andern erkennen „oder nicht. — Nun ist jedoch das Recht eines Jeglichen, „nur seiner Einsicht zu folgen: dies wird darum durch „den Zwang in der Form verletzt.“ —

„Nur derjenige ist der wahre (rechtmäßige) Staat, der „diesen Widerspruch thatkräftig löst. Das vermittelnde Glied „ist nämlich schon gefunden: es ist die Erziehung Aller „zur Einsicht vom Rechte. Nur wenn der Zwangsstaat „diese Bedingung erfüllt, hat er selbst das Recht zu existiren, „denn in ihr bereitet er die eigene Aufhebung vor."

Es ist derselbe tiefe Gedanke, der in den uns beschäftigenden Notizen überall durchgreift; darnm bemerkt er bereits S. 561 daselbst, den historischen und den Vernunftstaat versöhnend: „Indeß erhält dies Alles historisch ein „entschuldigendes Licht. Der Mensch muß zur Rechtsverfassung „gezwungen werden. Das thut denn der vermeinte Grund„herr d. h. der Zwangsherr überhaupt. So entsteht eine „mildere Ansicht. Die Menschheit steht unter dem Zwange. „Die Menschheit entbindet sich des Zwanges. Das Letztere „durch Einsicht des Rechtes. Das Recht muß schlechthin „sein, und wer es nicht durch sich selbst einsieht, muß „gezwungen werden." — [Es ist hohe Zeit heut, wo alles in die Hohlheit und Leerheit des nur auf der persönlichen Willkür beruhenden Liberalismus wie in einen häßlichen Morast zu versinken droht, wieder an diese hohe, objektive Begriffsbestimmung zu erinnern. Sie wird eben so sehr bei Fichte's größerem Nachfolger, Hegel, aufrecht gehalten, bei dem sie als das objektive Recht der Idee erscheint, sich zwangsweise durchzusetzen.] „So lassen sich" — fährt Fichte fort — „auch alle die Ver„hältnisse beurtheilen, die vom schon ausgebildeten Vernunft„staat aus beurtheilt, hart und unrechtmäßig erscheinen: sie „sind Vorstufen desselben, und Bedingungen, ohne welche es „niemals zu ihm kommen könnte. Nur die Erziehung zu „hindern, hat der Fürst kein Recht (alle Hinderungen der Auf„klärung waren solche Verhinderungen der Erziehung); denn

„da wäre es klar, daß er in jenen Veranstaltungen zum „Zwange nicht das Recht, sondern seine Gewalt im „Auge habe.“

Darum ruft nun Fichte, an der zuletzt angeführten Stelle, wo wir uns unterbrochen haben, nachdem er aus=einander gesetzt, der Rechtstitel des Fürsten könne nur in der Absicht bestehen, sich selbst als Zwangherrn über=flüssig zu machen, aus: „Erblichkeit der Zwingherr=„schaft kann gar nicht eingeführt werden. Weder faktisch „das Talent, noch begriffsmäßig das Recht zu herrschen, läßt „sich vererben. — Die Maxime von dem Forterben der „Herrschaft ist darum die wahrhaft unrechtliche, begriffs=„widrige. In jenem Systeme [bei der Erblichkeit] wird die „Zwangsherrschaft ein Besitz: dies nun ist die Tyrannei; — „Zwang um sein selbst willen.“

Also konkludirt er nunmehr: „Erziehung zur Frei=„heit ist die erste Pflicht des Zwingherrn. Vererbung „der Gewalt geht gar nicht. Bei solchen Aussichten nun, „wie kann es von dem jetzigen Punkte aus zur „Freiheit kommen? — Wollte irgend ein Fürst, so will „der Adel sicher nicht. (Zu verschmelzen, unterzu=„gehen in die Deutschheit, seine Standesinteressen „aufzugeben, dazu sind sie zu beschränkt!) **Also „her einen Zwingherrn zur Deutschheit!** — Wer es sei; „mache sich unser König dieses Verdienst! — Nach seinem Tode „ein Senat; da kann es sogleich im Gange sein.“

„Mache sich unser König dieses Verdienst“ — so ruft nun seit 50 Jahren harrend, klagend, anfeuernd und wie=derum gläubig hoffend das deutsche Volk durch seine po=litische Wüste — und nur das frostige Echo hallt ihm seine sich an den kalten Felsen derselben brechende Stimme zurück!

Ach! es geht dem deutschen Volke, wie dem Heine'schen Jüngling, der die Sterne befragt:

Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt
Und ein Narr nur wartet auf Antwort!

Fichte selbst entdeckt noch in denselben Notizen, wie wir später sehen werden, warum das nicht sein wird, warum das gar nicht sein kann! —

In dem zuletzt angeführten Absatz erwähnt Fichte, zum zweitenmal in diesen Notizen, des Adels als eines Haupthindernisses einer nationalen Gestaltung des Volkswesens. Man muß jedoch deshalb nicht glauben, daß er in vorurtheilsvollem Hasse gegen diesen Stand befangen gewesen sei. Er nimmt ihn vielmehr ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß er „bösartig oder gewaltthätig" sei, in Schutz, was auch um so weniger wundern kann, als Fichte die Reaction seit 1849 nicht miterlebt hat. Er nimmt ihn hiergegen in Schutz, „denn" — sagt er wörtlich (s. S. 523) — „hierzu gebrach es bei der Mehrheit an „Kraft, sondern sie waren in der Regel blos dumm und „unwissend, feige, faul und niederträchtig." Auch sagt dies Fichte nicht nur und beweist auch nicht blos, daß dies so sei, sondern er beweist auch, warum dies so sein müsse, und der Leser kann diesen mit haarscharfer Logik geführten Beweis von S. 519—523 nachlesen.

Doch zurück zu der Stelle, bei der wir stehen geblieben.

Fichte fühlt, daß er sich noch immer nicht konkret genug Rechenschaft abgelegt habe von der Eigenthümlichkeit unserer Lage, von den Gründen unserer Hoffnungslosigkeit, von der innersten Beschaffenheit unseres Elends, von den alleinigen Mitteln, die zu einer Ueberwindung desselben führen können. Er wendet sich von Neuem, als habe er

noch Nichts geschrieben, zurück auf die Erforschung des innersten Quellpunktes unserer Krankheit und jetzt strömen denn mit einander wetteifernd unter seiner Feder hervor die gedankentiefsten Sätze und die populärsten, beredtesten Schilderungen, und unter anderen auch — die genaue Geschichte des vergangenen Jahres. So wahr ist es, daß in der Wirklichkeit nichts erscheinen kann, was nicht dem Gedanken entstammt wäre, und daß dieser sie lange voraus zu erkennen und ihre Phänomen vorherzusagen vermag.

Statt, wie unsere Tagespolitiker, an der oberflächlichen Außenseite der Dinge und der Beseitigung einer bestimmten äußerlichen Form des Uebels stehen zu bleiben, greift er mit sicherer Hand an die Wurzel desselben. Der Begriff der Föderation ist es, der dies Uebel darstellt und so lange er, gleichviel unter welchen Formen, unsere politische Gestaltung beherrscht, das Volksein und den Charakter eines deutschen Volkes von uns ausschließen muß. Nichts ist kläglicher als die Gedankenarmuth unserer Fortschrittspolitiker, welche da glauben, uns durch irgend eine geänderte Form der Föderation einen Fortschritt und eine Volkseinheit geben zu können. Nichts lächerlicher als die Selbstverkennung jener Revolutionäre, welche — und wir könnten hier eine Reihe der accreditirtesten demokratischen Namen anführen — Deutschland in eine Anzahl oder Zweiheit von Föderativ-Republiken theilen und unsere Zerrissenheit und Volkslosigkeit so verewigen wollen. Die Föderation ist eben das, wovon wir herkommen, das was unsere bisherige Geschichte ausmacht, das was wir in allen Formen erschöpft haben, das was aufzuheben ist, wenn wir einer glorreichen nationalen Zukunft fähig sein sollen; glücklicherweise auch

das, was unter den ehernen Hammerschlägen der Nothwendigkeit vor Allem zusammenbrechen wird und muß. Alle diese Föderativ-Republikaner sind daher nicht nur ganz eben so reaktionär wie die Bundestägler; sie sind sich selber unbewußt insofern noch weit reaktionärer, als sie uns selbst noch unter der lockenden Form der neuen Freiheit den alten abgestandenen reaktionären Inhalt verkaufen wollen. Zu verwundern ist das nicht; denn bei jeder großen Weltwende ereignet es sich, daß kannegießernde Politiker, welche ihren Blick nicht zum Gedanken erheben können, sondern, revolutionär nur in ihrer eigenen Einbildung, die Seele von der empirischen Wirklichkeit beherrscht behalten, das komische quid pro quo begehen, gerade das, womit es zu Ende geht, für den Inhalt der neuen Zeit zu nehmen. Neben diesem großen Gegensatz von Föderation und Volkseinheit sinkt sogar der Gegensatz zwischen Monarchie und Republik zu einem relativ unbedeutenden herab, und wir glauben ganz ernsthaft, daß selbst diejenigen, welche ein erbliches, monarchisches einiges deutsches Kaiserthum mit gänzlicher Kassirung der 35 Untersouveränitäten wollen, und sei es auch mit allen Schnörkeln, Quasten und Sentimentalitäten der Burschenschafts-Zeit, doch immer noch auf einer viel höheren Stufe der Intelligenz und politischen Wahrheit stehen, als unsere Föderativ-Republikaner.

Doch lassen wir Fichten das Wort. — Wenn so viele unserer Demokratenführer 1848 und noch heute hierüber in der vollständigsten Einsichtslosigkeit befangen sind, so ziemte es natürlich Fichten schon 1813 hierüber mit sich im Klaren zu sein.

Er beginnt von neuem: „Ueber die Einkleidung des „Ganzen: — an die Deutschen, die sich zum Begriffe der „Freiheit erhoben haben. — Ist ein deutsches Reich möglich, „Ein Bürgerthum, im Gegensatze mit der Conföderation? Beweis, daß es ein deutsches Bürgerthum nie „gegeben habe, noch gebe, noch auch ohne eine gänzliche „Umschaffung aller öffentlichen Verhältnisse geben „könne. Wenn die Stärkeren es wollen, oder wenn die, „so es wollen, wie ich es denn aufrichtig will, die Stärkeren sind, dann geht es. Aber" — fügt er seufzend hinzu — „diese Vereinigung bezweifle ich durchaus."

Doch wieder reißt sich seine ringende Seele empor: „Dennoch" — ruft er aus — „wäre es Gott zu erbarmen, wenn es nicht ein deutsches Volk geben „sollte! denn es giebt, außer dem Bewußtsein der einzelnen „Völker, für den Beobachter allerdings einen gemeinsamen „Charakter. (Und das ist eben die Merkwürdigkeit: „der Charakter anderer Völker ist gemacht durch ihre Geschichte. Die Deutschen haben als solche in den letzten „Jahrhunderten keine Geschichte; was ihren Charakter „erhalten hat, ist darum etwas schlechthin Ursprüngliches; sie sind gewachsen ohne Geschichte. Die Literatur als das Vereinigende ist noch jung.)"

Wie aus der tiefsten Geisterwelt tönen diese Worte zu uns herauf, beiläufig erklärend den Schillerjubel des verflossenen Jahres. Denn in der geistigen Einheit seiner, sich auch durchaus nicht föderalistisch in einen süd- und norddeutschen Geist zerlegenden, Literatur ist es, wo unser Volk die Bürgschaft seiner eigenen Geisteseinheit und somit das fröhliche Unterpfand seiner nationalen Auferstehung sieht! — Was aber würde Fichte gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß noch funfzig

Jahre nach seinen Worten die literarische Einheit noch immer das einzige Evangelium der kommenden politischen sein würde!

Mit erneueter Schärfe wendet er sich auf den Urfeind, den Föderalismus und seinen tiefen Gegensatz gegen den Begriff des Volkes zurück und bringt sich denselben in langen und überaus reichen Ausführungen zur Klarheit: „Der Unterschied zwischen Konföderation und Reichs-„einheit ist scharf zu fassen. Haben die einzelnen deutschen „Völker: Sachsen, Baiern, Nationaleinheit in sich, oder „ist ihr Interesse blos das Hausinteresse ihrer Fürsten? „Dies ist bedeutend." [Ja wohl, bedeutend!] „Ein „Volk begreift sich nur als solches durch seine Geschichte; „so die Sachsen durch gemeinschaftliche Reformation und Kämpfe „dafür: nicht so die neu civilisirten und äußerlich verbundenen „Baiern. Den Neuwestphalen wird gesagt: sie hätten früher „sogar Kriege gegeneinander geführt. Im siebenjährigen Kriege „waren Hannover, Braunschweig, Cassel bei der preußischen „Partei; Münster, Osnabrück das eigentliche Westphalen „größtentheils bei dem Reiche; dies spricht sich im Volksbe-„wußtsein nun so aus: Gegen die verdammten Kerls, die West-„phalen, haben wir Krieg geführt, sagt der Hesse, nicht gegen „uns selbst. Nun aber sollen wir Krieg führen gegen unsere „alten Landsleute, die Preußen. Diese sind nicht mehr wir? „Also in dem Umfassen und im Ausschließen in und von „Einem geschichtlichen Selbst besteht die Volkseinheit. „Also: die Neuwestphalen sollten auf das Gebot sich als Eins, „als Wir, begreifen und alle die vorher darin Eingeschlossenen „aufgeben? Das läßt sich befehlen?"

„Eine reichere und glänzendere Geschichte giebt einen „haltsameren Nationalcharakter (dies erhebt den Preußen über „den Sachsen): ebenso, wenn man dem Volke mehr Antheil an

„der Regierung giebt, es zum freien Miturtheilen läßt; es „nicht als stumme Maschine, sondern als bewußten und ge„rühmten Mitwirker gebraucht (das erhebt Preußen über „Oesterreich)."

„Nationalstolz, Ehre, Eitelkeit haftet sich daher, „wie bei dem Individuum an Alles, und dient das Band „zu befestigen" [das die Sondernation unter sich umschlingende; somit dient es aber auch in jeder Form der Föderation, die Zerreißung der deutschen Einheit im Volksgeiste zu verewigen.] „Der Einzelne will es brauchen, um „sich als Einzelnen vor sich selber, und unter den Ausländern, „zu erheben. Ich bin ein Sachse, Preuße; das soll ihm „Theil geben an den bekannten Vorzügen des Volkes. Man „wirft den Deutschen vor, sie hätten keinen Nationalstolz. Wie „können sie ihn doch haben, da sie Deutsche nicht sind? „Aber die Preußen, die Sachsen haben ihn. Ein Leip„ziger Student, ein Berliner Gelehrter aus den Zeiten der „Aufklärung, ein preußischer Werbeofficier! Oder habt ihr „einen österreichischen Wachtmeister sein „Unser Kaiser" aus„sprechen hören? Freilich war es versessener Bauern„stolz, und dieser mehr als jeder andere Umstand „hat die Herzen der Deutschen unter sich ent„völkert. Jetzt, da ihr sie untereinander laßt, werden an„gefeuerte, vom Volksgefühl erhobene Jünglinge bei den sich „darbietenden Gelegenheiten zur Vergleichung diese Unart „lassen? Ich fürchte" — man höre diese 1813 im Augenblick der höchsten Begeisterung und Erregung des nationalen Einheitsgefühls geschriebenen und darum wahrhaft wunderbare Voraussagung und Erklärung unserer jüngsten Vergangenheit — „ich fürchte, ihr säet neuen „Haß! — Ihr Fürst, sein glänzender Hof, sein An„sehen und äußere Würden — und kurz, was es sei —

„Alles dient ihnen zur Erregung der Eitelkeit. Die „glänzenden Sklavenketten sogar. Wer hochmüthig sein will, „findet immer Grund; der gemeine Bauernkerl in seinen „ledernen Hosen. Aber ein Volk will es immer und kann „es gar nicht lassen; außerdem bleibt die **Einheit des „Begriffs** in ihm gar nicht rege."

Bis in seine innerste Tiefe erklärt hier Fichte das Phänomen, das besonders im vergangenen Jahre jeden deutschen Patrioten so ernstlich betrübt hat, die Eitelkeit der deutschen Volksstämme gegeneinander, aus welcher ihre Eifersucht aufeinander, und wieder ihre Verbitterung gegeneinander folgt. Aber, wie Fichte sehr richtig zeigt, diese Eitelkeit ist schlechthin unvermeidlich, so lange diese Volksstämme durch ein Sonderband zu einem besondern Selbst vereint sind. Diese Eitelkeit ist die „Einheit des Begriffs", welche den besondern Staat zusammenhält. Sie ist nichts als das Werthlegen auf das besondere Selbst, und ohne dieses Werthlegen würde die Einheit des besondern Staats daher sofort auseinander- und in die Attraktion der andern Volkstämme hineinfallen. Darum muß leider diese Eitelkeilt mit ihren Folgen, der Eifersucht und Verbitterung, — abgesehen von kurzen besonders günstigen Momenten, in welchen wie z. B. 1848 das Volksgefühl durchschlägt — als eine permanente, bald in mehr, bald in weniger starken Schwingungen die Masse der Nichtdenkenden durchzitternde Empfindung vorhanden sein, so lange in irgend einer föderalistischen Form die einzelnen deutschen Volksstämme zu Sondereinheiten zusammengefaßt sind. Geschähe dies gar in der Form von zwei oder mehreren Föderativrepubliken, so würde wegen der hier herrschenden ungebändigten Freiheit und des in Republiken natürlichen

größeren Werthlegens auf die staatlichen Unterschiede die Eitelkeit und die Eifersucht und die Verbitterung sich nur steigern und zu dem gräulichsten gegenseitigen Zerstörungswerk führen, durch das jemals ein Volk sich selbst vernichtet hat.

Fichte fährt fort: „Deutscher Nationalstolz jedoch — „worauf hätte doch dieser sich gründen sollen? Welches Band „haben wir denn gehabt und welche gemeinsame Geschichte? „Im Türkenkriege waren die Brandenburger, Sachsen und an„dere Hülfstruppen. In französischen Kriegen, in den Suc„cessionskriegen, getrennt. Der Revolutionskrieg endlich wurde „durchaus als Krieg für die Fürsten, nicht als Volkskrieg be„trachtet, auch hier theilte sich das deutsche Reich alsbald. Die „weiteren zerstörenden Folgen desselben für Deutschland liegen „vor Augen. So lösten sich die Bande."

„Literatur als Nationalverband? Wer kennt denn die „Literatur, als der Gelehrte selbst. Wir verachten uns „untereinander." [Welche furchtbare Wahrhaftigkeit, mit der Fichte diese Selbstbekenntnisse ablegt.] „Der Vornehme zieht „unbedingt die französische oder englische Literatur vor. — Und „dann — welcher Protestant erstreckt so leicht seine Begriffe „von deutscher Literatur auch über das Katholische? Der Ge„lehrte hat seinen Begriff vom Deutschen aus der Geschichte, „oder aus neueren Erregungen durch die Klopstock'sche Epoche. „Da existirt er eigentlich nur; was geht dies das Volk an? „wie kann der so ganz veränderten Nachwelt ein vereinendes „Band aus der Hermannsschlacht stammen? Jener Geist ist „ausgestorben, und wer weiß, wo die Nachkommen jener „Kämpfer sind."

„Der Krieg für Napoleon ist nun zwar nicht populär „gewesen; aber die kleinliche Nationaleitelkeit und die alten Ge„fühle der Rache hat er sehr aufgeregt. Sachsen, die alten,

„vor Feigheit sich schützend, haben endlich siegen gelernt. „Baiern, die neuen, und darum erpicht zu werden, „eine rühmliche Geschichte zu bekommen, [— in diesen zwei Worten „und darum erpicht zu werden" liegt der Schlüssel für alle Intriguen, die das baierische Kabinet sowohl im vergangenen Jahre gespielt hat als auch so lange es existirt, in alle Zukunft ewig spielen wird] „haben „eine Art Volkseinheit, weil sie einen deutschen Fürsten be„halten hatten und auch von keiner bedeutenden Volkseinheit „losgerissen wurden. „Mit den Westphalen, die als Hessen, „Preußen, Braunschweiger von einer besondern Geschichte ge„trennt wurden, wollte es nicht so gehen."

„(Mit dem Rheinbunde wollte Bonaparte blos das, „was vorher schon da war und sich gezeigt hatte, „aussprechen und für immer befestigen. — Was liegt darin? „Ein Naturgesetz verfestigen, unter die Kunst bringen. „Warum nämlich war es so, daß die kleineren Rheinfürsten sich „an Frankreich wenden mußten? Weil sie dasselbe für ihre „Erhaltung interessiren mußten, indem die Reichsföderation sie „nicht zu schützen vermochte. Alle Föderationen werden „nur durch den Vortheil oder die Uebermacht er„halten, ein nachhaltiger Begriff der Volksein„heit kann nicht aus ihnen hervorgehen. — Wenn „wir daher nicht im Auge behielten, was Deutschland „zu werden hat, so läge an sich nicht so viel daran, ob ein „französischer Marschall wie Bernadotte, an dem „wenigstens früher begeisternde Bilder der Frei„heit vorübergegangen sind, oder ein deutscher auf„geblasener Edelmann ohne Sitten und mit Roh„heit und frechem Uebermuth, über einen Theil „von Deutschland geböte.)"

Diese Worte sind von einer erschütternden Wirkung in dem Munde des Mannes, der 1808 seine „Reden an die deutsche Nation" gegen Napoleon, wie er selbst darin sagt, „auf die Gefahr des Todes" hielt, der allein und offen sich ihm entgegenzustemmen, ihn bis auf den Tod anzugreifen wagte, als Alles im Staube kroch.

Ja wohl! Wenn man nicht im Auge behielte, was „Deutschland zu werden hat", wenn man es nicht um dessentwillen liebte, was es werden soll, wird und muß, — woher nähmen wir das Interesse dafür, ob wir von außen oder von innen beherrscht und getheilt werden?

„Was nun" — fährt Fichte fort — „bildet ein Volk „zum Volke eben im Gegensatze der Föderation? Die „letztere ist nie Volkssache gewesen" [wiederholter avis für unsere Föderalisten!] „sondern nur eine der Regierun„gen, wie jedes andere Bündniß; weil das Volk mit „dem Bund nie unmittelbar, nur durch den Willen sei„nes Fürsten zusammenhing."

„Wenn nun," hebt Fichte nach dieser ebenso durchschlagenden als einfachen Begriffsexplikation von neuem an, „z. B. Oesterreich oder Preußen Deutschland eroberte, „warum gäbe dies nur Oesterreicher, Preußen, keine „Deutsche? — Wie ist eine österreichische, preußische und „wie eine deutsche Geschichte verschieden? Dies ist gründ„lich zu behandeln; darauf kommt alles an, denn eben hier „stehen die Deutschen" [und stehen „eben hier" noch nach funfzig Jahren.] „Auch stehen sie wie bekannt in der „Theilung zwischen Oesterreich und Preußen. Hierbei würde „Oesterreich weit mehr Mühe haben, Baiern z. B. unter sich

„zu bringen, als Preußen seinen Antheil.“ [— Gerade weil dies so ist, zeigen die Regierungen der kleinen Staaten eine so furchtlose, uneifersüchtige Hinneigung zu Oester- und einen solchen Widerwillen gegen Preußen. —] „Auch paßt die Theilung der Confessionen nicht recht zu „einer völligen Verschmelzung. Dadurch wäre der Krieg „zwischen beiden auf ewige Dauer gesetzt, und es wäre keine „Ruhe, **bis sie Eins wären.**“

Diese letzten Worte müssen scharf verstanden werden; sie bilden einen der tiefsten Aussprüche Fichte's. Wenn unsere Föderalisten die Zweiheit der Konfessionen für einen Grund halten, weshalb Deutschland nicht zu einer Einheit umgeschaffen werden könne, sondern in einen süddeutschen und norddeutschen Staat, in eine süddeutsche und norddeutsche Föderativ-Republik auseinander geklafft bleiben müsse, so sagt Fichte umgekehrt, gerade wegen dieser konfessionellen Verschiedenheit können diese Staaten nicht als besondere neben einander bestehen, es wäre dadurch der Krieg zwischen ihnen auf ewige Dauer gegeben, sie würden keine Ruhe haben „bis sie Eins wären!“

In der That, jedes Leben, das natürliche wie das politische, ist Einheit von Gegensätzen, verträgt daher solche und kann sogar gar nicht ohne dieselben bestehen. Die größesten Gegensätze lassen sich daher unter Einer vernünftigen Staatseinheit zusammen fassen, wenn sie nur dabei auch wieder irgend einen gemeinschaftlichen Grundcharakter haben, wie er bei uns in Abstammung, Bedürfniß, literarisch und wissenschaftlich-geistiger Einheit rc. vorliegt.

Wenn aber die Gegensätze statt in eine ungetheilte Einheit, in selbstständige Besonderheit neben einander gesetzt werden, so bringt die Gemeinschaftlichkeit ihres Grundcharakters ihre nothwendige Beziehung aufeinander, und die Gegensätzlichkeit desselben die Feindseligkeit dieser Beziehung hervor, und sie müssen nun ruh- und rastlos an einander und sich so lange an einander abkämpfen, bis das Eine das Andere verschlungen, oder sie sich in brudermörderischer Umarmung gegenseitig zerstört haben. Die Einigung, welche in der Föderation vorhanden ist, ändert hieran nichts, setzt vielmehr eben nur den gemeinschaftlichen Boden, auf welchem die Reibungen vor sich gehen und sich zur Flamme entzünden. Denn diese Einigung ist eben keine Einheit, sondern nur eine Gegenüberstellung.

Die Geschichte von Athen und Sparta, vom Papst und Kaiser des Mittelalters, von jedem großen in der Geschichte aufgetretenen und doch wieder auf einer gemeinschaftlichen Grundlage fußenden Dualismus, erweist dieses große Geistesgesetz, diesen geistigen Chemismus, von dessen Dasein wir natürlich weder Ahnung noch Verständniß von unseren Staatsrationalisten verlangen können. *)

---

*) Wir sind natürlich darauf gefaßt, daß unsere Föderalisten triumphirend auf Amerika hinweisen, was stets das einige Alpha und Omega ihrer Gründe und in um so höherem Grade ist, je weniger sie von der Natur der Sache und der Eigenthümlichkeit Amerikas etwas verstehen. Wir wollen hiergegen nur auf zwei Sätze hinweisen, deren nähere Explikation wir freilich hier nicht vornehmen können: 1) daß Amerika sowohl historisch nach seinem

Darum sagt Fichte, daß einerseits die Theilung der Konfessionen, die doch auch innerhalb Oesterreichs und innerhalb Preußens Statt hat — denn so sind diese seine vorhergehenden Worte zu verstehen — es doch nicht zu einer völligen Verschmelzung der Elemente jeder dieser Staaten innerhalb desselben kommen lassen könne, vielmehr auch dadurch seine Beziehung auf den andern Sonderstaat gegeben bleibe und daß nun eben dadurch andererseits der Krieg zwischen den beiden Sonderstaaten auf ewige Dauer gesetzt und keine Ruhe sein würde, „bis sie Eins wären."

Wenn Fichte in diesen wenigen Worten eins der tiefsten geschichtlichen Gesetze, mindestens kurz und in ihm selbst verständlicher Klarheit, angedeutet hat, so hat er dagegen noch gar nicht explicirt, warum die Eroberung Deutschlands durch Oesterreich oder Preußen immer nur Oesterreicher oder Preußen, keine Deutschen, geben würde.

Er fühlt das selbst und vertieft sich daher von neuem: „Ich müßte überhaupt da tiefer. Welches ist der National-„charakter der Deutschen, den ich oben versprach? Welches da-„gegen der einzelnen Staaten, Oesterreich, Preußen u. s. w.?"

„1) Ihre Regentenhäuser haben auswärtige Familien-

Ursprung als auch nach seiner gegenwärtigen Wirklichkeit keine Nation, sondern eine bürgerliche Gesellschaft ist. — 2) daß Amerika, welches einen ganzen Continent für sich allein und keine andere Nation in demselben sich gegenüber hat, eben deswegen auch nicht nöthig hat, wie die in Europa mitten unter anderen mächtigen Nationen gestellten Staaten, sich zur Einheit einer untheilbaren Volksindividualität zusammenzufassen.

„verbindungen, wahres oder vermeintes Interesse „zu fremden Bündnissen, die Völker National=Haß oder Liebe. „Deutschland hat dies Alles nicht, noch soll es dies haben, es „muß für sich und selbstständig dastehen. Dies fremde In= „teresse würde nun müssen den neu Acquirirten auf= „gedrängt werden. Kurz, sie werden aus dem regel= „mäßigen Fortgang ihrer Bildung herausgerissen, — in den „Bildungsgang eines fremden Volkes (Beispiel kann die „preußische Verwaltung von Südpreußen sein).“

„2) Dazu noch die besonderen Züge im Bilde eines „deutschen Fürsten, — welche einen anderen Mo= „narchen nie so treffen können. — Fechten für ein „fremdes Interesse, lediglich um der Erhaltung seines „Hauses willen. — Soldaten verkaufen; — An= „hängsel sein eines fremden Staates. Seine Politik hat „gar kein Interesse, als den Flor und die Erhaltung „des lieben Hauses; alles Uebrige läßt man sich selber „machen. Was wäre das nun für ein Unglück, wenn „das liebe Haus nicht erhalten würde, wenn ein „anderes an seine Stelle käme? Dies ist ja schon „passirt! — Was tragen denn nur die Unterthanen die „Kosten zur Erhaltung ihres Hofes? So werden sie doch „lieber geradezu Provinzen des herrschenden Staates. Bona= „parte, der es liebt, auszusprechen, was ist, hat es ge= „than, und würde fortgefahren haben, es zu thun!“

Wenn also Fichte noch oben ausrief: „Mache sich unser König dieses Verdienst,“ — so weiß er sich jetzt zu entwickeln, warum dies gar nicht geschehen kann. Die einzelnen deutschen Regenten sind, da sie und ihr Staat innerhalb Deutschlands ihr Bestehen und die Garantie

desselben nur in der Hervorhebung ihrer Besonderheit, ihres specifisschen Unterschieds haben, in ihr specifisches Hausinteresse versenkt, durch Erziehung, Tradition und Geschichte mit demselben verwachsen. Sie erblicken daher in dieser Besonderheit ihr eigentliches Recht und müssen deshalb eben auch an der Besonderheit der anderen festhalten, weil mit deren Fortfall auch die eigene fortzufallen drohte. In die Sprache der officiellen Aktenstücke übersetzt heißt das, daß sie von einem „wohlerworbenen Recht“ aller deutschen Fürsten auf die Zertheilung des deutschen Volksgeistes zu reden wissen! Sogar noch bei einer Eroberung Deutschlands in diesem Sinne, würde nicht Deutschland hergestellt, sondern nur die andern Stämme durch die gewaltsame Aufdrängung des specifischen Hausgeistes unter die Besonderheit desselben gebracht, preußificirt, verbaiert, verösterreichert! — Es würde nicht Deutschland hergestellt, sondern gerade nur die eine Besonderheit zur herrschenden gemacht und indem so auch noch diejenige Ausgleichung fortfiele, welche jetzt noch in dem Dasein der verschiedenen Besonderheiten liegt, würde gerade dadurch das deutsche Volk auch noch in seiner geistigen Wurzel aufgehoben.

Die Eroberung Deutschlands, nicht im specifischen Hausgeiste, sondern mit freiem Aufgeben desselben in den nationalen Geist und seine Zwecke, wäre freilich ein ganz Anderes! Aber die Idealität dieser Entschließung ist es geradezu thöricht von Männern zu verlangen, deren geistige Persönlichkeit doch wie die aller andern ein bestimmtes Produkt ihrer Factoren in Erziehung, Tradition, Neigung

und Geschichte ist, und die dies daher eben so wenig leisten können, als es einer von uns anderen leisten würde, wenn seine Bildung und Erziehung ausschließlich durch dieselben Faktoren bestimmt worden wäre.

„Dies Alles“ — fährt Fichte fort — „hat die Deutschen bisher gehindert, Deutsche zu werden: ihr Charakter „liegt in der Zukunft: — jetzt besteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geschichte. Der Anfang „derselben — daß sie sich selbst mit Bewußtsein machen. „Es wäre die glorreichste Bestimmung.

„Grundcharakter der Deutschen daher: 1) Anfangen einer „neuen Geschichte; 2) Zustandebringen ihrer selbst mit Freiheit. — „Kein bestehender Landesherr kann Deutsche machen; es werden „Oesterreicher, Preußen u. s. w. Ein neuer müßte erstehen? „Etwa wie Bonaparte? — Dieser träte, durch Erblichkeit gewiß, sogleich in das Fürstensystem, und es würde wieder nur „ein europäisches Volk anderen Schlages. Das sollte es gar „nicht sein, Familieninteressen gar nicht kennen, in die innern „Angelegenheiten fremder Länder sich gar nicht mischen. (Fremder Bündnisse und Hülfstruppen bedarf es nicht, weil es einmal Eins geworden, für sich selbst stark genug ist.) Aber „durch seine geographische Lage kann es die anderen Nationen „zum Frieden zwingen; darum auch die erste dauernde Stätte „der Freiheit sein.“

„3) Deshalb sollen die Deutschen auch nicht etwa Fortsetzung der alten Geschichte sein: diese hat eigentlich für sie „gar kein Resultat gegeben, und sie selbst existirt eigentlich nur „für die Gelehrten. Und bisher haben eigentlich nur diese, die „Gelehrten, die künftigen Deutschen vorgebildet: durch ihre „Schriftstellerei; sodann durch ihr Wandern. Sie sind, we-

„nigstens die durchgreifenden, nicht Glieder einer besonderen „Völkerschaft, sondern, sind sie überhaupt etwas, so sind sie „eben Deutsche. (Also gab es wohl Deutsche, nur nicht als „Bürger, sondern über das Bürgerthum hinaus, und dies ist „ein großer Vorzug.) Alle großen Literaten sind gewandert, „keiner ist in seinem Geburtslande zu etwas gekommen. Dies „lag theils in der Anlage: der erste Zug des besseren Deut„schen ist ein Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes. „Sodann — konnte auch nur im Auslande das Talent sich „entwickeln, von seiner Volksunmittelbarkeit sich losschälen und „zu seiner höheren Allgemeinheit kommen. So Leibnitz, Klop„stock, Göthe, Schiller und Schlegel. Nur Kant macht eine „Ausnahme."

„Also der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der „Deutschen wäre eben ihre Existenz ohne Staat und über den „Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung. (Daher haben „die Deutschen auch eine so gewaltige Assimilationskraft für „den Ausländer, der nur Gelehrter, Denker, Dichter wird: „Fouqué, Villers. Der Fremde bedarf gar nicht sich umzu„wandeln, er bedarf nur sich zu erheben.)"

„Da wird nun tiefer zu unterscheiden sein das Natio„nale, was nur durch den Staat gebildet wird (und seine „Bürger darin verschlingt), und dasjenige, welches über den „Staat hinausliegt. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß alles „Gemeinsame der europäischen Völkerrepublik, und alles, was „diesen Bürger allenthalben auszeichnet, Großmuth, Humanität, „Rittersinn, Galanterie, — ursprünglich deutsche Nationalzüge „sind. Erst in späterer Zeit trennten die Deutschen sich in „einzelne Völker und versumpften in sich: die inneren Kriege, „die Eifersucht ihrer kleinen Fürsten gegeneinander, das Ver-

„bot der Auswanderungen u. s. w. vollendete ihre Trennung
„und Entartung."

„Und so wird es auch, vom Bisherigen aus betrachtet, „bleiben: der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch gar „nicht wirklich, er ist ein allgemeines Postulat der Zukunft. „Aber es wird nicht irgend eine gesonderte Volkseigenthümlich„keit zur Geltung bringen, sondern den Bürger der Freiheit „verwirklichen." —

„Dieses Postulat" — schließt Fichte diese Notizen, die Worte seiner eigenen gleichzeitig verfaßten Staatslehre citirend, — „von einer Reichseinheit eines innerlich und „organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, „sind die Deutschen berufen, und dazu da im ewigen Welt„plane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausge„bildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der „Persönlichkeit, gebildet fürs erste vor allem Staate vorher, „gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie der„malen zerfallen sind, und welche, als bloßes Mittel zum „höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen."

„Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein „wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt „erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des „Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Auf„opferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne „welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, „gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht „trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für „diesen großen Zweck da sind, und ihm langsam entgegen„reifen; — ein anderes Element für diese Entwickelung ist in „der Menschheit nicht da."

So Fichte — und fern sei es von uns die unerreichbare Gewalt dieser Worte durch irgend welche Hinzufügungen schwächen zu wollen! —

Habe ich nun, geehrter Herr, auch Ihrem Wunsche nicht buchstäblich entsprochen, so ist doch, denke ich, Ihr Zweck erfüllt, — wie der meinige!

Hochachtungsvoll

Der Ihrige

F. Lassalle.

Berlin, im Januar 1860.

Ein Blick auf das jetzige Genf.

Von

Carl Vogt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisser Antagonismus nicht nur zwischen der französisch-redenden und deutsch-redenden Schweiz, sondern speciell auch zwischen Genf und der übrigen Eidgenossenschaft besteht. Am nächsten zu Genf steht Neuenburg, am entferntesten unter den Kantonen der französischen Schweiz der unmittelbare einzige schweizerische Grenznachbar, die Waadt. In dieser letzteren hat die Jahrhunderte andauernde Herrschaft der Berner die unverkennbarsten Spuren zurückgelassen. Das Wesen der Einrichtungen, die ganze staatliche Anschauungsweise, das Regierungs- und Verwaltungsverfahren ist durchaus nach bernischem Zuschnitt geregelt, so daß man mit vollem Rechte die Waadtländer französisch redende Berner nennen kann. Vielleicht in keinem Kanton der Schweiz herrscht eine solche Reglementir- und Regier-Wuth, wie in Waadt und wenn Vater Druey seiner Zeit einen Ruf in der liberalen und radikalen Welt bekam, so war derselbe wahrhaftig in so fern mit Unrecht verdient, als Druey wahrlich kein Mann weder der religiösen noch politischen Freiheit für Alle war. Die Druey'sche Verfassung der Waadt gab der Verwaltungsbehörde größere Rechte, als in manchem konstitutionellen Staate und die Art und Weise, wie man zu Druey's Zeiten gegen die

von der Staatskirche abgefallenen Dissidenten, die sogenannten Momiers, verfuhr, war wirklich empörend. Druey wußte aber besser als seine Nachfolger, die von ihm nur die Gewaltthätigkeit, nicht aber den Verstand geerbt zu haben scheinen, die Strömungen der Meinungen bei der Majorität des Volkes zu berücksichtigen und er rühmte sich sogar seines schnellen, der Mehrheit angepaßten Meinungswechsels als eines Vorzugs vor anderen Staatsmännern. Seinen Nachfolgern ist die von ihm ausgestreute Saat über den Kopf gewachsen und das waadtländische Volk beginnt auch jetzt einzusehen, daß es Zeit ist, seine Verfassung zu ändern und die Regierungsgewalt mehr als bisher zu beschränken.

Der Antagonismus zwischen Genfern und Waadtländern, der oft grell und unerwartet hervortritt, liegt also nicht sowohl in einer Art Neid, welchen der Ackerbaukanton gegen den reicheren industriellen Kanton entwickelt, sondern vielmehr in den gänzlich verschiedenen Einrichtungen und Anschauungen, die in beiden Kantonen Platz greifen. Der Gegensatz zwischen Genf und der deutschen Schweiz prägt sich nur deshalb zwischen Genf und Waadt am stärksten aus, weil beide eine und dieselbe Sprache reden und unmittelbare Grenznachbaren sind.

Der innerste Kern dieses Gegensatzes liegt darin, daß Genf das Prinzip der individuellen Freiheit über alle anderen Grundprinzipien des Staatslebens stellt und es nur mit großem Widerstreben dann beschränkt, wenn es zur Erhaltung des Staatsganzen durchaus nöthig ist, während in den deutschen Kantonen die individuelle Freiheit häufig unter noch größeren Beschränkungen leidet, als z. B. in Oesterreich, und es der hartnäckigsten Kämpfe bedarf, um das Individuum zwischen Wiege und Grab

auch nur einigermaßen von Bevormundung und Maßregelung durch Korporationen, Gemeinden und Staatsgewalten zu befreien.

In der That kannte diejenige Art der Freiheit, welche in den älteren und namentlich deutschen Kantonen der Schweiz aus mittelalterlichen Kämpfen sich hervorbildete, nur die Freiheit der Korporation und der Gemeinde, nicht aber diejenige des Individuums, das häufig selbst nicht durch Auswanderung sich der Tyrannei seiner Bevormundung entziehen konnte. Sind ja doch jetzt manche Geschichtsforscher der Ansicht geworden, daß die Bauern-Revolution gegen Oesterreich und die erste Eidgenossenschaft wirklich nur aus conservativer Opposition hervorgingen und Oesterreich damals (es sind freilich viele hundert Jahre her und es hat seitdem den Fehler nicht wieder begangen) in der That den Eidgenossen gegenüber das Element des Fortschrittes repräsentirte! Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß das Prinzip der individuellen Freiheit sich nur mit größter Mühe in der alten Eidgenossenschaft heranbilden konnte und daß es bis in die neueste Zeit, stets wieder von der Tyrannei der Korporationen überwuchert wurde. Die einzelnen Städte und Ortschaften hatten ihre enggeschlossenen Bürgerschaften, die Bürgerschaften waren in Zünfte und Gesellschaften eingetheilt, in denen man geboren wurde und starb; ein Fremder, ein Eidgenosse selbst aus einem anderen Kantone, hatte oft unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden und Plackereien aller Art zu erdulden, ehe es ihm gestattet wurde, sich an einem anderen als seinem Heimathsorte niederzulassen oder gar sich einzubürgern. Die auf diese Weise erzeugte enge Anschauungsweise ging so sehr in das gewöhnliche Leben über, daß in den meisten Städten

und Städtchen z. B. die Kinder von gleichem Alter und gleicher Herkunft geschlossene Gesellschaften, sogenannte Societäten, bildeten, die durch das ganze Leben hindurch auf denselben Kreis beschränkt blieben und den im höheren Alter Ueberlebenden nothwendig das traurige Schicksal der Isolirung bereiteten. Die Mitglieder einer Bürgergemeinde, einer Zunft waren derselben mit Haut und Haar verfallen; die Zunft regelte ihre Ausgaben; die Zunft bestimmte das Geschäft der Kinder; ja es kam nicht selten vor bei reicheren Zünften, wie z. B. in Bern, daß die Zunft eines ihrer heruntergekommenen Mitglieder, das einer regierenden Familie angehörte, zwang, sich Wagen und Pferde zu halten und ihm das Geld dazu aus deren Unterstützungsfonds reichte. An vielen Orten bestand die gesetzliche Bestimmung, daß ein Individuum, welches als Waisenkind erzogen oder sonst im unmündigen Alter unterstützt worden war, nicht eher stimmfähig werden konnte, als bis es die erhaltenen Summen zurückgegeben hatte. Ueber die Erwachsenen wurde und wird nicht minder noch jetzt an vielen Orten engende Kontrole geführt. Ist es ja doch erst ganz neuerdings vorgekommen, daß im Kanton Zürich ein junger Mann unter Vormundschaft gestellt und von der Gemeinde aus dem Grunde bevogtet wurde, weil er Verschwender sei. Der junge Mann wies nach, daß er seit seiner Selbstständigkeit von der Rente seines allerdings sehr bedeutenden Vermögens alljährlich nur $^3/_4$ verzehrt, $^1/_4$ dagegen kapitalisirt habe; daß er demnach, weit entfernt, sein Kapital anzugreifen, dasselbe noch vermehrt habe. Half nichts; — die Gemeinde fand, daß er zuviel ausgebe, und er ward trotz alles Widerspruches unter Vormundschaft gestellt und der freien Disposition seines Vermögens beraubt. Ich könnte solcher Beispiele zu Hun-

derten aufführen und zeigen, wie, nach der Gesetzgebung der meisten deutschen Kantone, Gemeinde- und Verwaltungsbehörden in Heiraths- und Niederlassungs-Angelegenheiten die schreiendsten Willkürlichkeiten begehen und das Individuum direkt oder indirekt gänzlich seiner freien Selbstbestimmung berauben können, ohne die gesetzlichen Schranken zu überschreiten. Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, freie Niederlassung, Freizügigkeit, wenn auch von der Bundesverfassung dekretirt, erleiden dennoch theils durch spitzfindige Auslegungen, theils durch Eingriffe der Polizei, eine Menge Beschränkungen, die dem gemeinen Menschenverstande gänzlich unbegreiflich sind, und die Verhandlungen der Bundesversammlung sind stets überfüllt von Fragen dieser Art, bei welchen sich die Vertreter der betreffenden Kantone bis auf's Blut gegen jede freisinnige Auslegung der Bundesverfassung wehren. Noch heute floriren in den alten freien Reichsstädten, wie Schaffhausen und Basel, die gewerblichen Zünfte in schönster mittelalterlicher Weise fort und überall zeigen die Polizeien das Bestreben, den mittelalterlichen Zopf, unter dessen Herrschaft Luxusedikte und Kleiderordnungen herausgegeben wurden, mit neuen Bändern zu umwickeln, welche die betreffenden Beamten meist aus dem benachbarten Deutschland herüberholen.

Ich habe soeben der Polizei erwähnt. Die steht nach den Begriffen vieler Kantone unbedingt über oder außer dem Gesetze, und wenn es darauf ankommt, Polizei zu machen, so geschieht es mit einer wahren Begeisterung. In Bern ließ das Polizeikomité des eidgenössischen Schießens einige Strolche ohne weiteres prügeln, mit temporärer Außerkraftsetzung der bezüglichen Gesetze; in Zürich und an anderen Orten wurden bei derselben Gelegenheit eine gewisse Anzahl Frauenzimmer polizeilich während der Dauer

der Festtage eingesteckt oder auch aus den Grenzen des Kantons hinausgeschafft, par ordre du Mufti, und vielleicht zu innigem Bedauern vieler Eidgenossen. Es ist bekannt, daß die vortreffliche Polizei des Herrn Dr. Bischoff in Basel, die sogar aus bundesräthlichem Munde ein öffentliches Belobungszeugniß erhielt, vielen unbemittelten Schweizern, die in Basel als Arbeiter ihr Brot verdienen, nicht gestattet, daselbst zu schlafen, und diese, in einer Schweizer Stadt arbeitenden Eidgenossen in dem monarchischen Baden, das polizeilich weniger beschränkt ist, eine Zufluchtsstätte für die Nacht suchen müssen. Von den ganz ungeheuerlichen Vexationen, welchen der Bürger bei Ausübung seines heiligsten natürlichen Rechtes, des Rechtes in das Wirthshaus zu gehen, in Bern z. B. ausgesetzt ist, hat man gemeiniglich in den monarchischen Staaten keinen Begriff. Ein wohlthätiges Institut, wie die ewige Lampe von Köln, könnte kaum in einer anderen Schweizer Stadt, als in Genf existiren.

Man begreift nun wohl, wie es kommt, daß zuweilen ein fast allgemeiner Sturm in der deutschen Schweiz gegen Genf losbricht und daß nebenbei beständig in Blättern der Art, wie das Allgemeine Augsburger Schandblatt, eine Meute bläfft, die niemals zur Ruhe kommen kann. „Es ist wahr," sagte ein eidgenössischer Commissär einmal, „Ihr Genfer seid uns um zwanzig Jahre wenigstens voraus!" So reitet Galopp und kommt nach, antwortete man ihm. „Das können wir nicht," antwortete der Commissär, „Ihr müßt umkehren und uns auf den halben Weg entgegen kommen!" Genf that ihnen nicht einmal den Gefallen, stehen zu bleiben und zu warten, bis sie im Schneckenschritte nachhumpelten.

Wenn ich in den nachfolgenden Zeilen einige Blicke auf die jetzigen Zustände Genfs werfe, so geschieht dies nicht in der Absicht, eine auch nur annähernd vollständige Schilderung derselben zu liefern. Ich will nur an einem Beispiele zeigen, daß auch in unserem alten, wurmstichigen, von einem historischen Rechtsboden zum anderen durchbrechenden Europa die Freiheit viel vermag, wenn man nur den Muth haben will, sie walten zu lassen. An und für sich schon ist ein solches Beispiel viel werth — es gewinnt aber noch höheren Preis, wenn man bedenkt, daß die Menschen-Gesellschaft, die es aufzeigt, gar nicht eine besonders bevorzugte ist, sondern daß überall, sogar in Deutschland, was viel sagen will, dasselbe erreicht werden könnte, wenn —

Hoffen wir, daß die Zeit selbst den Commentar zu diesem „wenn" liefern möge!

Genf ist einer der kleinsten unter den 22 Kantonen der schweizerischen Eidgenossenschaft — eine rein demokratische Republik mit allgemeinem Stimmrecht, in welchem das souveräne Volk alljährlich seine Angelegenheiten selbst durch Wahl des gesetzgebenden Körpers und der ausübenden Gewalt, besorgt, wo kein Privilegium, kein Adel, kein eximirter Gerichtsstand existirt und doch Person und Eigenthum mindestens ebenso geschützt sind als in irgend einem anderen Staate der Welt. Unglaublich, aber wahr!

Es gibt dort keine Soldaten und kein stehendes Heer, keine Bureaukratie mit Anspruch auf Lebenslänglichkeit und Pensionen, keinen Hof und kein geheimes Militär-Cabinet

— und doch herrscht dort Ruhe und Ordnung! Unmöglich, aber vorhanden! Es gibt dort keine Staatsreligion und keinen beschränkten Unterthanenverstand, keine Bevormundung von Handel und Wandel, kein Handelsministerium, keine Präfekten, Landräthe und Statthalter — und dennoch herrscht Vertrauen in die öffentlichen Zustände. Kredit und Verkehr und Vergehen und Verbrechen zeigen eine geringe Verhältnißzahl. Fürchterlich, aber unläugbar!

Ich kann keine umständliche Schilderung der Staatsverfassung geben. Die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft ist vor Allem maßgebend — was dieser angehört, hat Genf mit anderen Kantonen gemeinsam. Ich kann nur berühren, was innerhalb dieser gesteckten Gränzen ihm vorzugsweise angehört und theils aus historischer Entwicklung, theils aus der Staatsklugheit und Erfahrung der leitenden Parteihäupter erwachsen ist.

Eine eigenthümliche Einrichtung, welche ihre Analogie, wenn auch nur unvollkommen, in den Landesgemeinden der kleinen Kantone findet, ist diejenige des Generalrathes (Conseil général). Dieser Generalrath besteht aus sämmtlichen stimmfähigen Bürgern des Kantons, sowie aus allen dort ansäßigen Eidgenossen und versammelt sich regelmäßig alle zwei Jahre zur Wahl des Staatsrathes. Die exekutive Gewalt geht also in Genf nicht, wie in den meisten Kantonen, aus den Wahlen der gesetzgebenden Behörden hervor, sie wird vielmehr durch direkte Wahl von dem Volke selbst unmittelbar bestellt, und steht dadurch der gesetzgebenden Gewalt in anderen Beziehungen unabhängiger gegenüber als in der übrigen Schweiz. Die Einrichtung selbst datirt aus der früheren Zeit vor Calvin, wurde aber nach und nach, als die einzelnen berechtigten Familien sich mehr und mehr anmaßten, beschnitten und endlich bei der

Restauration gänzlich bei Seite gesetzt, bis die Revolution von 1846 sie wiederherstellte. Seit dieser Zeit hat der Generalrath nur als Wahlbehörde funktionirt, indessen können ihm nach der Verfassung auch noch andere Geschäfte zugewiesen werden, wie namentlich Abstimmung über Verfassungsrevision und ähnliche konstitutionelle Fragen. Selbst die Calvinistische Zeit hat zur Zeit nichts Arges darin gesehen, die Versammlung des Generalrathes in der Hauptkirche Genfs vor sich gehen zu lassen; erst die neuere Pietistenepoche fand, daß die Kirche durch solche Versammlungen profanirt werde und brachte es dazu, daß mit dem Beifall aller Parteien ein Wahlgebäude erstellt wurde, welches durch den Sturz der gemischten Regierung und die Wiederwahl Fazy's im Jahre 1854, zum großen Aerger der Partei, welche es erbaut hatte, eingeweiht wurde.

Die jährlich sich erneuernden Wahlen bringen stets eine große Aufregung in dem Kanton hervor und verdienen eine nähere Würdigung. Vollständige alphabetische Listen sämmtlicher Wahlberechtigten sind angefertigt und werden Wochen lang vor der Wahl an mehreren öffentlichen Plätzen der Stadt und in den verschiedenen Gemeinden des Kantons ausgehängt. Eine Kommission wird ernannt, welche sämmtliche Reklamationen gegen die Richtigkeit dieser Listen prüft und darüber Entscheidung fällt. Der Staatsrath ernennt den Präsidenten und Vicepräsidenten des Generalrathes und während der Zeit, wo die Wahlhandlung dauert, hat der Erstere sämmtliche exekutive Gewalt in seinen Händen und die alleinige Disposition über die Polizeigewalt und die bewaffnete Macht. Der Präsident stempelt die Wahlzettel und hat diskretionäre Gewalt über sämmtliche im Wahlgebäude zu treffenden Einrichtungen.

Unterdessen rüsten sich die Parteien zur Schlacht; wenn sie ernsthaft sich messen wollen, so regnet es Artikel, Flugblätter und Broschüren, die massenhaft durch besondere Kolporteure in Stadt und Land verbreitet werden. Dann schreibt jede Partei vorbereitende Wahlen aus, die nur von den Parteigenossen besucht werden und in welchen, mittelst Stimmenmehrheit, die Liste der sieben Opfer festgestellt wird, welche zwei Jahre lang dem Staatswohle sich hingeben sollen. Bei diesen Vorwahlen wird ganz in ähnlicher Weise verfahren, wie bei der definitiven Wahl selbst, nur mit dem Unterschiede, daß jeder Bürger die Namen der Kandidaten die ihm behagen, auf eine ausgehängte Tafel schreibt und derjenige, welchem eine solche Kandidatur nicht gefällt, seinen Namen wieder auslöscht. Auf diese Weise wird denn, oft nicht ohne lebhafte Diskussion, die Wahlliste der Partei definitiv festgestellt. Große Affichen verkünden natürlich mit ellenlangen Buchstaben, daß der Staat in Gefahr sei, wenn nicht die betreffenden Sieben gewählt würden, und jede Partei gibt sich so viel als möglich Mühe, ihre Proklamationen und Listen einem jeden Wähler zukommen zu lassen. Gewöhnlich hat sogar jede Partei für ihre Proklamationen und Listen eine besondere Papierfarbe und es verursachte vor einigen Jahren eine nicht geringe Aufregung, als die Konservativen ihre Listen, die früher stets in das Weiß der Unschuld gekleidet waren, nun plötzlich auf radikalem rothem Grunde einherwandeln ließen.

So rückt der Wahltag heran. Der Präsident hat unterdessen durch besondere Schreiben eine Anzahl von Bürgern beider Parteien eingeladen, sich rechtzeitig am Wahlgebäude einzufinden und an der Bildung des Centralbureaus Theil zu nehmen. Die Thüren des Wahlgebäudes werden zu einer bestimmten, vorher angezeigten Stunde

geöffnet, die Eintretenden werfen ihre Karte in eine Urne, der Präsident zieht daraus 32 Karten und die so bezeichneten Männer konstituiren das Centralbureau, welches endgültig und mit Stimmenmehrheit über alle Reklamationen und die Gültigkeit der ganzen Wahlverhandlung entscheidet.

Der Saal bietet nun folgenden Anblick dar. An dem einen Ende, gegenüber dem großen Eingange, die erhöhte Bühne für das Centralbureau, vor demselben ein freier Raum mit den beiden Urnen, in welche die Stimmzettel geworfen werden. Zu beiden Seiten des Einganges kleine Bureaus, jedes aus drei Mitgliedern zusammengesetzt, die der Präsident schon vorher bezeichnet hat und die stets aus beiden Parteien gewählt werden. Ueber diesen Bureaus große Tafeln, auf denen einige Buchstaben des Alphabets stehen. Jeder Wähler, der eintritt, geht an dasjenige Bureau, welchem der Anfangsbuchstabe seines Namens zugetheilt ist, gibt diesen mit lauter Stimme an und erhält nach erfolgter Verifikation seiner Person und seiner Aufzählung in der Liste einen Stimmzettel, während zugleich sein Name von dem Verzeichnisse gelöscht wird. Freiwillige Aufseher umstehen beständig diese kleinen Bureaus, um darauf zu achten, daß kein Unberechtigter sich den Stimmzettel eines etwa abwesenden Wählers zutheilen lasse.

In dem Wahlgebäude sind lange Reihen von Tischen aufgestellt, an welchen von den Parteien bestellte Schreiber sitzen, welche den Wähler der Mühe überheben, seinen Stimmzettel selbst auszufüllen. Vor dem Wahlgebäude, vor allen Thüren stehen Jungen, welche die Listen der Parteien austheilen. Der ankommende Wähler gelangt so durch ein Kreuzfeuer von Listen, von Bekannten geleitet, bis zu seinem Bureau, läßt sich dort seinen Stimmzettel aushändigen und wird nun von den Geschäftigen darum

angegangen, für diese oder jene Liste zu stimmen. Meist tauscht er bei einem Bekannten seiner Partei seinen noch leeren Stimmzettel gegen einen schon beschriebenen aus und wirft diesen in die Urne.

Betheiligen sich beide Parteien an der Wahl und gilt es eine entscheidende Schlacht, so ist oft die Animation im Wahlgebäude außerordentlich groß und manchmal kommt es bis zu Thätlichkeiten. Von Stunde zu Stunde zeigt der Präsident an, wie viele Stimmzettel von dem Centralbureau an die einzelnen Bureaus ausgetheilt sind. Die einzelnen Ortschaften vom Lande kommen in Zügen mit wehenden Fahnen, ihre Listen gleich Kokarden auf den Hüten. Der Schluß der Wahlverhandlungen ist auf eine bestimmte Stunde festgesetzt. Ist diese glücklich erreicht, so schließt der Präsident die Urnen; die kleinen Bureaus bringen diejenigen Zettel zurück, welche nicht abgegeben wurden, und die Zahl der ausgetheilten Stimmzettel wird festgesetzt.

Die Urnen werden nun vom Centralbureau geöffnet, die Stimmzettel in Pakete von je Hundert sortirt, die Zahl der eingegangenen Zettel bestimmt und unterdessen andere Bureaus formirt, welche die gefallenen Stimmen zählen und in Listen eintragen. Diese Operation dauert die ganze Nacht hindurch fort. Während dieser Zeit bleibt das Wahlgebäude geöffnet und umstehen beständig argwöhnische Bürger die Stimmzähler, welche die Eintragung in die Listen kontrolliren. Endlich werden die Resultate von dem Centralbureau zusammengezählt und das Resultat der Wahl von dem Präsidenten verkündet.

Da sich der ganze Kanton an einer solchen Wahlverhandlung betheiligt und die Endpunkte desselben bis auf drei Stunden Entfernung von der Stadt nach beiden Seiten hin liegen, so ist es natürlich für die Parteien von

größtem Interesse, auch die Entfernteren zur Wahlverhandlung herbeizuschaffen und diesen, je nach der Beschaffenheit des Wetters, Wagen und Lokomotiven zur Disposition zu stellen. So kann es denn nicht fehlen, daß jede Wahlhandlung ziemlich bedeutende Kosten für die betreffende Partei mit sich führt, die gewöhnlich durch freiwillige Subskriptionen gedeckt werden.

Bei den Wahlen in den schweizerischen Nationalrath, in welchen der Kanton drei Abgeordnete schickt, so wie bei denjenigen in die gesetzgebende Behörde, den Großen Rath, wird ganz in derselben Weise verfahren, nur mit dem Unterschiede, daß für den Großen Rath drei Wahlkollegien vorhanden sind, nämlich die Stadt, welche in dem großen Wahlgebäude, das linke Rhoneufer, welches in Carouge und das rechte Ufer, welches in Sacconese seine gesonderte Wahlverhandlung hat.

Die hier in großen Zügen dargestellte Wahlordnung wurde durch die Verfassung von 1846 festgestellt. Ihr Zweck ist einfach der, den einzelnen Wähler soviel als möglich von den kleinen Lokalinteressen abzulösen, ihn den Einflüssen derselben zu entziehen und mit dem Ganzen zu verschmelzen. Früher, wo man nach Gemeinden stimmte, machten sich diese Einflüsse in bedeutendem Maße geltend und zwar nicht zum Vortheile der radikalen Partei. In den meisten Dörfern und Flecken besitzen die Sprößlinge der reichen Familien Landgüter und in der Stadt selbst sind viele Gewerbtreibende, Handelsleute und Arbeiter von ihnen mehr oder minder abhängig. Es ist begreiflich, daß diese Abhängigkeit, selbst wenn sie nur in ganz legitimer Weise ausgebeutet wird, bei der Abstimmung nach Gemeinden in kleineren Wahlkollegien ganz denselben Einfluß äußern mußte, wie die in England eingeführte öffentliche Stimmgebung,

und daß viele sich auf diese Weise gezwungen sahen, mit einer Partei zu stimmen, der sie im Herzen nicht angehörten, während jetzt, wo der einzelne Wähler in der Menge verschwindet und die Art und Weise, wie er stimmt, nicht kontrollirt werden kann, er seiner wahren politischen Ansicht durchaus zu folgen im Stande ist. Aus diesem Grunde hat denn auch die konservative Partei stets erneute, wenn auch vergebliche Anstrengungen gemacht, um die Abstimmung in kleinen Wahlkollegien wieder einzuführen und auf diese Weise ihren Interessen einen neuen Halt zu geben.

Es ist leicht begreiflich, daß durch die Art der Wahl selbst der ausübenden Gewalt im Kanton Genf eine durchaus andere Stellung angewiesen ist, als in den übrigen Kantonen der Schweiz. Während dort der Regierungsrath gewissermaßen nur ein ausübendes Komité des gesetzgebenden Körpers darstellt und häufig nur ein Produkt gegenseitiger Konzessionen zwischen einzelnen einflußreichen Mitgliedern ist, stellt sich in dem Kanton Genf die ausübende Gewalt als unmittelbarer Ausdruck des allgemeinen Volkswillens dar und kann deshalb auch einerseits eine größere Initiative und andererseits mehr Widerstand gegen die gesetzgebende Gewalt entwickeln. Dies zeigt sich namentlich dann, wenn Wandlungen eintreten, die in dem politischen Leben der Kantone so häufig sind. Vor einigen Jahren siegte, zuerst in den Wahlen zum Großen Rathe und ein Jahr darauf in den Wahlen zum Regierungsrathe eine seltsam gemischte, aus socialistischen Trümmern und Konservativen zusammengewürfelte Partei, die seither wieder in ihre Elemente zerfallen ist. Im ersten Jahre stand der neue Große Rath dem alten Regierungsrathe gegenüber und da ihm in Folge seiner Zusammenwürfelung die nöthige Energie fehlte, so konnte er nach keiner Richtung

irgend eine Thätigkeit entwickeln. Im zweiten Jahre gehörten beide Körper in ihrer Mehrheit derselben Partei an; da man aber schon mit vollkommener Sicherheit den Umschwung der Volksstimmung voraussehen konnte, so trat auch diese Ueberzeugung hemmend in den Weg und verhinderte irgend welches bedeutendes Ausschreiten nach der konservativen Richtung hin.

In kleinen, wie in großen Staaten hängt die Befriedigung des Volkes oft weit mehr von der Verwaltung und den untergeordneten Verwaltungsbeamten, als von den großen leitenden Prinzipien ab. In den Kantonen der Schweiz stürzt oft ein ganzes politisches System nur deswegen, weil die herrschende Partei in der Wahl der Verwaltungsbeamten für irgend einen entscheidenden Bezirk einen Fehlgriff gemacht hat. Bei der Kleinheit des Kantons existiren in Genf keine Mittelbehörden zwischen den Chefs der einzelnen Departemente, deren jedem ein Mitglied des Staatsraths vorsteht, und den Gemeindebeamten. Früher bestanden eine Menge einzelner permanenter Kommissionen, welche die Geschäfte besorgen sollten und natürlich um so weniger besorgten, je zahlreicher ihre Mitglieder waren. Ein entsetzlich schleppender Geschäftsgang und totale Unverantwortlichkeit dieser Kommissionen war die natürliche Folge einer solchen Einrichtung. Jetzt hat der Chef des Departementes in vielen Dingen fast unbeschränkte Gewalt, für deren Gebrauch und Mißbrauch er aber dem Staatsrathe, dem Großen Rathe und dem ganzen Volke persönlich verantwortlich ist, und nur die wichtigeren Geschäfte und Ernennungen werden von dem ganzen Regierungsrathe kollegialisch besorgt.

Wie man bei solchen Einrichtungen von der Diktatur eines Einzelnen reden könne, wäre völlig unbegreiflich, wenn

man nicht erwägen müßte, daß eine bedeutende, durch Reichthum und Bildung einflußreiche Minorität in dem Kanton existirt, deren Augen noch immer, nach Verfluß einer halben Generation, die Umwälzung des alten Genf beweinen und deren Herzen nach jenem glückseligen Zustande seufzen, wo man in engen Mauern eingeschlossen, weder Luft noch Licht genießen konnte und der Skrophelsucht mit Leib und Seele anheimfiel. Leuten dieser Art, welche erst 8 Jahre nach der Revolution von 1846 zum ersten Male die Brücke überschritten, die nach dem radikalen Arbeiterviertel St. Gervais hinüberführt, um dort jubelnd den Sturz Fazy's zu verkündigen und sich einige derbe Püffe zu holen, Leuten dieser Art kann wahrlich nicht zugemuthet werden, daß sie die Lage der Dinge in einem einigermaßen ungefärbten Lichte betrachten. Kellermolch und Eule fühlen sich aber im Lichte des Tages unbehaglich und alle Anstrengungen, ihre Natur zu ändern, sind vergeblich. Sie schreien über unerträglichen Despotismus, wenn die Luken geöffnet und die alten Mauern niedergerissen werden. Es ist wahr, Fazy übt einen mächtigen Einfluß in Genf aus und in den meisten Dingen setzt er schließlich seine Ansicht durch; allein er verdankt diesen Einfluß einem scharfen Verstande, einer außerordentlich genauen und langjährigen Kenntniß der Zustände nicht nur in Genf, sondern auch in der Schweiz und den Nachbarländern und einer außerordentlichen Energie und Arbeitskraft, die ihn befähigt, Jahre lang, mit Erschöpfung aller Hülfsmittel, unermüdlich auf ein bestimmtes Ziel loszuarbeiten und nicht nachzulassen, bis er dasselbe erreicht hat. Es gibt gewiß keinen gesetzgebenden Körper, in welchem so lebhaft und einläßlich diskutirt und debattirt wird, wie in dem Großen Rathe zu Genf, und wer die leicht entzündliche, schnell bewegliche Be-

völkerung von Genf kennt, die mit schneller Auffassung eine lange Gewöhnung an Selbstregierung verbindet, der wird mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß es leichter ist, Frankreich ein Menschenalter hindurch zu regieren, als Genf ein Lustrum. Von Durchsetzung des Willens eines Einzelnen, blos weil es dessen Willen ist, kann demnach hier keine Rede sein. Erst wenn die Partei von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Maßregel durchdrungen ist, erst dann kann man hoffen, sie auch angenommen und durchgeführt zu sehen. Deshalb wird man auch Fazy weit mehr als andere Parteiführer überall auf der Bresche sehen, wo es scheinbar auch nur geringen Interessen gilt. Im Großen Rathe spricht er fast beständig für die Regierung, in Volksversammlungen, Wahlverhandlungen, Parteibesprechungen provocirt er vielmehr die Diskussion, als daß er ihr aus dem Wege ginge, und selbst im Theater scheut er sich nicht mit dem empörten Souverain des Parterre herumzuzanken und seine abweichende Meinung zu vertheidigen. Gerade diese stete Berührung mit dem Volke, diese beständige Debatte, dies furchtlose Entgegentreten, wenn es augenblicklich verschiedener Meinung sein sollte, ist es aber auch, was ihm sowohl seinen Einfluß sichert, als auch ihn befähigt, den Strömungen des Volkswilles Rechenschaft zu tragen und sich denselben anzubequemen.

Was der radikalen Partei in Genf vielleicht mehr und längeren Halt verlieh, als in einem anderen Kantone der Schweiz, das war das stete Bestreben Fazy's, materielle Hülfsquellen aufzufinden, welche dem industriellen und gewerblichen Leben der Bevölkerung zu Gute kämen. Freiheit der Bewegung, körperliche, wie geistige, war die erste Bedingung eines frischeren Lebens, welches sich über die ganze Bevölkerung verbreiten und nicht nur auf eine bevorzugte

Klasse beschränkt sein sollte. Die Stadt war von Wällen und Mauern auf das engste umschlossen, die wenigen Thore wurden, wie bei einer Grenzfestung, zu früher Stunde geschlossen und das ganze industrielle Leben auf diese Weise in die engsten Schranken eingegrenzt. Der Wohlhabende und Reiche konnte freilich acht Monate des Jahres auf dem Lande zubringen, der Arbeiter dagegen mußte ausharren in dumpfen engen Stadtvierteln mit zum Theile überwölbten Durchlässen und engen Höfen, in die niemals ein Sonnenstrahl dringt und deren einige kaum den Ghettos der mittelalterlichen Städte nachstehen. Hier galt es vor allen Dingen Luft und Licht zu schaffen und zugleich, durch Beseitigung der durch Steuern aus der ganzen protestantischen Welt erbauten Festungswerke, eine Quelle des Reichthums sprudeln zu machen, die den staatlichen Bedürfnissen stets neue Nahrung zuführen sollte. Die Demolirung der Festungswerke wurde beschlossen. Alles was Lungen hatte schrie: die konservativen Häuserbesitzer, daß ihre Gebäude entwerthet würden; die Protestanten, daß das Bollwerk des Glaubens vernichtet werde; die Militärnarren, daß Genf ohne Vertheidigung den Franzosen anheimgegeben werde — ja sogar die Eidgenossenschaft wollte sich darin mischen aus strategischen Gründen, die, wie der Friede Gottes, höher sind denn alle menschliche Vernunft. Aber die Zahl und Stärke der Opposition erhöhte auch die Energie der radikalen Partei. Die Demolirung der Festungswerke erhob sich zu der Höhe eines patriotischen Opfers. Mit Trommelschlag zogen selbst entfernte Gemeinden herbei, um unentgeldlich einen Theil der unnützen Wälle abzutragen und noch heute stehen unter der Bevölkerung die flüchtigen badischen Soldaten (les Badisch) in gutem Andenken, weil sie unverdrossen den

Unterhalt, den man ihnen reichte, durch Arbeit an den verhaßten Schanzen heimzahlten.

Wie Fazy und seine Freunde vorausgesehen hatten, so geschah es auch. Das Schanzenterrain, welchem die Gegner einen Werth von höchstens 6 Franken per Quadratklafter zugeschrieben hatten, stieg von Jahr zu Jahr höher im Preise, so zwar, daß Bauplätze so theuer wurden, wie in Paris und anderen großen Städten. Der Werth des Grundeigenthums hob sich in steigender Progression, nicht nur in der Umgebung der Stadt, sondern auch in weiteren Kreisen. Je mehr gebaut wurde, desto schneller wuchs auch die Bevölkerung und je mehr Wohnungen sich öffneten, desto höher stiegen die Miethpreise. Zugleich boten die so gewonnenen Terrains eine willkommene Garantie für die Staatsanleihen, welche hauptsächlich zur Vollendung größerer Arbeiten bestimmt waren. Die früheren Regierungen hatten das Prinzip, so wenig als möglich zu thun und so viel als möglich zu sparen. Die radikale Partei glaubte dem Kanton besonders dadurch einen Aufschwung zu geben, daß sie öffentliche Arbeiten im großen Maßstabe ausführen ließ, Brücken, Straßen und Wege anlegte, Eisenbahnen mit Millionen subventionirte und dadurch der Kommunikation jeden erdenklichen Vorschub leistete.

Man kann dem Systeme der Anleihen abhold sein und darf vielleicht hinsichtlich Genfs behaupten, daß das äußerste Maß derselben erreicht ist, indem Zinsen und Amortisirung derselben etwa ¼ der gesammten, auf zwei Millionen sich belaufenden Staatseinnahmen verschlingen. Allein man kann nicht läugnen, daß durch diese Anleihen Großes geschaffen und Genf in zehn Jahren vom Scheitel bis zur Sohle umgestaltet wurde. Wenn das Resultat also über die bedeutenden Ausgaben beruhigt, so darf man anderer-

seits nicht aus dem Auge lassen, daß namentlich in den demokratischen Staaten der Schweiz die Steuerfrage die kitzlichste für jede Regierung ist, und daß eine Aenderung der Besteuerung fast überall den baldigen Sturz derjenigen Regierung herbeiführt, welche sie veranlaßte. Die Bedürfnisse des Staates wurden in Genf bedeutend größer, weil die radikale Partei nicht nur die öffentlichen Arbeiten, sondern auch namentlich die öffentliche Erziehung vorzugsweise ins Auge faßte und zu der Ausbildung der letzteren bedeutende Summen verwendete. Diese Mehrausgaben mußten gedeckt werden, und zu dieser Deckung blieben eben nur zwei Wege übrig, Erhöhung der Steuern oder Anleihen. Die direkten Steuern sind nun in der That äußerst gering; am meisten bringen ein die verhältnißmäßig hohen Abänderungsgebühren, Erbschaftssteuern und eine eigenthümliche, nur auf dem beweglicheu Vermögen der Wohlhabenden lastende Steuer, welche die taxe des gardes genannt wird. Jeder, der über 5000 Franken zinstragendes Kapital besitzt, besteuert sich selbst nach eigener Schätzung vor einer zum Stillschweigen verpflichteten Kommission, und man darf zur Ehre der Steuerpflichtigen sagen, daß bis jetzt nur wenige Fälle vorgekommen sind, wo diese Kommission eine Aenderung des Ansatzes für nöthig befunden hätte. Diese Taxe, die nur auf den Reicheren lastet und die etwa $1/8$ der gesammten Staatseinnahmen einträgt, konnte verdoppelt werden, ohne großes Mißvergnügen im Volke zu erregen. Die übrigen, in Wahrheit äußerst geringen Steuern waren gewissermaßen ein „Rühr' mich nicht an" für die eigene Partei. Wollte man also für Genf eine neue, großartige Zukunft öffnen, ohne zugleich die politische Herrschaft derjenigen Partei zu gefährden, welche allein diese Zukunft herbeiführen konnte, so mußte man zu

dem Systeme der Anleihen seine Zuflucht nehmen. Dieses ist zwar jetzt erschöpft, glücklicher Weise aber sind auch die größten Arbeiten vollendet, so daß man hoffen kann, künftighin ohne bedeutende Vermehrung der Steuern das Budget ins Gleichgewicht zu bringen. Man könnte sich indessen wirklich nicht beklagen, wenn in einem Kantone, der jetzt gewiß über 80,000 Einwohner zählt und dessen Reichthum so bedeutend ist, wenn in einem solchen Kantone die direkten Steuern verdoppelt und verdreifacht würden. Trägt doch die Grundsteuer im Ganzen nicht mehr als etwa 200,000 Franken ein und die sämmtlichen übrigen direkten Steuern, wie sie auch heißen mögen, nicht mehr als 100,000 Franken, also eine im Verhältniß zu den oben angeführten Bedingungen wirklich verschwindend kleine Summe.

Ein charrakteristisches Kennzeichen aller älteren aristokratischen Parteien der Schweiz war die Sucht nach Abschließung in kleinen, streng geschlossenen Kategorien, die gewisse Rechte und Privilegien hatten und auf jede Weise Geld zusammenscharrten, das kapitalisirt und häufig in der wenigst fruchtbringenden Weise angelegt wurde. Die aristokratischen Regierungen huldigten auch im Großen dieser Maxime und noch heute halten Hunderte von schweizerischen Staatsmännern es für die höchste Blüthe der Finanzwissenschaft, sich gegen die nothwendigsten Ausgaben zu sperren und dagegen so viel baares Geld als möglich zinslos in den Kassen aufzuhäufen. Das traurige Beispiel der Republik Bern, deren Keller die Franzosen so gründlich leerten, daß noch heute bernische Louisd'or in Aegypten zirkuliren, hat in dieser Beziehung nicht ausreichend belehrt. Die alte Republik Genf war in dem gleichen Falle. Nur mit heimlichem Widerstreben hatte sie das Geschenk der katho-

lischen Gemeinden, die früher mit Savoyen vereinigt waren und im Jahre 1815 zur Arrondirung des Gebietes an Genf abgetreten wurden, angenommen und mit ängstlicher Sorgfalt wurde all' jenes Vermögen, was in Form von Unterstützungsanstalten oder in disponiblen Fonds vorhanden war, ausgeschieden und auch fernerhin, nach der Vereinigung dieser Gemeinden, nur für den alten Kantonstheil verwendet. Die Tendenz der radikalen Partei ging begreiflicher Weise dahin, diese Trennung so viel als möglich zu verwischen und neue und alte Bewohner des Kantons in ihren sämmtlichen Interessen zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Bedeutende, zu Millionen ansteigende Summen gehörten einer sogenannten ökonomischen Gesellschaft und standen gegen geringe Zinsen nur zu Verfügung einiger Wenigen, die davon im Interesse ihrer Spekulationen Gebrauch machten. Die Staatsgewalt legte die Hand auf diese Fonds, deren Existenz sogar von der Verwaltung verheimlicht wurde, und gründete davon zwei allgemeine Kreditinstitute, eine Hypothekenkasse und die Bank von Genf, welche letztere hauptsächlich als Diskonto- und Leihbank mit großem Erfolge thätig ist. Außerdem wurde dem Kredit jede nur erdenkliche Erleichterung gewährt, so daß in Form anonymer Gesellschaften heute außerdem noch drei Banken (banque du Commerce, banque générale Suisse, banque commerciale) und zwei Diskontokassen (caisse d'escompte und comptoir d'escompte) eine bedeutende Geschäftsthätigkeit entwickeln. Mit vollem Rechte kann man behaupten, daß Fazy der Urheber aller dieser Kreditinstitute ist; denn die einen gründete er selbst und die andern wurden nur gegründet, theils um seine eigenen Schöpfungen zu verhindern, theils um denselben eine verderbliche Konkurrenz zu machen. Die Spaltung, welche die politische

Opposition der Parteien in Genf erzeugt hat, erstreckt sich nämlich nicht nur auf das politische, sondern auch auf das sociale und materielle Feld, so daß sie gänzlich in allen Dingen dominirt und man stets bei der geringsten Sache darnach fragen muß, welche Partei sich daran betheiligt, welche ihr feindlich gegenübersteht. Fast überall sonst in der Welt hört in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf und fragen die Finanzmänner wenig darnach, ob derjenige mit welchem sie ein Geschäft machen können, Monarchist oder Republikaner sei; in Genf aber spinnt sich der Kampf auch auf diesen Gebieten fort und vielleicht hier mit noch größerer Erbitterung, als auf dem politischen Felde.

Genf nimmt ohne Zweifel einen bedeutenden Platz in der Finanz- und Gewerbswelt ein, bedeutender vielleicht, als die wirklich vorhandene Industrie und Kapitalien es bedingen. Nächst Basel ist Genf die reichste Stadt in der Eidgenossenschaft und seine Börse jedenfalls die bedeutendste in der Schweiz, da Genf weit mehr in Spekulationen dieser Art sich einläßt, als Basel, das seine Kapitalien in anderer Weise umsetzt. Früher war die Börsenspekulation gänzlich in den Händen einiger Agenten, die eine Gesellschaft unter sich bildeten und somit nach Willkür die Kurse bestimmen konnten. Seit zwei Jahren dagegen ist sie ein öffentliches Institut, das die durch einen vereidigten Kommissär aufgenommenen Kurse publicirt und ganz in ähnlicher Weise eingerichtet ist, wie die Börsen in Frankreich, nur mit dem alleinigen Unterschiede, daß es keine privilegirten Wechselagenten giebt, sondern jeder, der sich dazu befähigt glaubt, dies Gewerbe eben so gut ausüben kann, wie ein anderes. Die unverhältnißmäßig große Menge von Banquiers, Wechsel- und Geschäftsagenten, die Genf aufzuweisen hat, beweist schon hinlänglich, daß

der Umsatz auf dem Platze sehr bedeutend ist, und wenn man ihn mit demjenigen anderer Schweizer Städte, wie namentlich Basels vergleicht, so wird man leicht finden, daß der Lust und der Sucht nach Gewinn auch ein großer Hang zum Abenteuerlichen anklebt, der häufig, zu Gunsten gewagter ausländischer Spekulationen, näher gelegene solide Geschäfte vernachlässigen läßt. Ein Sprichwort sagt zwar: wenn ein Genfer zum Fenster hinausspringt, so springe nur getrost nach, denn es ist ganz gewiß etwas dabei zu gewinnen. Allein nichts desto weniger könnten wir Beispiele genug anführen, wo der Sprung aus dem Fenster nach Spanien, Kalifornien oder Algerien denjenigen, die ihn wagten, nicht unbedeutende Schäden zufügte.

Die eigentliche Genfer Industrie, Uhrmacherei und Bijouterie, haben zwar immer noch ihren alten Ruf bewahrt, befinden sich aber nichts desto weniger im Niedergange, was gerechte Sorge für die Zukunft aufsteigen läßt. Man kann sagen, daß seit dem Jahre 1848 diese Industrie eigentlich beständig in permanenter Krise sich befand und daß ihr seit dieser Zeit noch keine volle Sonne gelächelt hat. Zwölf Jahre sind gewiß eine lange Zeit und zu verwundern ist es nur, daß überhaupt diese Zeit noch so glücklich überstanden werden konnte, wie es im Allgemeinen geschehen ist. Die eigentliche Uhrmacherei, das heißt die Fabrikation der Werke, hat sich mehr und mehr von Genf zurückgezogen, um nach den Bergen des Neuenburgischen Jura auszuwandern. In Genf existiren jetzt nur noch Fabriken, welche mittelst Maschinen die einzelnen rohen Theile des Uhrwerkes anfertigen und verhältnißmäßig wenige Arbeiter, welche feinere Uhren und Chronometer anfertigen, während die Fabrikation derjenigen Werke, die in den gewöhnlichen goldenen und silbernen

Uhren sich finden, fast einzig in den Bergen betrieben wird. Dagegen hat Genf noch immer das Privilegium des geschmackvollen Uhrgehäuses, der feineren Gravirung, der Verzierung mit Email und Edelsteinen, und dieses bedingt den ausgedehntesten Verkehr zwischen Genf einerseits und Lachauxdefonds andererseits, indem der Fabrikant auf den Bergen das Gehäuse der feineren Uhren in Genf, derjenige in Genf das Werk in den Bergen herstellen läßt. Zur Zeit der großen Zahlungsepoche in den Bergen, um Georgen- und Martinstag, herrscht in Genf regelmäßig eine Geldkrisis, weil Millionen gemünzten Goldes nach den Bergen wandern, um dort zur Ausgleichung und Auszahlung zu dienen.

Weit mehr Hände, als die Uhrmacherei, beschäftigt die Bijouterie und die mit ihr verbundenen Industriezweige; allein hier sind im Laufe der Zeit gefährliche Konkurrenzen erwachsen, die stets mehr und mehr den Markt verringern und den Gewinnst verkleinern. Deutschland, Pforzheim besonders, arbeitet nicht minder geschmackvoll und bedeutend billiger als Genf, so daß es, namentlich für den geringern Schmuck, ihm unbestritten den Rang abgelaufen hat. Der 14karätige Schmuck, der in Genf nicht fabricirt wird, hat in vielen Ländern den schwereren 18karätigen, bei welchem der Arbeitspreis weniger in das Gewicht fällt, fast gänzlich verdrängt und Länder, wie Italien und der Orient, wo man sich massiven Goldschmuck anhängt, dessen Façonnirung kaum der Rede werth ist, liegen seit langer Zeit brach und bieten nur unbedeutenden Markt. So scheint uns denn diese Industrie, welche früher den Reichthum Genfs begründete, nach und nach um so mehr in Verfall zu gerathen, als in Paris der Juwelenhandel sich fast gänzlich in den Händen Rothschilds koncentrirt und der

feine, künstlerisch gebildete Pariser Geschmack in vielen Stücken der Genfer Kunstthätigkeit den Vorsprung abgewonnen hat.

Mag indessen diese Industrie auch noch mehr zu Grunde gehen, so braucht man auf der anderen Seite nicht zu fürchten, daß Genf selbst dadurch einen bedeutenden Stoß erhalten werde. Denn für ihren Ersatz sorgt die vollständigste Gewerbefreiheit, die in der Welt zu finden ist. Alle jene gesetzlichen und polizeilichen Beschränkungen, womit Aufenthalt, Niederlassung, Handel und Gewerbe namentlich in unserem lieben Deutschland nur deshalb heimgesucht sind, um eine größere Anzahl von Werkzeugen der Staatsgewalt zu besitzen, sind in Genf durchaus unbekannt und selbst der in der übrigen Schweiz so allgemein verbreitete Fremdenhaß oder vielmehr Fremdenneid, der sich sogar auf die Angehörigen anderer Kantone erstreckt, ist in Genf im geringsten Maße vorhanden. So kommt es denn, daß ein wahrhaft beständiger Strom von Gemaßregelten und Flüchtlingen aller Art in die Jedermann weit geöffneten Thore Genfs einfließt, um dort aufs Neue frei athmen und leben zu können. Die Lage Genfs, fast auf der Grenze zwischen französischem, italienischem und deutschem Sprachgebiete, begünstigt begreiflicher Weise diese Einwanderung von allen Seiten her, welcher Genf die Mehrzahl seiner älteren und neueren Bewohner verdankt. Von den wenigsten Familien läßt sich in der That ein um mehrere Jahrhunderte zurückgehender Stammbaum nachweisen, der in dem Lande selbst Wurzel geschlagen hätte. Die meisten stammen aus den Zeiten der Aufhebung des Edikt von Nantes, aus den italienischen Bürgerkriegen und Waldenserverfolgungen und ihre Ahnen setzten sich als Flüchtlinge in Genf fest. Mit vollem

Rechte konnte daher ein Genfer Staatsrath einst halb im Scherze sagen, Genf habe viel Aehnlichkeit mit Rom, das von Romulus mit Räubern und Flüchtlingen aller Art bevölkert worden sei und brauchbare Bürger daraus erzogen habe.

Die radikale Partei hat sich bemüht, dies gastliche Prinzip, das der kleinen Republik von früher her eigen war, noch weiter auszubilden und zu verallgemeinern. Die Bedingungen und Formalitäten, unter welchen das Bürgerrecht an Fremde ertheilt wird, wurden bedeutend gemildert und erleichtert; diejenigen für Eidgenossen anderer Kantone so sehr reducirt, daß fast nur noch die Dauer eines zweijährigen Aufenthaltes als Bedingung übrigbleibt. Außerdem sind die Schweizerbürger anderer Kantone so vollständig gleich berechtigt, in politischer Hinsicht namentlich mit den Genfern selbst, daß es in dieser Beziehung nicht einmal einer förmlichen Aufnahme in das Bürgerrecht bedarf, um zu allen politischen Stellen der Republik zu gelangen. Nichts desto weniger muß diese Aufnahme in das Genfer Bürgerrecht vielen Eidgenossen um deswillen wünschbar sein, weil sie sich dadurch der oft verirrenden Aufsicht ihrer Heimath- und Gemeindebehörden, die wir oben schilderten, durchaus entziehen können, und es ihnen häufig gelingt, dieser Fesseln bar, ihre Verhältnisse wieder in Fluß zu bringen, was in der Heimath niemals hätte geschehen können. Gesetzgebung und Sitte gestatten eben in Genf nicht mehr, den Menschen in väterlicher Weise zu bevormunden und zu maßregeln. So kommt es denn, daß in dem kleinen Kantone jährlich mehr Fremde und Eidgenossen in das Bürgerrecht aufgenommen werden, als in der ganzen übrigen Schweiz zusammengenommen; daß die Bevölkerung in überraschend schnellem

Maße zunimmt und eine Menge neuer Industrieen und Erwerbszweige gegründet werden, an welche der Genfer wohl kaum gedacht haben würde.

Hierin liegt denn auch zum großen Theile die Abneigung und der Widerwille, welche sich gegen Genf namentlich in der berühmten Flüchtlingsdebatte vor 2 Jahren kundgab. Die paar armen Teufel, welche damals vom Bundesrathe hinausgemaßregelt wurden, hatten es wahrlich weder verdient, noch war ihr fernerer Aufenthalt wirklich gefährlich für die Ruhe der Schweiz oder des gesammten Europa; so wenig gefährlich, daß einige von ihnen sogar bei dem großen Mittagessen, welches der Bundesrath zur Feier der Einweihung des Bundespalastes kurze Zeit darauf in Bern gab, im Orchester mitspielten. Die paar Musikanten waren nur die Gegenstände, an welchen die gereizten Nerven einiger schweizerischer Staatsmänner ihr Müthchen kühlten, um damit auch der ganzen „Genferei", wie sie sich ausdrückten, ein Ende zu machen. Denn die bewegliche Art und Weise, womit das rührige Genfer Volk die politischen Fragen erfaßt und herumwirbelt, sodaß die Wellenschwingungen sich auch in die übrigen Kantone fortpflanzen; die Lebhaftigkeit, mit welcher die Genfer Abgeordneten bei jeder Gelegenheit in der Bundesversammlung dem mittelalterlichen Bürgerzopfe zu Leibe gehen, der doch noch manchem radikalen Eidgenossen nicht nur an-, sondern bis in das Herz hinein festgewachsen ist; die Zähigkeit, mit welcher Genf seine freiheitlichen Anschauungen in Betreff der Heimathrechte, der Niederlassung und der Fremdenpolizei aufrecht erhält, — Alles dies kann wohl reizbare Nerven in eine gewisse Aufregung und fast bis zu dem Wunsche bringen, daß man den unangenehmen Störenfried gern loswerden möchte. Dieselbe Verschieden-

heit des Wesens, welche die französischen Doktrinäre, mit Guizot an der Spitze, zu einem so grimmigen Hasse gegen die Schweiz trieb, daß der Protestant Guizot den ultramontanen Sonderbund offen unterstützte und mit Metternich sich in eine, durch den General von Radowitz vermittelte Verschwörung gegen die Existenz der Schweiz selbst einließ; dieselbe Verschiedenheit des Wesens befestigt auch eine Kluft zwischen den schweizerischen, in Dahlmann-Savigny'scher Schule gebildeten Doktrinären und dem an frischem Leben überquellenden Genf, dessen einziger Fehler am Ende darin besteht, eine Menge von Einrichtungen jetzt schon realisirt zu haben, zu welchen die Entwickelung der übrigen Schweiz nothwendiger Weise in der Zukunft dennoch kommen muß. Aber es giebt auch Leute, die sich darüber ärgern, daß ein Finger vorhanden ist, welcher beständig auf das Ziel hindeutet.

Von Leuten dieser Art ist häufig, selbst in der Bundesversammlung und der Presse, der Vorwurf gemacht worden, Genf sei nicht echt schweizerisch gesinnt. Wenn die echte schweizerische Gesinnung freilich in diesem Festhalten des Bürgerzopfes und einer Menge anderer mittelalterlicher Einrichtungen, die in der deutschen Schweiz noch fortblühen, bestehen soll, so ist der Vorwurf allerdings vollständig begründet. Genf hat der neuen Bundesverfassung vielleicht mehr Opfer gebracht, als irgend ein anderer Kanton. Seine Grenzen waren vollkommen frei, es kannte weder Eingangs- noch Ausgangs- und Transit-Zölle; jetzt zahlt sein Handel Millionen in die Bundeskasse und muß sich eidgenössischen Mauthnern an der Grenze und bureaukratischem Formelwesen in den Zollstätten unterziehen. Einzig die Briefpost war Regal, die Personenbeförderung war ein durchaus freies Gewerbe; jetzt dehnt sich das eidgenössische Postregal

sogar auf die Lohnkutscher und Omnibusse aus, die aus der Stadt an den Bahnhof fahren. Für eine Bevölkerung, die an durchaus freie Bewegung gewöhnt ist, sind das Opfer, deren Wichtigkeit freilich von denen nicht ermessen werden kann, deren Grenzen mit Schlagbäumen und Regalen aller Art besetzt waren.

Wenn man aber den schweizerischen Sinn in der Liebe zur Eidgenossenschaft und zum Bunde, in der Bethätigung patriotischer Bestrebungen, im Sinne für Freiheit und Unabhängigkeit und in der freundlichen Aufnahme der Eidgenossen aus anderen Kantonen sucht, dann steht Genf gewiß keinem anderen Gliede der Eidgenossenschaft nach, wenn es auch das jüngste derselben ist. Wo es gilt zu helfen, zu unterstützen, sich an patriotischen Unternehmungen zu betheiligen oder die Unabhängigkeit der Schweiz zu wahren, hat man noch nie vergebens an Genf sich gewandt. Dies Zeugniß können ihm selbst seine erbittertsten Feinde nicht versagen.

Ich finde überhaupt bei genaurem Studium der Genfer Verhältnisse, daß unter Allen der Sinn für Unabhängigkeit am stärksten und zwar bei sämmtlichen politischen Parteien der kleinen Republik ohne Unterschied ausgebildet ist. Sobald eine Gelegenheit sich bietet, wo die Unabhängigkeit nur im Geringsten gefährdet erscheint, schweigen die inneren Parteiungen augenblicklich, um gemeinschaftlicher Frontstellung gegen die Gefahr Platz zu machen. Das zeigte sich zu Zeiten des Ministerium Thiers, als ein Krieg mit Frankreich, zur Zeit des Neuenburger Handels, als ein Krieg mit Preußen zu drohen schien. Das zeigt sich auch jetzt wieder, wo eine Veränderung der Landkarte Europas vielleicht größere Gefahren für Genf, Wallis und Waadt in sich birgt, als irgend ein früheres Ereigniß.

In der That deuten alle Fingerzeige darauf hin, daß auch dasjenige Genf, welches ich hier zu schildern versuche, in der nächsten Zukunft verschwinden wird, um eine gänzliche Umgestaltung zu erleiden. Kaum ist es erlaubt, daran zu zweifeln, daß die Lostrennung Savoyens von Piemont eine vollendete Thatsache sei und und daß der südliche Theil desselben an Frankreich fallen werde, während der nördliche, gegen den Genfersee hin geöffnete Theil, das Chablais, das Faucigny und ein Theil des Genevois mit der Eidgenossenschaft vereinigt werde. Alle Parteien sind darin einig, daß die Vereinigung ganz Savoyens mit ganz Frankreich der Todesstoß für Genf, ja selbst für Waadt und Wallis in ihrer Eigenschaft als Glieder der schweizerischen Eidgenossenschaft sein werde; alle Parteien sind einmüthig, dies Resultat der kaiserlichen Politik um jeden Preis abzuwenden — zugleich aber ist die Hoffnung fast gesichert, daß die schweizerischen Bemühungen mit Erfolg gekrönt und die oben bezeichneten, jetzt schon in die schweizerische Neutralität aufgenommen Gebiete auch wirklich der Schweiz einverleibt werden.

Geschieht dies aber, so sind die Verhältnisse Genfs mit einem Schlage auf den Kopf gestellt. Werden diese Gebiete mit dem Kanton Genf vereinigt, was in jeder Beziehung für Alle das Vortheilhafteste sein würde, so wird Genf der zweitgrößte Kanton der Eidgenossenschaft und muß sich als Staat einer totalen Umänderung unterziehen. Werden diese Gebiete ein oder zwei unabhängige, selbstständige Kantone, so bleibt Genf zwar, wie es ist, in territorialer Beschränkung, aber seine inneren Verhältnisse werden nichts desto weniger von Grund aus umgestaltet. Denn die zehntausend katholischen Savoyarden, die jetzt in dem Kanton Genf als Fremde wohnen, werden dann über

Nacht Schweizer, stimmfähige Eidgenossen, welche durchaus dieselben politischen Berechtigungen haben, wie alle übrigen Schweizer und an dem politischen Leben des Kantons Theil zu nehmen berufen sind. Was aber eine solche Umkehrung der konfessionell-politischen Verhältnisse in Genf sagen will, kann man nur dann beurtheilen, wenn man weiß, daß dies Element fest in erster Linie stehen muß, wenn es sich um Beurtheilung Genferischer Zustände handelt.

Das religiöse und konfessionelle Leben spielt in der That eine zu bedeutende Rolle in dem kleinen Freistaate, als daß wir ihm nicht einige Aufmerksamkeit zuwenden sollten. Calvin hatte mit einer despotischen Gewaltthätigkeit, die vielleicht ihres Gleichen in der Geschichte sucht, das vor ihm bestandene fröhliche und heitere Genf gänzlich umgestaltet und zum Bollwerk eines finsteren Protestantismus geschaffen. Heimtückischen und rachsüchtigen Charakters, hat Calvin während seiner unumschränkten Herrschaft vielleicht mehr Genfer gehängt, gesäckt, verbrannt und aus ihrem Vaterlande verjagt, als irgend ein anderer Barbar, der jemals in diesem kleinen Winkel der Erde Macht hatte. Durch massenweise Herbeischaffung von flüchtigen Protestanten, namentlich aus Südfrankreich, hat er sogar den Charakter der Bevölkerung gänzlich umgestaltet. Durch ihn war das calvinistische Element zum ausschließlich herrschenden geworden und nur schwer wich es der Toleranz, die nach und nach in die Sitten der Menschen überging. Als Sardinien in Folge der Verträge von 1815 verschiedene katholische Gemeinden an Genf abtrat, fand es angemessen, einen noch heute gültigen Vertrag abzuschließen, wodurch die Bewohner dieser Gemeinden in der Ausübung ihres Kultus in ausgedehntem Maße geschützt wurden. Nichts desto weniger dauerte bis zu dem Jahre 1846 die Herrschaft

des Protestantismus fort, die sich durch eine Menge kleiner Umstände, so wie namentlich durch Erschwerung der Niederlassung, zu einer permanenten Bedrückung Andersgläubiger gestaltete. Das Unbehagen der katholischen Bevölkeruag, die doch mehr als $1/_3$ des Kantons ausmacht, war ein wesentlicher Hebel zum Gelingen der Revolution, deren Ausgangspunkt merkwürdiger Weise gerade die mit dem ultramontanen Sonderbund sympathisirende Tendenz der damaligen ultraprotestantischen Genfer Regierung bildete.

Man darf diesen Punkt bei Beurtheilung der politischen Zustände der Schweiz niemals vergessen. Radikale wie Liberale gehen von dem Prinzip der Toleranz aus und werden deshalb in denjenigen Kantonen, in welchen irgend eine konfessionelle Partei dominirt, von dieser der Hinneigung znr entgegengesetzten konfessionellen Richtung beschuldigt. Orthodoxe, Ultramontane und Pietisten, welche sich auf konfessionellem Gebiet auf das heftigste bekämpfen, stehen aber nichts desto weniger auf dem gemeinsamen Boden des Prinzips der Autorität und halten deswegen in politischen Fragen stets innig zusammen. Mit den sieben katholischen Sonderbundskantonen waren politisch verbündet gerade die ultraprotestantischen Kantone: Genf, Neuenburg und Baselstadt. In dem ersteren mußte eine blutige Revolution stattfinden, um die Majorität in der Tagsatzung gegen den Sonderbund herbeizuführen, Neuenburg mußte Exekution und Strafe zahlen und Baselstadt konnte erst durch Androhung der Exekution zur Theilnahme an der Ausführung des Mehrheitsbeschlusses gebracht werden. So zeigt sich denn auch in den Genfer Zuständen die eigenthümliche Anomalie, daß Fazy und seine Partei durch eine Revolution gegen den katholischen Sonderbund an das Ruder kamen, während sie doch auf der anderen Seite häufig von Freund

und Feind der Begünstigung des Katholicismus beschuldigt werden und in der That auch die Mehrheit der katholischen Stimmen für sich haben. Ja noch bis die letzte Zeit spann sich dieser scheinbare Widerspruch fort, indem die so ausgesprochenen protestantischen Tendenzen huldigenden Konservativen die Bestrebungen der Freiburger Ultramontanen auf dem politischen Felde auf das kräftigste unterstützten, während die radikale Partei dieselbe bekämpfte und trotzdem der Mehrheit der Katholiken im Kantone sicher blieb. Hinsichtlich ihrer konfessionellen Färbung zersetzen sich die politischen Parteien in folgender Weise: Radikale — die große Mehrheit der Katholiken und die Hälfte der Protestanten; Konservative — die kirchlichere Hälfte der Protestanten und eine kleine Minderheit sehr ultramontaner Katholiken.

Das Räthsel löst sich, wie gesagt, wenn man bedenkt, daß die Katholiken bis zum Jahre 1846 in vieler Beziehung ecclesia pressa waren und dann erst zur vollständigen Gleichberechtigung mit allen übrigen Glaubenssekten herangezogen wurden. Für den bisher bevorzugten Protestantismus galt diese Gleichstellung begreiflicher Weise als Herabsetzung; Demjenigen aber, der die Dinge mit vorurtheilsfreiem Auge ansieht, erscheint sie nur als natürlicher Ausfluß des im ausgedehntesten Maße angewendeten Prinzipes der Toleranz. Es mag sein, daß die protestantisch-kirchliche Partei hierbei einigermaßen zu kurz kommt, da die feste Gliederung der katholischen Partei und ihr Reichthum an materiellen Mitteln ihr ein gewisses Uebergewicht verschaffen. Allein auch die protestantische Partei entbehrt dieser Mittel nicht, die reichsten Millionäre gehören ihr an und an Thätigkeit und Rührigkeit in Verfolgung ihrer proselytischen Zwecke dürften beide Parteien sich vollkommen die Wage halten.

Die Tendenz der radikalen Partei geht offenbar auf allmählige Herbeiführung gänzlicher Trennung der Kirche vom Staat und auf Anbahnung ähnlicher Zustände wie sie in Nordamerika existiren. Da die vollständige Realisirung dieser Absichten bis jetzt noch nicht möglich war, so hat man wenigstens gethan, was gethan werden konnte. Der Bürger, der von Konfession und Kirche keinen Gebrauch machen will, wird in keiner Beziehung vom Staate dazu gezwungen. Taufe, Konfirmation und Einsegnung sind nirgends obligatorisch, die Schule gänzlich vom der Kirche getrennt, der Religionsunterricht nur fakultativ und jede Sekte vollkommen frei zu thun und zu treiben, was sie will, sobald sie nur sich innerhalb der allgemeinen Polizeigesetze hält. Der Staat fragt nach keinem Glaubensbekenntnisse und nach keiner Bestätigung irgend einer kirchlichen Handlung. Civilstandsregister, Civilehe, allgemein und obligatorisch, sind also selbstverständlich. Der Staat ist noch weiter gegangen und hat einer jeden Religionssekte, welche darum einkam, auf dem ihm gehörigen Schanzenterrain unentgeltlich Plätze zur Erbauung ihrer Tempel angewiesen. Katholiken, Anglikaner, Juden, ja sogar Freimaurer und Musikanten sind durchaus mit derselben Elle gemessen worden und wenn morgen Mormonen oder Irvingianer kämen, so sind wir überzeugt, daß man sie eben so als gleichberechtigt behandeln würde. Keiner kann sich also in dieser Beziehung einer besonderen Begünstigung, keiner eines besonderen Vorschubes sich rühmen.

Nicht zu leugnen ist es, daß unter diesen Verhältnissen gegenüber einer großen Zahl Indifferenten, deren Religion weder kalt, noch warm macht, eine außerordentlich rührige Propaganda der verschiedensten Sekten sich bewegt, die bald einander unterstützen, bald auf das heftigste sich anfeinden

und mit allen Mitteln der Publicität durch Wort und Schrift, so wie durch bedeutende materielle Anstrengungen ihre Zwecke zu fördern suchen. Die ausgedehnteste Associations=, Rede= und Preßfreiheit kommt diesen Bestrebungen natürlich zu Hülfe und artet häufig in die seltsamsten Verirrungen und sonderbarsten Geschichten aus, die weit mehr zur Erheiterung des gesammten Publikums, als zu seiner Bekehrung dienen.

Tischdrehen und Geisterklopfen, Somnambulisiren und Magnetisiren treiben, mit ihrem bunten Trosse von Betrügenden und Betrogenen, in buntem Wechsel auf diesem Strudel einher, tauchen auf und unter und lassen selten eine andere Spur hinter sich als den Zorn der zelotischen Pfaffen und das Gelächter der heiteren Menge. So hatten wir eine Tischdreher=Gesellschaft, die auf Kosten eines gläubigen Schafes den Gipfel der Vollendung erreicht hatte, als der Bankerott sie auflöste. Sie gab Schriften und Romane, Kunstwerke und Opern heraus, Alles voll des heitersten Blödsinnes und hatte durch den Tisch Besuche von allen hohen Herrschaften des Himmels. Der Erzengel Gabriel war der gewöhnliche Vermittler — nicht selten erschienen aber auch die Mitglieder der Dreifaltigkeit. Wenn Gott Vater durch den Tisch redete, zitterte das Haus und klirrten die Fenster als Beweis, daß er noch immer einen starken Arm habe; Erzengel Michael, der Befehlshaber der himmlischen Heerscharen, brachte ähnliche, wenn auch schwächere Effekte hervor. Der heilige Geist kam nur, wenn Alles ganz stille war; er verlangte öfter Musik. Eines Tages präsentirt sich der Chef der Gesellschaft beim Polizeidirektor. „Ich möchte die Erlaubniß haben, eine Glocke in dem Landhause aufzuhängen, das ich bewohne.“ „Hängen Sie sich meinetwegen ein ganzes Glockenspiel

auf," antwortet der Polizeimeister. „Was geht's mich an, wie Sie Ihre Leute zusammenbimbeln?" Der Patron geht auf diese gnädige Erlaubniß hin fort, läßt eine Art von Thurm bauen und eine große Kirchenglocke, mehrere Centner schwer, hinein hängen. Sie sollte der ganzen Umgegend den Augenblick verkünden, wo ein Mitglied der heiligen Dreifaltigkeit zu seinen frommen Schafen durch den Tisch redete. Kaum hängt die Glocke, so klirren die Scheiben, knarrt das Haus, krachen die Thüren. Gott Vater selbst ist da! Der Patron hängt sich schwebend an die Glocke, welche die beseligende Nachricht heulend in die Umgegend hinaus stürmt.

Bum! bum! donnert's an der Hofthüre. Aufgemacht! Geschwind! Wir sind da! Wo ist das Feuer?

Die Thüre wird gesprengt und die Spritze des nächsten Dorfes rasselt in den Hof. Der Patron läutet wie toll fort, während die bestürzten Gläubigen den Spritzenmännern die Bedeutung des Läutens zu erklären suchen. Endlich entschließt sich die Mannschaft zum Umkehren. Aber in diesem Augenblicke sprengt athemlos eine zweite, wenige Sekunden darauf eine dritte Spritze heran. Der Hof füllt sich mit Helfern. Wir wollen wenigstens nicht ohne einen Erfrischungstrunk abziehen und uns nicht trocken narren lassen, ruft Einer aus der Menge. Das leuchtet Allen ein. Wein her! schreit's aus hundert durstigen Kehlen. Der Patron, der unmöglich das Volk in seinem heiligen Hause haben kann, giebt eine Anweisung auf die Schenke des Dorfes. Dort saß die Spritzenmannschaft einen Tag und eine Nacht und trank auf das Wohlsein des Patrons und seines Gott Vaters vom Besten.

Der Polizeidirektor aber, als er den Skandal hörte, ließ dem Patron sagen, er habe ihm wohl die Erlaubniß

gegeben, eine Glocke aufzuhängen, nicht aber zum Sturmläuten. Sie mußten auf Befehl der hohen Obrigkeit den Schwengel mit Lumpen umwickeln und wenn Gott Vater wiederkam, läutete die Glocke nur schweigsam über den See hinaus die frohe Kunde an das ferne Gestade.

Die Genfer Aristokratie hatte sich von jeher durch Beschäftigung mit Wissenschaften und Künsten vortheilhaft vor den übrigen Aristokratien der Schweiz ausgezeichnet. Während das alte Bern hauptsächlich die brutale Seite des Staatslebens kultivirte, in fremden Diensten herumlungerte und dort weiter nichts lernte, als nachher Bürger und Bauern zu schinden und zu drangsaliren; während Basel sich hauptsächlich der geschäftlichen Seite des Lebens zuwandte und kein noch so Hochgeboren sich Dünkender es verschmähte Handel zu treiben; während Neufchâtel und Waadt hauptsächlich auf Prinzen-Hofmeisterschaft und gehörige Fortpflanzung regierender Geschlechter sich verlegten; hatte Genf reiche adelige Mitbürger, welche sich namentlich den exakten Wissenschaften mit Erfolg widmeten. Bonnet, de Saussure, de Candolle waren Millionäre, welche ihre gauze Kraft der Wissenschaft widmeten; und weit entfernt, dieselben so zu behandeln, wie das patrizische Bern den großen Haller, den es einem räudigen Schafe gleich ausstieß, bemühte man sich im Gegentheile, solchen Vorbildern nachzueifern und ihnen zugleich einen bedeutenden Einfluß in den Angelegenheiten des kleinen Freistaates zu sichern. Calvin hatte hauptsächlich nur für Theologie die noch jetzt bestehende Akademie gegründet, die nach und nach mit einer philosophischen und Rechts-Fakultät vermehrt wurde, an welcher denn freilich die Lehrstellen mehr Ehrenposten waren, die nur von reichen Gelehrten versehen werden konnten. Die Akademie hatte einen großen Einfluß im

Staate, der soweit ging, daß man vielfach behauptete, in Wirklichkeit regiere die Akademie, deren ausübende Macht nur der Regierungsrath sei. In der That stand die Wissenschaft durchaus im Dienste der Politik und alle Einrichtungen waren darnach getroffen, daß nur solche junge Leute, welche der Partei und der Koterie angehörten, dort ihren Weg machen konnten.

Während man so den höheren und auch den klassischen Studien bedeutende Aufmerksamkeit schenkte, ließ man freilich die industrielle und reale Richtung, die doch für Genf so außerordentlich bedeutend war, sowie den Primarschulunterricht mehr aus den Augen. Die Revolution sorgte für Ausfüllung dieser Lücke und man darf sagen, mit großem Erfolge. Von einem Budget, welches wenig über 2 Millionen beträgt, absorbirt das Unterrichtsministerium, ohne den Kultus, mehr als 325,000 Franken, also etwa 5 Franken auf den Kopf der Bevölkerung, und mehr als $^1/_3$ dieses Budgets nehmen die Primarschulen weg, deren Lehrer in Stadt und Land (man darf es kühn sagen) nirgends in der ganzen Welt finanziell besser gestellt sind, als in dem Kanton. Obgleich der Primarschulunterricht nicht obligatorisch ist, so sind doch die Vortheile der Schulbildung so allgemein anerkannt von der Bevölkerung, daß nicht leicht ein Kind vorkommen dürfte, welches denselben nicht genossen hätte. Für weitere Fortbildung giebt es in Genf zwei besondere colléges, eines für klassische, das andere für Real-Wissenschaften und ein mehr gemischtes in Carouge, ein höheres Gymnasium, und endlich die Akademie, der nur eine medizinische Fakultät fehlt, um sich als Universität hinzustellen, sowie eine industrielle Fortbildungsschule, welche bis zum eidgenössischen Polytechnikum heranbildet.

Als gleichzeitig mit der ganzen Umgestaltung des Unterrichtswesens die Akademie reorganisirt und erweitert wurde, nahmen viele Professoren aus politischen Gründen ihre Entlassung und nach und nach entwickelte sich ein noch jetzt andauernder Kampf zwischen den Unterrichtsassociationen, welchen die Richtung der Staatsanstalten ein Dorn im Auge war. Auf dem Felde der Primarschulbildung war es hauptsächlich die konfessionelle Richtung, die zur Bildung vielfacher, streng konfessioneller Schulen anspornte, während die Staatsschulen unveränderlich das Prinzip festhielten, daß der Staat keine Religion habe. Von der fromm konservativen Partei wurde nicht minder die Bildung eines sogenannten freien Gymnasiums und einer freien Akademie angestrebt und wirklich, während kurzer Zeit, in das Leben gerufen, ohne daß die Regierung das Mindeste gegen diese Bestrebungen gethan hätte. Obgleich aber berühmte Namen an der Spitze standen oder Vorlesungen hielten, so wollte die Sache doch nicht in rechten Zug kommen, weniger aus Mangel an äußeren Mitteln, als vielmehr deshalb, weil die Begeisterung der einzelnen Lehrer bald erkaltete und die jungen Leute auch kein weiteres Fortkommen, namentlich auf den französischen Bildungsanstalten, fanden. Bekanntlich sind auf diesen letzteren zwei Grade, bachelier-ès-lettres und ès-sciences, der Ausdruck für glücklich gemachte Prüfungen der Reife und der propädeutischen Fächer. Die Diplome der Akademie des Staates von Genf werden nun in Frankreich als ebenbürtig angenommen, nicht aber diejenigen der erwähnten Privatanstalten, und da fast alle jungen Leute, welche sich in den exakten Wissenschaften, in Medizin und Jurisprudenz weiter ausbilden wollen, nach Paris gehen und da außerdem viele der zur Partei gehörenden Professoren trotz aller

Lockungen doch nicht die Staatsanstalten verließen, so lösten sich diese Versuche bald in Wohlgefallen auf.

Ungemein groß ist in Genf die Anzahl der Privatanstalten, welche sich mit Unterricht und Erziehung im weitesten Sinne des Worts beschäftigen. Man kann fast sagen, daß jeder Genfer und jede Genferin, wenn sie auch noch so verschiedenen Beruf haben, dennoch im Hintergrunde, bei Schicksalsschlägen oder sonstigen Gelegenheiten, wenigstens eine Stelle als Hofmeister oder Gouvernante, als letzte Zufluchtsstätte besitzen. Es existiren hierzu eine Menge förmlicher Dressir- oder besser Trainiranstalten, wo gewisse Hefte, die den Ruf des Institutes begründet haben, schon wenigstens von der Großmutter auf die Enkelin vererbt sind. Pensionen in und außerhalb der Stadt öffnen der männlichen und weiblichen Jugend aus allen Theilen der Welt ihre gastlichen Thore und besitzen jede einen bestimmten Charakter, eine besondere Färbung, die dem Eingeweihten gewöhnlich schon in der Hausflur mit Entschiedenheit entgegentritt. Gewöhnlich verstehen die Vorsteher das Rupfen der Vögelchen, die ihnen anvertraut werden, um so besser, je frömmer sie sind, nach dem alten Grundsatze, daß kein Gebet umsonst gethan wird.

Kurz, aus der Vogelperspective betrachtet, möchte Genf eigentlich einer Baumschule verglichen werden können, zu welcher von allen Seiten her Wildlinge und Propfreiser geschickt werden und wo man sich am Ende nur billig verwundern muß, wie bei gleicher Zucht doch so verschiedenartige Stämme hervorwachsen. Glücklicher Weise aber ist die Menschennatur so beschaffen, daß jedes Reis denn doch seine besonderen Knorren hat, die ihm keine Erziehungsmethode ausschneiden kann, und wenn sie auch auf phrenologische Prinzipien gegründet wäre.

Vereine jeder Art sind vollkommen frei und von dem Rechte dieselben zu bilden, wird der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Ich glaube, es ist ganz unmöglich, die Zahl dieser Vereine, so wie diejenigen ihrer Theilnehmer, mit nur einiger Bestimmtheit zu verzeichnen. Sie kommen und gehen, entstehen und verschwinden, je nach Bedürfniß und Gelegenheit und dehnen sich auf alle nur erdenklichen Richtungen des menschlichen Lebens aus. Vor einem Jahre war es, glaube ich, daß das schweizerische Departement des Innern eine Reihe von Fragen in die Kantone verschickte, welche sich auf eine statistische Erhebung des Vereinswesens bezogen. Wenn je, so zeigte es sich hier, daß Statistik in Zahlen gebrachter Unsinn ist. Man mußte in Genf geradezu die Unmöglichkeit einsehen, auch nur annähernd diese Fragen einer mißverstehenden Bureaukratie zu beantworten, und wie wir vernehmen, quält sich nun eine Privatgesellschaft schon Monden lang mit dem Gegenstande ab, der beständig unter ihren Händen verschwindet, weil sein Ansehen mit jeder Stunde des Tages wechselt. So viel ist gewiß, die Regierung mischt sich in das Vereinswesen in keiner Weise, wenn sie auch, wie begreiflich, diejenigen Vereine direkt oder indirekt unterstützt, welche entweder zum öffentlichen Nutzen beitragen oder aber ihrer politischen Richtung speciell zugewandt sind. Und gewiß ist, daß das Vereinsleben um so schönere Früchte trägt, je weniger die Staatsgewalt sich mit demselben befaßt. Wie bei der Preßfreiheit, so trägt auch hier die vollkommene freie Entwickelung die Mittel zur Heilung erzeugter Uebel in sich, und die Wunden, welche das Vereinsleben schlagen könnte, werden stets auch wieder durch dasselbe reichlich geheilt.

Das ist also das Resultat einer vierzehnjährigen Herrschaft der radikalen Partei in Genf: materieller Wohlstand; reiche Entwicklung aller geistigen und körperlichen Kräfte; freie Bewegung in Handel und Wandel; mächtige Ausbreitung und Entfaltung des bewegten Lebens; Zunahme der Bevölkerung durch Anströmung von Nah und Fern; dauernde Assimilation des fremden Elementes, das sich glücklich fühlt und dem Freistaate, der ihm seine Thore weit öffnet, auch dafür mit Leib und Seele ergeben ist.

Darf man da nicht sagen: Gehet hin und thuet desgleichen?

Vielleicht wird man finden, daß ich in den vorstehenden Zeilen des Guten zu viel gesagt und nur Licht aufgetragen habe, indem ich die Schattenseiten übersprang. Allein ich darf zu meiner Rechtfertigung bemerken, daß diese Schatten mehr als genug von den Gegnern der jetzigen Zustände angeschwärzt werden, und daß diese am Ende doch für den Unbefangenen nur wenig zu sagen wissen. Als Beweis dafür darf ich mich wohl auf das Februarheft der Revue des deux mondes von 1859 berufen, wo einer der erbittertsten Gegner der radikalen Partei, der Buchhändler J. Cherbuliez in Genf, in einem langen Aufsatze: „Genève sous le gouvernement radical," den radikalen Teufel in Genf an die Wand zu malen sucht. Der Tadel verwandelt sich in unseren Augen wirklich in Lob. „Die ersten Gebäude, welche man bei der Ankunft in Genf auf der Lyoner Eisenbahn bemerkt," so beginnt Herr Cherbuliez seine Jeremiade, „sind eine jüdische Synagoge, ein Freimaurertempel, eine katholische Kirche und einige Schritte weiter eine niedliche englische Kapelle. Diese verschiedenen Tempel, die erst neuerdings

auf vom Staate geschenktem Grund und Boden errichtet wurden, bezeugen in auffälliger Weise, daß die Toleranz heute in der Stadt Calvin's herrscht." Herrn Cherbuliez ärgert das natürlich sehr; er begreift, daß es in der That einer Revolution bedurfte, um einen solchen Skandal erlauben zu können und er sucht nach den Gründen dieser Revolution. Da findet er denn, daß im Jahre 1815, nach der Restauration, die Aristokratie eine Verfassung gab, welche sehr kalt aufgenommen wurde, weil sie Alles in die Hände einer priviligirten Kaste legte und dem Volke jegliche Mitwirkung abschnitt; — aber da er zu dem Schwanze dieser Privilegirten gehörte, so findet er auch, daß diese Verfassung mit ihren permanenten Kommissionen, in denen seinem eigenen Geständnisse nach „ein Geist enger Coterie herrschte, der die edelmüthige und befruchtende That des Patriotismus in trauriger Weise lähmte," er findet, sage ich, daß diese Verfassung dennoch der Keime des Guten Viel enthalten habe und daß es höchst unrecht von dem Volke gewesen sei, durch wiederholte Revolutionen die guten Herren, die so väterlich regierten, in ihrer Autorität zu erschüttern und endlich gänzlich bei Seite zu schieben.

Nachdem endlich die so unbegreifliche Revolution doch gelungen war, untersucht nun Herr Cherbuliez die Thaten der neuen Regierung. Sie habe die Festungswerke niedergerissen und in Folge dessen sei Entsetzliches geschehen! Ich zitire wörtlich: „Bald erhoben sich wie durch Zauberei neue, besser als die alten gebauten Quartiere, schöne Quais und öffentliche Gebäude. Der Bau der Eisenbahn vermehrte noch das Wunder dieser raschen Metamorphose. Die Stadt breitete sich so sehr nach allen Seiten aus, daß sie ihren Raum verdoppelte. Man muß anerkennen, daß die Absichten des Radikalismus mit den Ansprüchen der Zeit

übereinstimmten; aber indem der Radikalismus diese allgemeine Richtung des Geistes benutzte, machte er daraus zugleich ein Werkzeug seiner Politik und auf dem Wege des materiellen Fortschrittes suchte er sich Anspruch auf Dankbarkeit zu erwerben." Das Alles ist namentlich deshalb so schauderhaft, weil Fazy den Anstoß dazu gegeben hat. „Der ist viel mehr ein Revolutionär, als ein Staatsmann," ruft Herr Cherbuliez aus, „um sich im Besitze der Macht zu erhalten, braucht er sogar dieselben Mittel, durch welche er sich der Gewalt bemächtigte. Sein Element ist die Agitation, seine Lieblingshülfe das Unvorhergesehene. Niemand kennt besser als er, den Instinkt des Volkes und er führt diese gefährliche Waffe mit einer wunderbaren Geschicklichkeit. Auch hat eine zwölfjährige Regierung seine Popularität nur vergrößert und seine Anhänger sind ihm noch blinder ergeben als früher." Das ist nun in der That höchst ärgerlich, daß Fazy nicht vorher einer Kommission, worin Herr Cherbuliez sitzt, seine Entwürfe vorlegt und daß eine zwölfjährige Regierung und eine bedeutende Vermehrung der Schuldenmasse seinen Einfluß nicht mindern konnte. „Die Finanzfrage," sagt Herr Cherbuliez, „ist die Klippe des Radikalismus. Am 8. October 1846 fand James Fazy 300,000 Franken in der Kasse des Staates, der Niemandem etwas schuldig war; heute hat der Kanton Genf eine Staatsschuld von zehn Millionen." Doch findet Herr Cherbuliez dann selbst, daß dafür auch Vieles gethan ist, daß eine glänzende materielle Zukunft durch Aufwand dieses Geldes geschaffen wurde, daß man künftig die Schulden wird bezahlen können und so wendet er sich denn zur Untersuchung der moralischen Zustände der kleinen Republik.

Da sieht's denn in der That noch schauderhafter aus; „Die Revolutionäre, welche Genf umwandeln wollen, gehören

der französischen Schule an; religiöser Indifferentismus und materialistische Neigungen sind ihre hervorstehenden Züge." In der That ist in Folge dieser schändlichen Charaktere die Akademie, d. h. die Korporation der Gelehrten und die Korporation der Pfaffen in ihrem Einflusse bedeutend geschädigt worden, indem die Akademie dem Staatsrathe unterstellt und der protestantischen Kirche eine rein demokratische Verfassung gegeben wurde!

Die Regierung hat noch Schrecklicheres gethan. „Sie hat viele Kreditinstitute gegründet, die sogar dem gemeinen Manne ihre Pforten öffnen sollen. Sie läßt in den Winterabenden öffentliche Vorlesungen in dem Großrathssaale halten, wozu Jedermann freien Zutritt hat. Sie hat den Stand der Aerzte, den Stand der Advokaten, die Gesellschaft der Künste in ihrer Abgeschlossenheit nicht beschützt und die Pforten der Stadt weit geöffnet so daß eine Menge von Katholiken sich darin niedergelassen haben."

Das sind die Gerippe des Todtentanzes von Genf, den Herr Cherbuliez in der Revue des deux mondes gemalt hat. Der finstere Geist des Mittelalters malte eben Gerippe, wo das menschlich gebildete Alterthum einen Genius mit der Fackel sah. Es leben die Gerippe!

Genf, den 17. Februar 1860.

C. Vogt.

Des Michael Pro Schriftenwechsel mit Thomas Contra, aus dem Jahr 1859.

Von

Ludwig Bamberger.

I. Thomas an Michael.

Mein geliebter Narr in Arminio!

Hab ich's doch immer gesagt: nicht der Mensch ändert sich, es ändern sich nur die Umstände. Ein Jahrzehent hindurch hab ich dem süßen Wahn gelebt, Du seiest an Haupt und Gliedern reformirt; doch kaum stellt die Weltbühne wieder von ungefähr die Scenerie wie ehedem vor, so springt auch wieder mein alter Adam in seiner alten Rolle darauf herum. Und da sprechen die Herren Kriminalisten von Besserungstheorien! Da wollen sie einen armen Schelmen von Dieb zur Urschöne seines guten Prinzips zurückführen, indem sie ihn stumm, taub und blind auf Jahre hinaus in eine kahle Mauerzelle einschließen: wenn doch mein von der Weltgeschichte in eigner Person aus der Politik hinausgeworfener und in den praktischsten Lebensverhältnissen umhergeführter, auch insonsten nicht gerade auf den Kopf gefallener Freund ein solches Pracht-Exempel von Unverbesserlichkeit statuirt. Du merkst es, ich erliege schon wieder der Versuchung, in meinen herkömmlichen Protest gegen das pennsylvanische Gefängnißwesen einzubiegen. Aber wenn ich auch überzeugt bin, es werde eine vernünftige Nachwelt kommen, welcher es

ebenso ungeheuerlich und unbegreiflich dünken muß, daß man den Verbrecher durch protestantische Einmauerung bekehre, wie die Mitwelt nicht mehr glauben kann, man habe dereinst durch die katholische Folter ihn ausforschen wollen, so verzichte ich immerhin diesmal auf mein Lieblingsthema, schon um der Stunde schönes Gut nicht zu verschwenden, in der ich mich, von ernster Trübsal fern, an Deiner ewig grünen Thorheit zu ergehen denke.

Ja, das ist derselbige Mensch, der mir so oft lächelnd gebeichtet, wie man im alltäglichen Leben mit jeglicher Verbesserungslust in Haus oder Stadt, an Freunden, Sippen oder Gesinde nur den Kopf anrenne, derselbige Mensch, welcher jede Erziehung (außer der eigenen) zur Fügung und Toleranz als Illusion preisgab, und welcher jetzt — wie find' ich ihn wieder? Kaum hat das erste thörichte Hähnchen aus dem Traume gekräht, so ist mein Jüngling mit einem Sprung aus dem Bette und hinaus, um die frische Brust im Morgenroth des ungeborenen Tags zu baden. Nacht, mein Freund, stockfinstre Nacht! und was Du als das Gold der anbrechenden Sonne begrüßest, das ist der blasse Mondschein Deiner Phantasie, in welchem sich die Gespenster einer längst entschlafenen Welt erlustigen.

Also Deutschland willst Du wieder einmal befreien oder vereinen:

Quis quid ubi, quibus auxiliis, cur quomodo quando?

Hätte Einer vor Jahresfrist, da noch alle patriotischen Gefühle im Winterschlaf des Decenniums begraben lagen, mir verkündet, daß er von Neuem das unglaubliche Werk der Wiedererweckung oder vielleicht richtiger gesagt, der Erweckung unseres Vaterlandes zu staatlicher Existenz in's Auge fassen wolle, so hätte ich mit Spannung, wenn auch gewaltig zweifelnd, aufgehorcht; denn ich hätte mir denken

müssen, es handle sich um die Anwendung nie geahnter, nie erprobter Kräfte und Mittel. Heute aber weiß ich, woher der Wind bläst, der Euren Glauben angefacht hat, und ich verzweifle von vorneherein an diesem windigen Wesen.

Ströme schwarzer Tinte und jenseits derselben am fernen Gesichtskreise einige leichte Nebelwölkchen von Preußisch-Blau, das ist Alles, was ich sehe; das ist das gelobte Land, das Ihr wieder einmal vom Horeb Eures Exils aus erblickt und segnet. Und aus diesem Boden soll die Saat der Freiheit, seien wir bescheiden und sagen nur: die Saat der Einheit zum Himmel emporschießen?

Gesetzt nun auch, es geschähe das ganz Außerordentliche, gesetzt sämmtliche 12,000 Quadratmeilen des deutschen Vaterlandes bedeckten sich mit Adressen an des Prinz-Regenten Königliche Hoheit und mit Manifesten an den Eisenacher Ausschuß; gesetzt es kämen hundert feierliche Deputationen nach Berlin und kassirten hundert schwerbedeutsam nichtssagende Antworten ein; gesetzt auch alle Hoflieferanten von Hannover verlören die königliche Kundschaft ob ihrer Gesinnungstüchtigkeit: soll ich glauben, daß damit auch nur *eine* arme Unterthanenseele aus dem deutschen Sündenpfuhl erlöst werden möchte? „Mit Hülfe von Brod und Eisen, hat der Commissär des Convents gesagt, kommt man bis an's Ende der Welt, von Schuhen hat er nicht gesprochen:" — von Tinte und Feder aber noch viel weniger. Bei uns daheim sieht es jedoch gerade aus, als wäre dem so. Thatlosigkeit und Erstarrung sind vom Uebel. Allein es giebt noch etwas Gefährlicheres: das ist die Scheinthätigkeit; das ist die selbstbewußte Selbsttäuschung, die im rastlos drehenden Eichhornskäfig herumwirbelt, ohne vom Fleck zu kommen, und sich Wunder was

von ihrer fortschreitenden Regsamkeit einbildet. Meiner Treu, ich sehe Euch noch lieber, wenn Ihr euch verdrießlich an den Nägeln kaut, als wenn Ihr euch die Finger krumm schreibt und vermeint, nun habet Ihr's am rechten Ende angepackt.

Ich begreife, ja ich begreife es recht gut, und die Schrift hat Recht: am Anfang war das Wort. Aber es heißt doch auch: Bedenke das Ende! Mit unseren großen politischen Unternehmungen geht es wie mit so manchen literarischen. Man läßt das Publikum auf kolossale Encyklopädien unterschreiben, macht sich mit ungeheurem Eifer und Studium an den Buchstaben A, aber ehe die Lieferungen zum C oder D gediehen, sind Autoren, Verleger und Subscribenten in eine bessere Welt hinüber entschlafen, und auf dem Bücherbrett bleiben die ersten Folianten mit einer gelehrten Vorrede und den Abhandlungen „Aar" bis „Beelzebub" verwaist stehen. Schon dreimal hat das Jahrhundert auf ein freies einiges Deutschland subscribirt, und jedesmal hat es bei dem Prospektus und den ersten kostspieligen Nummern sein Bewenden gehabt; eben hängt man zum viertenmal die Bogen aus. Danke schönstens! Habe genug subscribirt; will mir gern das Grimm'sche Wörterbuch kaufen, wenn es erst fertig sein wird und in Eure politische Bewegung einsteigen, wenn ich erst sehe, welcher Orten der Tintenstrom uns an's Land führen soll. Stellt Euch doch nicht, um's Himmelswillen, als sei für die Erkenntniß deutscher Uebelstände noch ein so großes Gebiet geistig zu erobern. Die Vögel zwitschern's von den Bäumen und die Buben jodeln's auf den Gassen. Was Deutschland fehlt? Nun, so verblümt beiläufig zu sagen: es ist eigentlich ja keine Krankheit, es ist eine Mißbildung, es ist gar kein Casus

für die Medizin, es ist eitel Arbeit für die Chirurgie, und wo diese von Nöthen ist, da helfen keine Tränklein noch Salben, so sehr es auch schwache Seelen gelüsten möge, darin Trost zu suchen.

Unsere Epoche macht sich selbst den Vorwurf des sogenannten Materialismus. Daß man sich eine Unvollkommenheit zur Last lege, bekundet nothwendig das Vorhandensein der Vorstellung von einem vollkommeren Zustand, und damit zusammenhängend das Streben nach Erreichung desselben. Das Bewußtsein eines Mangels ist mindestens der erste Ansatz zur Ueberwindung desselben, nicht selten vielmehr das Symptom einer bereits weiter gediehenen Reife. Umgekehrt verräth die Zufriedenheit oder sogar der Stolz über gewisse Leistungen die Beschränktheit der Einsicht in und der Forderungen an sich selbst. So glaubte das Mittelalter Wunder was von seiner Menschenliebe und Wohlthätigkeit, weil das Pfaffen- und Klosterwesen die mit ihm innig verwandten und verwebten Bettlerhorden ernährte. Heute klagt sich die Gesellschaft des Elends ihrer unteren Schichten mit schreienden Worten an und erklärt sich schuldvoll, so lange der brennende Vorwurf des Proletariats nicht von ihrem Gewissen getilgt sei. Gleißnerische Obscuranten machen sich diesen scheinbaren Gegensatz zu Nutze, um die Segnungen ihrer guten alten Zeit dem Jammer des heutigen Geschlechts entgegenzusetzen. Aber wie Wenige sollten so einfältig sein ihnen zu glauben, und welch' ein bescheidenes Maß von Kenntniß der Staats- und Sittengeschichte gehört dazu, um nicht zu übersehen, daß die Lebenslage der Massen — so beklagenswerth sie immer noch sein mag — in diesem Jahrhundert um ein Unendliches besser bestellt ist, als in allen früheren? Gleicher Weise verhält es sich

mit der Beschuldigung des Materialismus. Thatsächlich waren unsere Voreltern so viel mehr als wir in Rohheit der Anschauung und des Lebens befangen, daß es ihnen gar nicht beikommen mochte, sich der allzugroßen Hingebung an die stoffliche Welt zu bezüchtigen. Allerdings sprachen sie vielleicht vom unsichtbaren Geist mit mehr zerknirschter Ehrfurcht als wir. Aber das lag eben daran, daß sie mit allem Geistigen weniger vertraut, dasselbe als ein fremdes, ihnen aus der Ferne vorschwebendes und unheimliches Wesen zitternd anbeteten. In Wirklichkeit ist die Summe des geistigen Lebens in unseren Tagen gegen frühere Zeiten millionenfach vervielfältigt, sowohl in die Breite der Massen hinaus als in die Tiefe der Individuen hinein. In demselben Maße haben sich körperliche Brutalität, Grausamkeit und Unempfindlichkeit aus dem öffentlichen Verkehr, dem Familienleben, dem Polizei-, Justiz- und Soldatenwesen verloren. Schauspiele der Rohheit und Scheußlichkeit, welchen vor hundert Jahren eine zarte Hofdame mit Gemüthsruhe angesehen hätte, würden heute das menschliche und ästhetische Gefühl eines Höferweibes empören. Unter Georg II. war es noch Sitte, daß die Leute aus der feinsten englischen Gesellschaft an Sommernachmittagen nach Tyburn, dem Richtplatz, hinausfuhren, um sich an dem Anblick der allwöchentlichen Auspeitschungen liederlicher Weiber zu belustigen; und wer von dem Privatleben Friedrich Wilhelms I. von Preußen einige Kenntniß genommen hat, der weiß daß — auch abgesehen von den Stockschlägen, mit denen er seine Cavaliere traktirte — heute kein Holzhauer sich so unfläthig benehmen würde wie jener fromme König. Aber weil zu gleichen Zeiten die religiöse Phantasie sich geräuschvoller als heutzutage mit übernatürlichen Anschauungen herumtrieb, läßt

sich unsere Mitwelt von den Nutznießern vermoderter Zustände ob ihrer materialistischen Versunkenheit abkanzeln und schlägt in komischer Einfalt zuletzt selbst an die unschuldige Brust. Nicht anders verhält es sich mit der moralischen Weltbeschaffenheit. Kehre doch, ich bitte dich, in das erste beste Kapitel der Geschichte ein, und du wirst gerade in jenen Zeiten, wo das unsterbliche Seelenheil und die Posaunen des jüngsten Gerichts unablässig wiederhallen, auf Schritt und Tritt Beispielen von Verrath, Treulosigkeit, Wortbruch, Gewalt und Eigennutz begegnen, welche heute schier unmöglich wären und damals mit der größten Naivetät begangen wurden. Es ist umgekehrt freilich auch ein unendlich weiter Abstand zwischen meiner Ueberzeugung und der Ueberzeugung Derjenigen, welche sich mit satter Zufriedenheit in der Sanftmuth und Aufklärung des Jahrhunderts spiegeln und uns undankbar finden, daß wir uns nicht dabei beruhigen wollen. Es fehlt wahrlich nicht an Dummheit, Schlechtigkeit und Elend, welche zu beseitigen man für möglich halten darf, ohne ein unpraktischer Schwärmer zu sein, und gerade die Erfolge der Vergangenheit können uns darin ermuthigen. Aber so viel scheint mir festzustehen, und das ist es, worauf ich nach einem vielleicht zu langen Umwege hinauskommen wollte: die nichts weniger als materialistische, vielmehr vorwiegend geistige Eingenommenheit unseres Geschlechts ist den gefährlichsten Verlockungen ausgesetzt und ganz vorzüglich in dem besonderen Fall der Grundübel, welche an dem deutschen Staatsleben nagen. Unsere ganze politische Aktion und Agitation kommt nicht aus der Form des allerabstraktesten Denk- und Rede-Prozesses heraus, und, was das Schlimmste dabei ist, wir treiben uns mit dem bekannten hochkomischen, philisterhaften Urbehagen darin herum, in süßestem, brei-

testem, entzücktestem Selbstgenügen. Das ist der Jammer, das die unheilbare Krankheit. Freilich weiß ich es, was man mir erwidern kann: die schlechte Methode ist nicht Gegenstand der freien Wahl, und die Fehler sind nicht einseitig unserem Naturell aufzubürden. Wer hangt der verlangt, sagt man im Volke; und nur weil es allerdings so ganz verteufelt schwer ist, eine praktische Handhabe zur Beseitigung des auf Deutschland lastenden Feudalwesens aufzufinden, ergiebt sich die Nation jenen erbärmlich unfruchtbaren, theoretischen Bemühungen, welche eben Deutschland wieder mit dem hohlsten Wortgeklingel und der albernsten Scheinbewegung ausfüllen. Zu allen Flüchen rufen wir stets von Neuem auch noch den der Lächerlichkeit herbei.

Lächerlichkeit! Es ist eigentlich sündhaft so zu reden, aber die Vorstellung von Glück und Verdienst sind in unserem von Grund aus durch den Dämonismus aller Religionen verschrobenen Gehirn so mit einander verknetet, daß man sie nicht ablegen kann, und daß wir Unglück und Schande nie ganz auseinander zu halten vermögen. Der Durst nach Freiheit und Würde, den wir im Innern nähren, verführt uns unablässig, im Gang der Geschichte und des Lebens die Fußspuren einer waltenden Gerechtigkeit zu suchen: während eine unbefangene Einsicht uns belehren könnte, daß wir rückwärts aus dem Erfolgbringenden erst die Begriffe des Guten und Gerechten abgeleitet haben; daß wir solchergestalt von den allgemeinsten Grundanschauungen bis herab zu den einzelnen Lebensangelegenheiten dasjenige, was da glückt, gut nennen, und daß, wenn auch in der Entwicklungskette der Gesammt- und Einzel-Existenzen richtige oder gerechte Wahl häufig mit Erfolg verbunden ist, doch die Uranfänge aller Schicksale sich in handgreiflich unverantwortliches Werden hinein-

verlieren. Wer den Satz zum Besten gibt, daß es den Nationen nur dann schlecht gehe, wenn sie es nicht besser verdienen, der ist gewiß dabei interessirt, über die Ursachen seiner eigenen Wohlfahrt und über die Ursachen des öffentlichen Unglücks keine andere Rechenschaft abzulegen, als mit dieser geheimnißvollen Offenbarung aus den Rezepten der Vorsehungsküche; und von den Staatsphilosophen zum mindesten, welche uns neuerlich wieder mit dieser einsichtsvollen Versicherung abfinden, können wir ruhig sagen: sie hätten nur, was sie verdienten, wenn man ihnen den Guelfenorden um den Hals hängte. Ich sage vielmehr: jede Nation verdient so glücklich zu sein als es nur möglich ist, und die Grenzen dieser Möglichkeit, wenn sie überhaupt je gefunden werden können, sind da unsichtbar, wo die freie Erörterung aller Angelegenheiten und die freie Uebung aller Kräfte für unstatthaft erklärt sind. Man hat mit vielem Rechte behauptet: die Freiheit der Rede und der Schrift sei das Alles in Allem einer guten Staatsverfassung, aber man hat dabei meistens übersehen, daß jene Versammlungs- und Preßfreiheit nur da möglich ist, wo auch gleichzeitig nach allen anderen Richtungen hin die von den herkömmlichen Gewalthabereien aufrecht erhaltenen Schranken gefallen sind, und wenn man jenen Satz anführt, um alle sonstigen Neuerungen auszuschließen, dreht man sich daher in einem falschen Zirkel.

Es ist neuerdings ganz besonders Mode geworden, alles B e s t e h e n d e aus dem Gesichtspunkte seines E n t s t a n d e n s e i n s zu betrachten. Die Hegel'sche Geschichtsphilosophie hat zu diesem Verfahren eine fertige Methode geliefert, und, wie alle Dialektik, ist sie zweischneidig. Diejenigen, welche sich mit Ernst und Innigkeit in ihren bedeutenden geistigen Gehalt vertieften,

haben die Kraft der Entwicklung und Befreiung aus ihr gesogen und den fruchtbarsten Samen zur Erweiterung des Denkens und des Lebens ausgestreut. Diejenigen hingegen, welche sich der äußeren Formenkunst ergaben, haben darin ein bequemes Mittel gefunden, mit erhabenem Seelenanstand die Rechtfertigung aller überlieferten Fäulniß vorzutragen und solche Interessen und Gewalten, welche ihrer ganzen Natur nach dem Denken und der Kritik geradezu entgegengesetzt sind, nebenher auch noch mit einer wolkigen Gelehrtenperrücke aufzustutzen. Auf diese Weise haben die sogenannten Kulturphilosophien eines Riehl und Fröbel uns abgestandene Verhältnisse mit einer Geistreichigkeits-Brühe schmackhaft aufzukochen versucht; aber es gehört wenig Scharfsinn dazu, hinter der liebreichen Vertiefung in das Bauernthum, welche jener zur Schau trägt, wie hinter der Begeisterung für die auswärtsstrebende Machtentfaltung, welche dieser predigt, die praktische Nutzanwendung herauszulesen. Die inneren Staatsverhältnisse sollen in seliger Ruhe weiter schlummern und wer den Nutzen davon hätte, das braucht nicht lange gesucht zu werden. Hat doch der eine dieser erhaltungsbeflissenen Staatsphilosophen uns noch jüngsthin belehren wollen, daß es eben so thöricht sei, für die Sünden der Regierungen die menschliche Urheberschaft der Machthaber verantwortlich zu machen, wie wenn man wegen schädlicher Naturereignisse von denselben Rechenschaft fordern wollte. Es wäre allerdings eine zweifach bequeme Lage für diejenigen, welche die Fülle der Gewalt und ihre reichen Früchte kosten, wenn die ausgebeuteten Massen zu allem Schaden auch noch den Spott für ihre Unvollkommenheit allein zu tragen verdienten; und von dieser unterthänigen Ehrfurcht bis zu der Predigt, welche in der Kartoffelkrankheit die gerechte Heimsuchung für die abnehmende

Muttergottesverehrung erblickt, ist's wirklich nur ein kleiner Schritt. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß unsere Staatsphilosophen auch noch den kurzen Weg bis in den Schooß der Alleinseligmachenden zurücklegen werden. Das „Alles verstehen und darum Alles verzeihen" läßt sich nach doppelter Richtung zur Anwendung bringen, und wenn man schon einmal Alles verzeiht, kann man gleich auch Alles loben, besonders da, wo das Lob seine Ermunterung und Belohnung so gewiß erwarten darf.

Ist es nun auch unschwer, die Schleichwissenschaft zu entlarven, welche mit der gelehrten Miene aufgeklärter Forschung überlebten Absolutismus uns mittelalterliche Beschränktheiten zu verjüngen strebt, so giebt es für unser — wie oben geschildert — Geisteslüsternes Zeitalter aber auch gefährlichere, weil ehrlicher gemeinte und spontaner erzeugte Beruhigungstheorien unter dem Schein der Freude am Fortschritt. Dahin gehört vor allen Dingen der Glaube an die sich selbst Bahnbrechende Macht der Wahrheit, oder wie man es auch nennen hört: der Idee. Das ist abermals so eine billige Zauberformel, mit welcher der gebildete Mensch einen Vorwand findet, die Hände in den Schooß zu legen und, wie man sich ausdrückt, seiner Ketten zu spotten. Macht der Wahrheit! ein schönes Wort, aber leider erst noch von der Erfahrung zu bestätigen. Wir kennen so ein paar tausend Jahre menschlicher Geschichte, nicht mehr glücklicher Weise für unser armes Gehirn und besonders für unseren menschlichen Stolz; denn es giebt nichts Traurigeres als die ununterbrochene Kette von Elend und Verbrechen, von Grausamkeit und Hülflosigkeit, welche man Geschichte nennt. Jede Seite ist mit unschuldigem Blut geröthet, jede erzählt den Triumph eines Missethäters.

Nichts desto weniger sind die einfachen Wahrheiten, auf die wir heute noch die Hoffnung künftiger besserer Zeiten bauen von jeher bekannt gewesen.

Was Gerechtigkeit und Freiheit sei, hat in der Hauptsache das Alterthum so gut gewußt und erörtert wie wir, und konnte für die unverdorbene Auffassung der einfachsten Religionswahrheiten aller Kulturvölker nie zweifelhaft sein. Wenn auch Jehova in Kanaan einiges standrechtliche Ausschreiten und Jupitern viel unkirchlicher Lebenswandel zur Last fällt, so wäre es doch höchst unkonstitutionell, diese persönlichen Angelegenheiten der göttlichen Majestäten bei der öffentlichen Debatte ihrer Religionsverfassung zur Sprache zu bringen; und die Tugend, Sitte, Menschlichkeit und Gerechtigkeit, welche sie als ihnen wohlgefällig verkündeten, sind noch dieselben, welche nach unseren heutigen Begriffen den guten und edlen Bürger schmücken sollten. Aber gerade die Gefäße, in welchen die Wahrheitsschätze geborgen werden sollten, wandelten ja ihren Gehalt in giftige Lügen um und fügten sich allenthalben zu herrschenden oder dienenden Werkzeugen der Gewalt und des Eigennutzes. Aus der von Natur aus sittlichen Religions-Empfindung ist überall das Pfaffenthum als ihr konträres Gegentheil hervorgegangen, aus der liebenswürdigen Milde der Bergpredigt der Scheiterhaufe der Inquisition. Mächtig ist die Wahrheit allerdings, aber nur in dem, welcher aus ihr die Ueberzeugung seines guten Rechtes zu wirksamen Thaten abzuleiten vermag, und nicht in dem idealistischen Fuhrmann, welcher sich beseligt lächelnd neben den im Dreck steckenden Karren niederläßt in dem Vertrauen, daß die inwendige Kraft des guten Prinzips ihn aus dem Kothe ziehen werde. Wir glauben erstaunlich

weit über das mythologische Heidenthum hinaus gediehen zu sein und laboriren doch noch an den Vorstellungen einer kindlichen Göttererfüllten Welt, in der jede kathegorische Abstraktion unseres Denkvermögens als buntgekleidete Persönlichkeit herumspringt. Der Eine sieht die Geschichte, der Andere die Idee, der Dritte die Wahrheit als hochgeschürzte Gestalt leibhaftig über die Weltbühne schreiten; die liberalen Franzosen haben denselben Götzendienst für die Revolution in Schwung gebracht. Wo wir ein Buch aufschlagen, wo wir einer Rede horchen, zeigt man uns die eine oder die andere dieser Gestalten als verkörperte Person mit geschäftigen Händen agirend, man explizirt uns ihre ganze Naturgeschichte, die Gesetze ihres Organismus, und baut die weitestgehenden Pläne auf die künftige Mitwirkung derselben fabelhaften Wesen. Daß alle diese Visionen im Grunde nichts sind als eine philosophisch aussehende Travestirung für die gute alte Mutter Vorsehung ist eben so gewiß, als daß die ihnen sammt und sonders zu Grund liegende pantheistische Anschauung nichts anderes dokumentirt als den vergeblichen Versuch der Loßreißung von der angewohnten Vorstellung göttlicher Persönlichkeit und die Rückkehr zu ihr auf dem Umweg einer parabolischen Nebelbahn.

Derjenige aber, dessen menschliche Bescheidenheit es nicht bis zum Stolz der christlichen Demuth zu bringen vermag, und der auf jeden wenn auch noch so ehrfurchtsvollen Verkehr mit allen überirdischen Mächten verzichten muß, der läßt bei Anfassung seiner menschlichen Angelegenheiten nicht blos die biblische Vorsehung sondern auch alle ihre pantheistischen Surrogate ungeschoren und rechnet bei seinen Zukunftskombinationen nur mit den handgreiflich

gegebenen Verhältnissen an Kraft und Willen, höchstens daneben mit den Sätzen einer vorsichtig anzuwendenden Erfahrung.

Also weg mit allen diesen vornehm angethanen Vertrauensvoten an den guten Geist im Menschenthum, an die sich aus dem Schooß der Welt durchbohrende Wahrheit, an die Nächtens herumpatrouillirende Idee, an die über Berg und Thal einherwallende Geschichte. Trostbedürftige Herzen mögen sich in den Umgang mit diesen erhabenen Gespenstern aus der Dürftigkeit des Lebens flüchten. Was mich betrifft, so habe ich immer gesehen, daß die mechanischen Gewaltinstrumente, wenn auch alle geistige Autorität ihnen fehlt, noch sehr gut ihren Zweck erfüllen, die Menschen niederzuhalten, und daß im Grunde noch nie eine mechanische Herrschaft schließlich anders denn mit mechanischen Mitteln gebrochen worden ist.

Nirgends sollte es überflüssiger sein, an diese Thatsache zu erinnern, als im lieben Vaterlande, und nirgends doch ist sie schwerer verkannt. Giebt es irgendwo in der Welt einen krasseren Gegensatz von Sachverhalt und Bewußtsein als in Deutschlands Verfassung? So ausgemacht ist es seit Jahrzehnten, wie unzureichend, unwürdig und unvernünftig unsere staatlichen und nationalen Zustände seien, daß kaum einer unserer absoluten Fürsten oder ihrer servilsten Hofzeitungsschreiber die Abgeschmacktheit und Zweckwidrigkeit unserer buntscheckigen Verhältnisse öffentlich zu läugnen wagt; und dennoch währt derselbige Jammer, über welchen seit einem halben Jahrhundert das gesammte Volk Zeter und Hohngelächter ergießt, auch schon ein halbes Jahrhundert lang unabänderlich fort. Zwei bis drei Mal wenn die Weltstürme sie durcheinander gerüttelt, haben

Fürsten und Ritter laut unter Gottes Himmel verkündet, wie das Alles unerträglich sei und von nun an besser werden müsse; und immer wieder nach verbrausten Winden ist zu jener alten Ordnung der Dinge zurückgekehrt worden, welcher auf offenem Markt Henkershand den Stab gebrochen hatte.

Wo in aller Welt soll ich da die Macht des Geistes, den Fortschritt durch Erkenntniß gewahr werden? Wenn Einsicht und Bewußtsein etwas über Schloß und Riegel vermöchten, so wäre die deutsche Einheit längst aus dem Reiche der Arndt'schen Liederphantasie in das Reich der Wirklichkeit hinausgeschritten; und sie ist es zum großen Theil nur deshalb nicht, weil Hülflosigkeit, Zaghaftigkeit und andere mit diesen verwandte Charakterschwächen uns den Glauben und die Zuflucht in die theoretische Propaganda als einzigen politischen Instinkt untergeschoben haben. Schläft Europa so schlafen auch wir. Das ist dann freilich das Schlimmste. Fängt sichs aber irgendwo zu regen an, so geht bei uns alsobald der Wortschwall los, und das ist nicht viel besser. Wenn die Fürsten des deutschen Bundes alles uns Mißfällige im Reich blos mit schönen Reden, mit Adressen an ihre getreuen Unterthanen vertheidigten, so begriffe ich, daß wir von Gegenreden und Gegenadressen in Fülle unsere Erlösung erwarteten; wenn z. B. ein König von Baiern sich der Herstellung eines einigen Deutschlands nie mit Gensdarmen und nur mit Gedichten widersetzt hätte, so würde ich begreifen, daß man ihm mit Gegengedichten zu Leibe ginge. Aber mit Nichten! Mit seinen Gedichten ist er auf unserer Seite und für die Einheit,

nur mit seinen prosaischen Gensdarmen ist er einigermaßen dagegen und läßt die Dichter ins Loch sperren. Freilich haben aller Orten und Zeiten nationale Bewegungen mit Rede und Schrift begonnen; aber Rede und Schrift mahnten zu Handlungen. Bei uns fordert eine Schrift die andere und eine Rede die andere heraus. Der Ausschuß erläßt ein Manifest an die Nation, die Nation antwortet mit einem Manifest an den Ausschuß; und wenn Alle unendliche Male feierlich sich einander erklärt haben, daß sie vollständig mit einander einverstanden seien, so werden die nämlichen Redensarten sieben Mal sieben Tage um die Feste von Jericho herumtrompetet; da aber die Zeiten der Wunder vorüber sind, so bleiben die Mauern stehen vor wie nach. Ist nun gar irgend ein kleiner Souverän so unschuldig, an diesen Gedankenrevolutionen Aergerniß zu nehmen und etwelchen Unterschreiber mit einer Verfolgung zu beglücken, so ist die Befriedigung vollständig und das Bewußtsein einer großen That ist gesichert.

Dieses ganze politische Scheinleben hat seine höchste Blüthe in jenem Typus erreicht, welchem mit Recht der Name Gotha anklebt, als die schimpfliche Erinnerung an die aufgeblasenste Selbstbelügung in dem Augenblick der tiefsten Erniedrigung. Jene sogenannten Männer, welche noch den Himmel zum Zeugen anriefen, daß sie für ihr großes Verfassungswerk leben und sterben würden, als sie schon unter Henkersaufsicht die Fetzen desselben am Spott-pfahl ihrer letzten öffentlichen Auftritte freiwillig hinunter-würgten, diese sind die ächte Versinnlichung der eitlen, mit sich selbst buhlenden Phrase, die in ihrem verstockten Dünkel

auch gegen die körperlichste Wirklichkeit schamlos unempfindlich geworden ist. Und wenn mich nicht Alles täuscht, so erkenne ich gar viele der altbekannten Geckenstimmen in dem Chorus unserer neuesten Jubelouvertüre, ja was noch schlimmer ist: der ganze Spektakel ist von Natur darnach geartet, die Herren wieder oben auf zu bringen, und somit läßt sich auch das Ende ihres glorreichen Beginnens haargenau vorausbestimmen.

Sage mir doch nicht, ich solle vermeiden, gleich bei dem ersten Versuch der Rückkehr zu einer besseren Zeit den bösen Geist der verderblichen Zwietracht wieder herauf zu beschwören. Das ist eben ein Kennzeichen jener ganz körperlosen Scheingebilde, daß alle wirklichen Unterscheidungen in ihrer Nebelform unsichbar sind; und nur weil sie auf alle Leiblichkeit und Fruchtbarkeit verzichten, können sich dergleichen politische Kombinationen das Ideal einer universalen geschlechtslosen Partheivermischung vorsetzen. Freilich so lange man nur Adressen schmiert und neue Glückwünsche zum eben ausgesprochenen Glückwunsch wechselt, kann man sich aller noch so wesentlichen Abstände des Verfahrens und der Absichten bemeistern, aber von der ersten Viertelstunde des Uebergangs ins Lebens an würden die Gegensätze nicht minder grell an einanderprallen. Immer und überall das Bedürfniß der Selbsttäuschung und die ängstliche Vermeidung alles Dessen, was an die bittere Wirklichkeit erinnern könnte! Und aus demselben Grunde findet dieser durchweg abstrakte, nur in theoretischen Formen lebende Geist für seine Bedürfnisse keinen höheren und keinen näheren Gegenstand als die Gewährung parlamentarischer

Formen. Eine Nationalvertretung, eine Volksrepräsentation beim Bundestag, oder wie sonst die Sache benamst werden mag, das bleibt immer der Brunnen, aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillen soll. Abermals ein Ausfluß des supranaturalistischen Vertrauens in die Macht geistiger Anstalten. Das Dogma des Parlamentarismus entspringt aus einem zweifachen Trugschluß, der seinerseits immer wieder in der spiritualistischen Befangenheit unseres Zeitalters wurzelt. Zum ersten verläßt dies Dogma sich darauf, daß die feierliche Erörterung und Verkündigung der Wahrheiten durch die fiktiven Organe der Gesammtheit an und für sich eine zwingende Machtentfaltung in die Welt stelle. Zum zweiten lebt es in der irrigen Verwechslung zwischen Rednergabe einer= und praktischer Tüchtigkeit und redlichem Willen andererseits. Alles Huldigungen an den theoretischen Schein. Daß die rohe Sinnenwelt sehr zuverlässige Mittel biete, um die geistige Autorität parlamentarischer Versammlungen zu bewältigen, hat keine Zeit so handgreiflich bewiesen als die unsrige. Kein Land des Kontinents beinahe, oder es hätte in den letzten zehn Jahren einmal einem mehr oder weniger mittelbaren Staatsstreich gegen seine parlamentarische Verfassung beigewohnt. Freilich stellen wir uns heute an, als hätte der arme Kurfürst von Hessen ganz allein seine magna Charta zu Fidibussen verbraucht. Wahrhaftig mich jammert diese verfolgte Unschuld, denn wenn mir nicht mein Gedächtniß einen ganz infamen Streich spielt, so hat auch sein heutiger Verfolger einige rettende Thaten auf dem Bewußtsein. Ist doch meines Erinnerns die jetzige Berliner Volks= und Herrenkammer nicht so ganz freiwillig und urgesetzwüchsig aus einer Nationalversammlung hervorgegangen, die nicht minder

eidkräftig besiegelt gewesen als die Kasseler Ständekammer. Auch hat sich in allen deutschen Residenzstädten dieselbe Prozedur wiederholt, und wo die Bayonette nicht exerziermäßig nach Stuttgarter Manier eingeschritten sind, war es blos weil ihr Blinken aus der Ferne genügte, um die wortprangende Majestät der Volksvertretung zur Rückkehr in den vormärzlichen Staub zu bestimmen.

So wenig zuverlässig als Waffe nach außen, so wenig untrüglich ist die parlamentarische Institution als Heilsanstalt nach ihrem inneren Wesen. Zu einer berathschlagenden, d. h. redeführenden Versammlung werden natürlicher Maßen vorzugsweise Diejenigen berufen, welche die meiste Zungenfertigkeit besitzen. Redekunst ist nichts als eine besondere Art von literarischer Befähigung. Diese aber ist ganz und gar zweierlei mit welt- und geschäftskundiger Einsicht, und auch von der letzteren bis zu der bürgerlichen und politischen Tugend liegt noch eine weite Strecke. Eine Volksvertretung sollte ihrem Begriffe nach eine Vereinigung solcher Männer sein, welche mit dem tiefsten Verständniß des Staatslebens den redlichsten Willen für das allgemeine Beste verbänden, allein das blendende Bedürfniß nach oratorischen Leistungen, welches in den Debatten die erste Rolle spielt, hat für die Zusammensetzung solcher Versammlungen einen ganz anderen Maßstab, den der literarischen Qualifikation, untergeschoben. Es giebt sehr viele Menschen, welche das Vermögen einer glänzenden Diktion besitzen und dabei nur ein beschränktes Maß von gesundem Verstand. Stände der allgemein herrschende Geschmack auf der Höhe der Vollkommenheit, — wovon er weit entfernt ist — so wäre allerdings ein Theil der Gefahr beseitigt,

denn die wahre Beredtsamkeit fällt zusammen mit der Leistung des gediegensten Inhalts an Gedanken. Jedoch sogar von diesem — meistens verkannten — höheren Standpunkt aus verbürgt der talentvolle Redner noch lange nicht den tüchtigen, den redlichen Sachwalter des Volks. Einer der geist- aber bei weitem nicht der charaktervollsten Menschen des Jahrhunderts hat die witzige Redensart in Gang gebracht: „Kein Talent doch ein Charakter," oder auch, wie er sich ein andermal ausdrückt: „schlechte Musikanten aber gute Bürger." Der Witz ist gut und berechtigt, entsprang aber doch aus dem instinktiven Bedürfniß, die eigene Geistesprägе durch Verspottung ihrer Kehrseite zu rächen. Denken wir uns, es gäbe, wie für Staatsgeschäfte auch für die Angelegenheiten des Gemüths und der Empfindung parlamentarische Einrichtungen, wäre nicht Heinrich Heine unfehlbar eines der glänzendsten Lichter in solch einem Gefühls-Unterhaus geworden? Hätte nicht Alles andächtig geschwiegen, wenn er mit irgend einem Herzens-Antrag die Rednerbühne betreten und Alles in Rührung und Wehmuth fortgerissen hätte? und wie wenig möchte der Privatmensch ein solches Vertrauen gerechtfertigt haben? Nur unschuldige Jünglinge und überspannte Frauenzimmer stellen sich unter ihrem jeweiligen Lieblingsschriftsteller den Mann vor, welcher fühlt und handelt wie seine edelsten Romanhelden; und wie unendlich selten ist ein Professor der Philosophie auch ein Philosoph! Diese selbe falsche Voraussetzung der Identität von rednerischer und politischer Begabtheit erklärt zu einem großen Theil die bitteren Enttäuschungen, welche die Neuzeit an ihren Volksvertretungen erlebt hat und rechtfertigt in einem gewissen Grade die Verdrießlichkeit, mit welcher zuweilen gegen das Ueber-

wuchern des Advokatenstandes in den Parlamenten losgezogen wird. Schließlich aber ist diese Konzentrirung der politischen Kraft und der politischen Aufmerksamkeit auf den oratorischen Theil um so weniger sachlich begründet, als in Wahrheit auch die besten Reden in solchen Versammlungen Niemanden von der einen Seite des Hauses auf die andere hinüberreden. Ein Jeder kommt ja doch mit seiner fertigen Parteiansicht, weil mit seinem fertigen Interesse, in die Versammlung, und alle Kraftentfaltung an Geist und Wort läuft zuletzt auf nichts hinaus als auf die theoretische Rechtfertigung der im Voraus des Sieges und auf die theoretische Satisfaktion der im Voraus der Niederlage gewissen Seite eines Hauses.

Wirf nun, wenn ich bitten darf, einen Ueberblick rückwärts auf die eben zusammengestellten Erscheinungen und sage mir ehrlich, ob dir nicht überall das kalte Wasser theoretischer Abstraktionen, erdichteter Voraussetzungen und schattenhafter Lichtgebilde über den Kopf zusammenschlägt.

Willst Du hierzu aber noch beherzigen, daß diesen dunstförmigen Gedankenanstalten gegenüber in jedem Staate des Festlandes eine Institution vorhanden ist, welche genau den Gegensatz zu ihnen bildet, nämlich eine mit höchst körperlichen Flinten und Kanonen ausgerüstete, mit Fleisch und Brot genährte, in besonderen Fällen mit Branntwein traktirte, stehende Armee, so kannst Du Dir unmöglich verbergen, wie eitel das Vertrauen in die Tauglichkeit jener rein geistigen Turniere sei. Ich bin aus Gründen, die ich ein ander Mal entwickeln werde, dem Elihu Burrit und der ganzen quäkernden Olivengesellschaft von Herzen abhold, aber Eines scheint mir doch klar: so lange es

massenhafte stehende Armeen giebt und so lange vollends diese Armeen einem abgesonderten Inhaber der sogenannten exekutiven Gewalt, im Gegensatz zur legislativen, in die Hände geliefert sind: mit anderen Worten, so lange der eigentlich gebietende, d. h. gesetzgebende Körper nur eine Zunge, der gehorchende aber, d. h. der ausführende, Zähne und Hörner hat, so lange bleibt das Ansehen und die Macht der Parlamente eine reine Erdichtung, und der Kopf wird unter der Botmäßigkeit des Armes stehen. In Amerika und England sind Parlamente denkbar, in dem heutigen festländischen Europa werden sie immer von der Duldung der Armee abhängen. Ich weiß wohl, daß auch Vieles zur Vertheidigung des Repräsentativ-Systems anzuführen ist, allein das ganz unbändige Vertrauen, welches der aufklärungsfreundliche Theil der deutschen Nation in die Veranstaltungen von parlamentarischer Natur setzt, fordert in mir die widerstrebenden Betrachtungen mit Macht heraus. Wer denkt nicht — der ihn zu sehen Gelegenheit gehabt — mit Beschämung an den Götzendienst, welcher anno 1848 mit den Frankfurter Abgeordneten getrieben worden! War es doch als tauchte ein wahrer Prophet und Gottgesandter Mann auf, da wo einer von ihnen in größeren oder kleineren Versammlungen erschien; und das heute erneuerte Pochen auf eine Vertretung beim Bunde als Universalmittel gegen alle Schmerzen verräth, daß noch immer ein guter Rest jenes alten Glaubens in den Herzen zurückgeblieben sei. Es ist aber dieses vertrauensvolle Sichhingeben an berathschlagende Körperschaften überhaupt nichts Anderes als ein Kennzeichen einer aus Rath- und Kopflosigkeit zusammengesetzten Lage. Menschen, die nach Abhülfe von unerträglichen Zuständen suchen und in

sich die Charakter- oder Geisteskraft zu einer gesunden That vermissen, lieben es außerordentlich, die Auffindung eines rettenden Ausweges von dem Witze irgend einer Kongregation zu erwarten, der sie mit unendlichem Vertrauen zugleich auch unendliche Kräfte zu ertheilen wähnen. Ein Jeglicher vermeint: was er nicht errathe noch ahne, das werde sein Abgesandter schon ausklügeln, und so schicken in Einem fort die größeren Massen den kleineren die unlöslichen Aufgaben zu, um sich über ihre inwendige Mittellosigkeit zu täuschen. Die Nation ernennt ein Parlament, das Parlament ernennt einen Ausschuß, der Ausschuß ernennt einen Berichterstatter, jeder wirft den Ball dem andern zu, jeder befiehlt den Geist, den er nicht hat, in die Hände seines Abgeordneten, bis dann von Stufe zu Stufe, von einem Aufschub zum anderen das Problem abgekühlt, abgemergelt und abgeblaßt in irgend einem langweiligen Druckbogen zu Tage kommt, der nur deshalb nicht mit dem Unwillen und dem Schmerze bitterer Enttäuschung empfangen wird, weil langes Ermatten und spätes Erkalten die Unerquicklichkeit und Unfruchtbarkeit des ganzen Bemühens längst zu Tage gefördert hatten. In diesen Zuständen spiegelt sich am deutlichsten die ganz verkehrte, weil übertriebene Rolle, welche die parlamentarischen Anstalten in der modernen und besonders in der deutschen Phantasie spielen. Was da nicht in der großen Gesammtheit vorhanden ist, das kann die kleinere ihr nicht zurückgeben; der Entschluß und die Erfindung, zu welchen nicht die Nation herangereift ist, werden ihr nie aus dem Schooße ihrer Erwählten entsprießen. Parlamente — mit einem Worte — sind da, um Erobertes zu bewahren und zu entwickeln, aber nicht um zu gestalten, was nie da ge-

wesen. Sie sind ein Bollwerk, aber keine Mauerbrecher. Wer sie einsetzt, ehe er das Reich der Freiheit im Fundament gegründet, der bahnt nicht dem Fortschritte, sondern dem Verrathe einen Weg. Wer sie aber vollends vorschiebt, damit sie erfinden und erkämpfen, was nicht vorher der Gedanke der Nation erfunden und der Arm der Nation erkämpft hat, der treibt nur Schabernack mit seinen eigenen Sinnen. Man hat das Frankfurter Parlament seiner Zeit- und Kraftvergeudung angeklagt. Diese Anklage war nur der zweite Theil und die Vervollständigung der ärmlichen Selbsttäuschung, in welcher sich die ganze Nation herumtrieb. Als sie, im Zustande ihrer thatsächlichen Unfreiheit verharrend, mit allen vormärzlichen Unterdrückungsanstalten auf dem Nacken, eine berathschlagende Versammlung als theoretisches Sinnbild der Befreiung installirte, da war diese von vornherein der Ohnmacht, dem eitlen Spiel und schließlich dem Untergang gewidmet. Regierungen und Regierte fanden eine Weile hin ihre Rechnung am Weben dieses Scheingebildes, weil diese sich selbst und jene ihre Unterthanen zu beschwichtigen verlangten, aber das wahre Ende der deutschen Erhebung wurde nicht in Stuttgart am letzten, sondern in Frankfurt am ersten Tag der deutschen Nationalversammlung abgespielt. Ich habe nie auf dem Altare der Paulskirche geopfert und ich habe daher ein Recht, den wohlfeilen Spott abzuwehren, welchen spät erleuchtete oder ermuthigte Kritiker jetzt über die Männer ergießen, denen das wenig beneidenswerthe Schicksal zugefallen war, den Fehlgriffen und dem Selbstbetrug der Nation als Spiegelbild zu dienen, und unter den Augen Aller ein Jahr lang jenen Tod des Elends zu sterben, welchen die deutsche Revolution in

der ersten Hälfte des achtundvierziger Märzes bereits schnell, aber von den Wenigsten bemerkt, gestorben war.

Und sollten erschütternde Weltbegebenheiten je die deutschen Fürsten wieder dazu vermögen, das scheinbar große Zugeständniß einer gesammt-deutschen Volksvertretung zu machen, so würden im Wesentlichen die nämlichen Thorheiten und die nämlichen Ergebnisse zu Tage kommen. Und darum trägt die heute wieder aufdämmernde Bewegung bereits den Keim des Verderbens im Herzen, weil sie abermals unter dem Gestirn der parlamentarischen Hoffnungen und der parlamentarischen Traditionen empfangen ist.

Was aber denn? frägst du. Das eben ist der Jammer! Große Thaten, wie die, welche England und Frankreich, Holland und Nord-Amerika zur politischen Emanzipation gebracht haben, lassen sich nicht vordociren. Diejenigen Vorgänge aber, welche zunächst uns wieder aufgerüttelt haben, sind keiner fruchtbaren Anwendung auf unsere Verhältnisse fähig, ich meine die italienischen. Wir dürfen an keinen Succurs von Außen denken. Wir sind in der trübseligen Lage eines herabgekommenen Reichen, dessen Mittel nicht auslangen, daß er sich mit eignen Kräften wieder heraufarbeite, dessen Standes- und Ansehns-Traditionen ihm aber auch nicht erlauben, fremde Unterstützung zu empfangen. Wir sind zu vornehm, um geschenkt zu nehmen, zu dürftig, um unsere Ehre aufrecht zu erhalten. So fristen wir als verschämte Arme dem Ausland gegenüber eine politische Scheinexistenz, und in der Verlegenheit heften wir das rettungsuchende Auge auf wen? auf Preußen! Theorie und abermals Theorie bis zum Ende! Gedankenformen ohne Fleisch und Bein, ma-

thematische Anschauungen mit körperlosen Grund- und Aufrissen. Ihr konstruirt Euch im Geiste einen preußischen Staat, wie er sein könnte oder sollte, aber die Menschen, welche diesen preußischen Staat zu jetziger Stunde abspielen, die thun Euch nichts zur Sache. Vom großen Churfürsten und vom großen König aus führt in eurem schulgerechten Hirn eine schnurgerade Linie mit historischer Nothwendigkeit bis herunter auf euren deutschen Kaiser, aber andere sind die Wege der Logik, andere die Wege des menschlichen Samens, und wäre es auch ein königlicher. Nicht der Beruf schafft sich den Mann, sondern der Mann schafft sich den Beruf. Das Sprichwort sagt zwar: Gelegenheit macht Diebe, aber es hütet sich zu sagen: Gelegenheit macht ehrliche Leute. Kraft verschwenden kann Jeder, sich Kraft geben kann Niemand, und daher sind alle Eure hochgeborenen Anschauungen von der Sendung Preußens luftige Spekulationen ohne Rücksicht auf das einzig entscheidende Maß der Dinge, d. h. die handelnden Personen. Das Alles rührt her vom Mißbrauch der Abstraktion. Wäre es unser vernünftiger Sprachgebrauch, in neunzig Fällen von hunderten, statt falscher Weise Preußen, richtig Hohenzollern zu sagen, so würden an dem Worte selbst eine Menge irriger Voraussetzungen scheitern, ehe sie auf die Oberfläche kämen, und gleicher Weise vermieden wir durch Uebung solcher Redevorsicht, wie die Gefahr thörichter Hoffnungen, so auch die Gefahr thörichter Mißverständnisse. Warum muß ich allezeit gegen Oesterreich losziehen hören. Ist Habsburg Oesterreich? Kann sich denn kein ehrlicher Mensch aus seiner Livree herausdenken, und prügelt Ihr Euch zuletzt, als treuergebene Lakaien, für die Knöpfe an Euren Röcken? Wenn der Erzherzog Johann — Gott habe ihn selig —

gesprochen hat: Kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges einziges Deutschland, so war er halt ein Herzog, und mein bürgerlicher Verstand erlaubt sich den Wunsch, die beiden ganz unschuldigen geographischen Begriffe durch die beiden dynastischen ersetzt zu sehen. Kommen wir wieder einmal auf dem Gürzenich bei Austern und Rheinwein zusammen, (was schon passiren könnte) so wollen wir vorschlagen, statt der Ost- und Nord-Mark deutscher Erde die beiden Namen Habsburg und Hohenzollern im bruderliebenden Pokale aufzulösen. Bis dahin aber gebt mir Acht, daß die guten Leute an der Donau — und sie sind dessen wohl kapabel — es nicht für sich nehmen und mit Zinsen wiedergeben, wenn Ihr Oesterreich im Munde und Habsburg im Gedanken habt. Schneidet mir ja den sympathischen Nerven nicht durch, welcher von Wien aus auf Deutschlands Herz zuläuft, er ist mir, — verzeih mir die Sünde — beinahe lieber als sein Zwillingsnerv vom Norden, und ich täusche mich sehr, oder der elektrische Schlag, der Leben bringen soll, möchte noch viel eher von dort unten heraufkommen. So manchmal, wenn ich den Konstabler unter den Linden seine Fortschrittslaterne putzen sehe, dieweil schwarze, donnergeladene Wolken sich um den Thurm der Stephanskirche zusammenballen, summt es mir wie ein altes, ahnungsvolles Liedel im Kopfe: Schädliches Oesterreich ich ziehe dich vor dem nützlichen Preußen!

Vor allen Dingen aber nähre mir keinen Vertrauensluxus in fürstliche Größen. Wir haben an jenem schönen Gut hinreichenden Vorrath und noch für Generationen ausgesorgt. Wenn man auf die souveränen Geschlechter die allergewöhnlichste Statistik anwenden will, so wird man sehen, wie viel günstiger Zufall dazu gehört, daß Einer unter Hunderten über die niedrigste Mittelmäßigkeit der

Geistes- und Körperkraft hinausrage, und man wird von ihnen nicht verlangen, daß sie durch geniale Unternehmungen ihr behagliches Auskommen oder auch nur ihre bürgerliche Ruhe kompromittiren sollten. König von Preußen zu sein z. B. ist schon eine leidliche Versorgung. Manchen, der es durch Gottes verehrungswürdige Fügung geworden, möchte es saure Mühe gekostet haben, durch sein Genie auch nur das Fürstenthum Hechingen zu erschwingen. Warum soll er also seinen Besitz in Gefahr bringen? Aus Liebe zur Freiheit und Größe des deutschen Volks? Ihr habt gut reden, meine Herren armen Teufel, Ihr seid in der Bewunderung des Leonidas und seiner dreihundert Proletarier aufgewachsen, und von keinem irdischen Schatze besitzt Ihr so viel als vom hohen Ideale der Menschenwürde. Wäret Ihr aber von Kindesbeinen an von Generalen aller Waffengattungen erzogen, in der Lehre vom Befehlen und Gehorchen groß gesäugt, mit der Milch des göttlichen Rechts getränkt und mit weltlichem und geistlichem Weihrauch umnebelt worden, so möchtet Ihr den heiligen Statusquo mit ganz anderen Augen ansehen. Es erfordert eine ganz außerordentliche Persönlichkeit für den in Purpur gebornen Prinzen, daß er nicht durch und durch von feudalistischen, aristokratischen und soldatischen Vorurtheilen gesättigt sei, und wäre auch das alles nicht, so genügte der Instinkt der persönlichen Erhaltung um ihn zum konservativsten Menschen seines Landes zu machen. Mit welchem Rechte verlangt Ihr von einem zu solchen Empfindungen gezwungenen Regenten, daß er Euren idealistischen Erwartungen und Anforderungen entspreche? Schwärmer der Gerechtigkeit Ihr, lernt erst gegen einen armen König gerecht sein und verlangt von ihm nicht das Unmögliche. Wenn Ihr es nicht verlangt, so werdet Ihr auch nicht getäuscht werden

noch Euch nach jeder verlornen Illusion über Euren Fürsten statt über Euch selbst beklagen. Ihr werdet auch zugleich Eurem Ziele um die Vermeidung eines unausbleiblichen Irrthums näher rücken. Was mich betrifft, so erkläre ich jedem Fürsten von Geblüt und jedem Hohenzollern ins Besondere, daß ich ihn nicht um eines Haares Breite für Deutschlands Fortschritt verantwortlich mache und daß ich mich aller Ansprüche an seine Mitwirkung los und ledig erkläre. Dagegen erlaube ich mir, den Codex meiner Pflichten und die Regeln meines Verfahrens in Einklang mit dieser meiner Recht- und Anspruchslosigkeit zu formuliren. Im Uebrigen aber appellire ich an die Erfahrung. Als die preußischen Heere unter der Ruthe des gewaltigen Napoleon in Rußland standen, und für Deutschland die Stunde der Erhebung schlug, da war es nicht Friedrich Wilhelm III., welcher es wagte mit dem gefürchteten Zwingherrn zu brechen und vielleicht für des Vaterlands Befreiung seine Krone einzusetzen, da zögerte und scheute das königliche Haupt, und York, der Patriot aus bürgerlicher Herkunft, mußte seinen Kopf spielen, um durch eine kühne Wendung, so zu sagen durch einen Akt der Empörung, seinen zaudernden Souverän zu kompromittiren. Als Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone zu Füßen gelegt wurde, da stieß er sie mit dem Fuße von sich, und nun, nun baut in Gottes Namen auf einen neuen Friedrich oder Wilhelm!

„Wer zum ersten Male liebt und sei's auch glücklos, ist ein Gott,
Doch wer zum zweiten Mal unglücklich liebt, der ist ein Narr.“

Dein

Thomas Contra.

II. Michael Pro an Thomas Contra.

Mein kluger Freund!

Ich will nicht darüber streiten, ob es richtig sei, daß der einzelne Mensch sich nicht ändern könne. Aber ganze Menschen-Arten sind doch der Besserung zugänglich. Wenn ich bedenke, daß zu Göthe's Zeiten, nach des alten Meisters Versicherung, die Lumpe sich durch Bescheidenheit ausgezeichnet haben, und wie es ihnen seitdem gelungen ist, den Vorwurf zu Gemüthe nehmend, sich von dieser Charakterseite ganz und gar unkennlich zu machen. Wundern möchte sich der selige Wolfgang, wenn er heute die Menschlein sähe, welche das Jahrhundert mit Orakelstimmen abkanzeln und im Donner ihrer Unfehlbarkeit einherpoltern. Die gute alte Zeit, in der mit Gründen und Schlüssen auf dem Papier gefochten wurde, ist vollständig überwunden. Die „Autoritäten", welche die Volksvertretungen mit Kanonen widerlegen, reden, wenn sie sich zum Reden erniedrigen, nur mit Vernichtungsworten. Wo das Dreinschlagen die oberste Regierungskunst ist, muß natürlich das Anschnauzen die oberste Dialektik sein, und wie man jeden Lümmel zum Schießen gebrauchen kann, so läßt sich aus jedem Gelbschnabel ein patziger Hof- und Staatszeitungsschreiber machen. So diesseits wie jenseits des Rheins. Haben wir's doch jüngst-

hin erlebt, daß ein solcher Mann Gottes im Vollbewußtsein höchst seines erhabenen Standpunktes vor Gericht erklärte: was er in der Stadt Augsburg zu Papier gebe, das gehe rein über den Horizont unserer bürgerlichen Schädel und sei nur zur Erleuchtung von Fürsten und Staatsmännern bestimmt. So weit hatte es Gott der Herr nicht gebracht, da er zu Mosen sprach: „Geh' hin und verkünde allem Volke," — und ist doch auch seiner Zeit eine Autorität gewesen! Das Schönste bei der Sache kam aber hernach zu Tage, nämlich, daß sothanes Augsburger Fürstenbrevier von Kommunisten auf Halbsold bedient wird, die in ihren Musestunden, wenn gerade auf der äußersten Linken nichts zu verdienen ist, bei der äußersten Rechten Arbeit finden und Herrn Baron von Cotta mit den schönen Resten ihres Zerstörungstriebes vergünstigen. Variatio delectat. Es muß recht vergnüglich sein, in den Pausen des proletarischen Klassenkampfes auf vertrautem Fuß mit Deutschlands Baronen, Staatsmännern und Fürsten zu verkehren. Auch fehlt es, wollte man tiefer eindringen, wie bei allen historischen Erscheinungen, nicht an der Erklärung des inneren Zusammenhanges.

Vor Allem muß heutzutage ein armer Sterblicher darauf gefaßt sein, unter dem Hohngeschrei der modernen Weisen vernichtet zu werden, wenn er sich beigehen läßt, von Prinzipien zu reden. So verächtlich konnte nicht Reinecke, der ehrliche Fuchs, sich über Schwänze äußern, nach dem er den seinen in der Falle gelassen, wie heutzutage eine gewisse Sorte von Politikern sich über Prinzipien lustig macht. Es hat damit aber auch so seine Schwanzbewandtniß. Genau besehen tragen die Herren alle einen armen, schlecht vernarbten Stümmel am Leibe und haben die Blume ihrer Integrität in irgend einem speckverzierten Fangeisen

eingebüßt. Inde irae! Ehemalige Freischärler, welche für das göttliche Recht predigen, demokratische Abgeordnete, welche der Hofkanzlei ihre Feder leihen, müssen natürlich auf Prinzipien nicht gut zu sprechen sein. Da haben wir denn die praktischen Anschauungen in Schwung gebracht, welche je nach Zeit und Umständen zu allen Standpunkten benützt werden können. Alle Bäche der Gemeinheit münden in den großen Strom der praktischen Anschauungen, und die vollendete Thatsache ist der einzige Maßstab von Recht und Vernunft. Vollendete Thatsache? Nur diejenige That ist als vollendet zu betrachten, welche als gut, wahr und gerecht sich in dem Bewußtsein der mitlebenden Menschheit eingebürgert hat. Wenn das Geschehensein allein heilig spräche, so würde jedes Privatverbrechen mit demselben Grunde seine Unwiderleglichkeit und folgerichtig seine Unstrafbarkeit beanspruchen können, wie der kolossalste Staatsstreich — denn nicht der äußere Umfang, sondern der sittliche Inhalt entscheidet über den Werth einer Handlung. Aber so wenig ein Verbrechen zur Tugend wird, weil der Urheber sich durch die Flucht der Justiz entzieht, so wenig wird eine öffentliche Gewaltthätigkeit zur Quelle und zum Maße des Rechts, weil der Gewaltthäter stark genug bewaffnet ist, um den siegreichen Fuß auf den Nacken der Wahrheit zu setzen. Das Recht ist keine Erscheinung der Sinnenwelt und kann daher durch physische Gewalt nicht geschaffen werden. Es ist eine Wesenheit, welche nur in der Vorstellung, im Geiste der Menschen existirt und aus der Gesammtheit des geistigen Lebens gewonnen wird. So lange daher eine Thatsache nicht den Beifall der Ueberzeugungen gewonnen hat, so lange ist sie nicht zum Recht geworden, so lange ist sie nicht vollendet; denn das volle Ende, das Vollmaß des

Lebens ist erst erreicht, wenn sinnliche Erscheinung und geistige Thätigkeit in Eins zusammenfallen. Und diesen Theil unserer Existenz, ich meine den geistigen Inhalt, und ich möchte beinahe hinzusetzen, diesen besseren Theil (denn ich fühle mich den Geistverächtern an Vorurtheilslosigkeit hinlänglich gewachsen, um ihre Ironie herausfordern zu dürfen) ja diesen bessern Theil, die Uebung der Intelligenz und der Gerechtigkeit, den sollen und wollen wir uns nicht auch noch von den die rohe Gewalt und den plumpen Eigennutz vertretenden Mächten rauben lassen. Die vollendete Thatsache ist ein Parasit, der auf Kosten unseres Gehirns lebt. Er wächst in dem Maße als wir uns von ihm die Organe der Erinnerung ausfressen lassen, und es liegt in unserer Macht, ihm zu widerstehen, indem wir das Gedächtniß seines Ursprungs und unserer Eindrücke treu bewahren.

Nehmen wir uns doch ein Beispiel an unseren Widersachern und lernen wir von ihnen, übernommene Vermächtnisse und anvertraute Güter ungeschmälert folgenden Geschlechtern überantworten. Wenn aristokratische Stammhalter sich vor ihren Blutsverwandten gebunden halten, das Erbe an Land und Leuten als ein unantastbares Ganze zu hinterlassen, so haben denkende Menschen ein größeres Reich, größere Schätze und größere Vorfahren aufzuweisen, als alle Monarchen von Gottes Gnaden, sie von Geistes Gnaden: denn ihr Fideikommiß ist das unendliche Reich des Gedankens, ihre Kronjuwelen sind die unzähligen Schöpfungen der Intelligenz, ihre Ahnen sind alle die Lehrer und Denker, welche die Jahrtausende hindurch an dem Bau des geistigen Lebens mitgearbeitet haben. Ich sollte meinen vor diesem ihrem Berufe dürften sie etwas Respekt haben; und gerade, weil es in der Welt so schlecht bestellt

ist, gerade weil — wie Du mit Recht hervorhebst — Gewalt und Lüge so vielfach triumphiren, gerade darum ergeht zwiefach an Jeden, welcher dies einsieht, das Verbot der Anerkennung der rohen Thatsache. Sei immer Pessimist so viel Du willst; es sind nicht die Verächter und Gleichgültigen, welche der Menschheit Böses nachsagen; sondern die, welche am meisten von ihr erwarten, die, welche am lebendigsten für sie empfinden, erscheinen natürlicher Weise auch in der vordersten Reihe ihrer Angreifer. Von Cato bis Voltaire waren die eifrigsten Verfechter von Recht und Wahrheit bittersprechende Pessimisten und haben Besseres gewirkt, als süßlich Verzückte, die im Interesse des eigenen Wohlbehagens dem Bedürfniß huldigen, überall Vortreffliches und Anerkennenswerthes zu gewahren. Pessimire nur immer zu! Aber ein Anderes ist: die Macht der schlimmen Thatsachen einzugestehen, ein Anderes, vor ihr verzichtend zu verstummen. Ist jene Folter nicht doch gefallen, wie Du selber anerkennst? und vor wem? und wird nicht — wie Du gleichfalls die Hoffnung aussprichst — auch jene Marterkammer des puritanischen Seelendünkels fallen, die blödsinnbrütende Zelle? Und wenn Du Dich also selbst nicht hindern kannst, im Vorbeigehen der um sich greifenden Macht des Gedankens ein Vertrauensvotum in den Schooß zu werfen, warum verlangst Du von Andern den Verzicht auf den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte, da wo die körperlichen im Augenblick den Dienst versagen, Du Menschheit anbetender Pessimist, Du sanftes Lamm der Bildung im rauhen Wolfskleide der Verzweiflung! Aber so sind einmal heut zu Tage die furchtlosen Denker. Aus lauter Angst, sie möchten vor den letzten Consequenzeu ihrer unerbittlichen Logik zurückschrecken, gehen sie lieber über ihr eignes Extrem hinaus, und unversehens in's

Lager ihrer Feinde. Beklagst Du Dich nicht selbst in Deinem Briefe über Diejenigen, so die Waffen des philosophischen Geistes zu verrätherischen Fechterkunststücken für die Erbfeinde des Wissens und Fortschritts führen? Was Jene mehr oder minder bewußt thun, das treibst Du ahnungslos zum eigenen Schaden. Gerade so verfahren auch jene modernsten Vergötterer der Naturwissenschaft, welche von ihrer — im Grunde uralten — Entdeckung trunken, daß alles Leben, selbst das erhabenste, untrennbar an den Stoff gebunden sei, sich für verpflichtet halten, die Fülle ihrer Verachtung über alle dem reinen Denken zugewandten Zweige des Wissens auszugießen. Während der Gewaltstaat und die Hochkirche die radikalen Physiologen cum infamia von ihren Lehrstühlen relegiren, erziehen diese ihnen die Jugend zu einer Verachtung der Philosophie und zu einer ausschließlichen Verehrung der praktischen Fächer, welche für Scepter und Krummstab so recht gleichgültige und fügsame Unterthanen nach dero Herzen formen. Und wären sie noch selber wirklich so schlimm, als sie uns möchten glauben machen! Aber mit nichten. Auf gleiche Weise, wie Du, schmollender Fortschrittsgeist, zu eigenem Seelentort, die Herrlichkeit der rohen Thatsachen predigst, auf gleiche Weise sind alle jene Kraftstoffel und Kreisläufer im Grunde ihres Herzens verkappte Philosophen, nur nicht immer sehr scharfe; ja derselbe Trieb des abstrakten Denkens, dem sie Hohn rufen, hat ihren Wahrheitseifer angezündet, und die Logik, deren sie spotten, liefert ihnen die Waffen zu ihren Experimenten,

Bohren sich Esel, wissen selbst nicht wie.

Doch davon ein ander Mal. Einstweilen lerne von Jenen, welche die Federn bezahlen, um zu beweisen, daß die Ka-

nonen recht haben; lerne von der Kanone selbst den Respekt vor der Feder, d. h. vor dem Reich des Gedankens.

Wie sich immer der Mensch drehe, sein Leben ist ganz und gar im Geiste, sagt irgendwo mit großer Wahrheit ein moderner Materialist, der im Uebrigen nicht immer so einfach und richtig sieht (Proudhon). Und also bleibt es. So lange es ein menschliches Ich giebt, d. h. eine die räumlichen und zeitlichen Vorgänge in Vorstellung und Urtheil zusammenfassende Empfindung, und so lange diese Thätigkeit der kennzeichnende Akt menschlichen Lebens ist, so lange komme ich ebensowenig, wie irgend eine Sprache, über den Begriff des Geistes, d. h. des Denkens hinaus, und wäre es auch noch tausendmal schärfer als geschehen und als nöthig ist, bewiesen, daß im Reiche der Intelligenz kein Sperling vom Dache fällt ohne den Machtspruch des alldurchdringenden Stoffes. Räumst Du aber dem Gedanken das Recht des Daseins ein, so mußt Du ihm unvermeidlich das Recht der Ausbreitung, der Fortpflanzung, das Recht zur Hoffnung auf endlichen Sieg einräumen. Wohl oftmals hört man von Solchen, die sich allen Beweisen zum Trotz nicht von dem süßen Troste einer unsterblichen Seele trennen können, den verzweifelten Ausruf hinschleudern, daß es in der Oekonomie ihrer Lebensanschauung für sie schier unmöglich sei, ohne die Anlehne einer Fortdauer nach dem Tode auszukommen. Ihnen kann man mit Recht antworten: Ihr müsset auskommen, Ihr müsset Euch, wenn Eure Logik besiegt ist, auch im Gemüthe mit diesem endlichen Leben zurecht finden. Nicht so aber mit dem Glauben an Recht und Freiheit, d. h. an Wahrheit: dieses, ich möchte sagen dieses Jenseits auf Erden gehört unentbehrlich zur Oekonomie unseres gesammten, d. h. unseres geistigen Lebens; es bliebe, könnten

wir darauf verzichten, kein Nothbehelf, mit dem wir uns begnügen möchten, es bliebe keine vernünftige Existenz, und alles Kulturleben würde zum Unsinn. Ich weiß es wohl, daß Künstler und Kunstaffen sich einen ästhetischen Indifferenzpunkt herausgezirkelt haben, von dem aus sie wähnen, den Weltuntergang ohne Störung ihres eigenen Gleichgewichts mit ansehen zu können, ja ohne nur in den Aetherregionen ihres Schönheitslebens berührt zu werden. Aber es gehörte, denke ich, nicht allzu große Verstandesschärfe dazu, ihnen nachzuweisen, daß man in solche Voraussetzungen sich wohl hineinträumen könne, aber sich hineindenken nimmermehr. Alle Begriffe, durch welche wir irgend eine Bejahung in Rücksicht auf den Gesammtinhalt der Lebensaufgabe ausdrücken, heißen sie nun Schönheit, Tugend, Recht, Freiheit, Glück, oder wie sie sonst wollen, fassen sich schließlich doch in Eins zusammen. Dies Eine ist: Wahrheit. Alles Leben der Intelligenz dreht sich um die Theilnahme des Individuums an allgemeinen Wahrheiten; und wenn letztere auch als Gegenstände der besonderen Aufmerksamkeit theilbar erscheinen, so ist doch der Nachweis überflüssig, daß sie an der Wurzel ein untheilbares Ganze, ja durchaus nur Eins und dasselbe ausmachen. Große Künstler waren daher auch immer große Menschen und lebten das ganze Dasein ihrer Zeit nach allen Richtungen hin mit. Wenn heut zu Tage die Farben- und Ton-Virtuosen es zur Conservirung ihres ästhetischen Teints für nothwendig erklären, sich gegen alle rauhen Winde der politischen Welt zu vermummen, so kommt es ebendaher, daß wir viel mehr Kunsttändelei als Kunst vor Augen sehen, und daß dem Spiele allerdings jeder Ernst eine Störung ist. Noch läppischer ist die literärische Schönseligkeit, weil ihr der falsche Denkproceß

viel weniger natürlich steht, als dem in die unmittelbare Form versenkten Gehirn des Künstlers. In der Betrachtung des Lebens vorsätzlich dem auf der Oberfläche Wohlgefälligen nachjagen und die Innenseite meiden, da wo die positiven Thatsachen unsere Ansprüche an die Harmonie des Daseins verletzen, — darauf reducirt sich ja die ästhetische Vornehmheit — das ist doch am Ende nur eine andere Art, sich aus stiller Verzweiflung irgend einer Form des Rausches zu übergeben. Das ist in seiner abgeschmacktesten Weise schon da gewesen, als Könige und Hofleute, welche von dem Schweiß des Landes praßten, in ihren Mußestunden die arkadischen Schäfer agirten.

Nein, mein Freund, ich ehre den sogenannten Pessimismus, der in seinem Wahrheisdurste alle Erscheinungen des Lebens umkehrt, damit er sie genau und auch von ihrer Schattenseite beschaue, nicht weil er sich am Anblick des Uebels weidet, sondern weil die Ehrlichkeit seines Strebens ihn nicht ruhen läßt, bis er allen verborgenen Rissen und Schäden der Dinge nachgesehen habe. Er entspringt, dieser Pessimismus, aus dem rastlosen Eifer für das Gute; aber ich verlange auch Selbsterkenntniß genug von solchem Wahrheitsfreunde, daß er sich nicht selbst so beschränkt und oberflächlich auffasse, wie die thörichte Welt, welche ihm vorwirft, dem Uebel zu huldigen und das Gute als einen wesenlosen Schein zu verspotten.

Du willst praktisch sein, mein Freund, und Du siehst nicht einmal, was in Deinem eignen Innern vorgeht; Eines ist aber noch schlimmer und unpraktischer: Du ahnst nicht, daß Du Dir Deine eignen Waffen stiehlst, um sie dem unwürdigsten Deiner Gegner zu borgen. Es ist unter Kennern des menschlichen Herzens eine ausgemachte Sache, daß nichts vorsichtiger zu gebrauchen sei, als Selbstanklagen.

Oeffne dem ersten besten Tropf Dein Herz mit der Bekennung Deiner Mängel, er wird sie salbungsvoll einstreichen und Dir bei Heller und Pfennig anschreiben. Seine eigenen Schwächen kennt er nicht einmal von Ferne, und an Deine Tugenden würde er nicht glauben, selbst wenn Du es überwinden könntest, davon zu reden. So hast Du schließlich nichts geleistet, als irgend einen Gimpel in der Anbetung seiner eignen Vortrefflichkeit und in der Mißachtung der Besseren zu bestärken, die Distanz zwischen ihm und seiner Bekehrung zu erweitern. Wenn einem unserer Widersacher Deine Ausfälle gegen die Selbst-Herrlichkeit des Gedankens, gegen parlamentarische Verfassung, gegen die Hinneigung zu Preußen unter die Augen kämen, was würde er daraus folgern? Daß Du der rohen Gewalt mit Verachtung allen Fortschritts die Ehre gäbest, daß Du die despotische Regierungsform als die allein vernünftige anerkenntest, und daß Du die Herren von Rechberg, Beust und von der Pfordten auf Händen trügest. Und da wäre Dir wohl geholfen?

So muß ich Dich denn daran erinnern, daß man es in endlichen Dingen immer nur mit relativen Größen zu thun hat, und daß es ein schlechtes Handwerk ist, im Kampf zwischen den Bösen und den Guten, die schwachen Seiten der letzteren in die Pfanne zu hauen. Regierung ist ein nothwendiges Uebel und so muß der Volksvertretung, die auch eine Weise des Regierens ist, selbstverständlich ein gutes Theil von der Natur des Grundübels anhaften. Es ist beinahe Modesache geworden, gegen berathende Körperschaften zu Felde zu ziehen, aber aus dem ganzen Halali hab' ich noch keinen sinnigen Vorschlag zur Ersetzung des so rundweg verdammten Systems heraus hören können, dahingegen an nichtsnutzigen Absichten und

an traurigen Surrogaten kein Mangel ist. Vergiß nicht wer den verächtlichen Ausdruck „Parlamentarismus" in Gang gebracht hat! Es geschah nach dem 2. Dezember des Jahres 1852. Waren das wohl lautere Triebfedern, welche uns den Ekel an dem Kammerwesen einzuflößen gedachten, oder war es vielmehr die anmuthige Berechnung jenes Vielfraßes, der in die Schüssel spuckte, damit er sie allein aufzehren könnte? Keine Regierung hat so derb auf die Eitelkeit staatsmännischer Eloquenz geschimpft und schimpfen lassen als die französische, und drolliger Weise ist keine so redselig und deklamatorisch wie sie. Sie möchte alle Zeitungen, Flugschriften, Bücher allein machen, „depopulate the city and be every man himself," heißt es dort im Coriolan. Und schließlich, gleich als gälte es jedem Irrthum den Weg zu verlegen, hat sie sich nicht enthalten können, durch die Einsetzung von Kammern, wenn auch nur und eben weil nur zum Schein, grundsätzlich dem Systeme zu huldigen, welches sie thatsächlich zerstört hatte. Wie in Frankreich so aller Orten. Wenden wir uns aber den Angriffen zu, welche von dem äußersten Flügel der liberalen Seite auf den Parlamentarismus eindringen, so bin ich wahrlich in noch größerer Verlegenheit, Einrichtungen zu bekämpfen, welche uns an dessen Stelle geboten würden, denn ich vermisse jede positive Andeutung von dieser Seite. Ich habe selbst in einem umfangreichen Werke, das ein gewissenhafter, geistvoller und sachkundiger Demokrat gegen den Parlamentarismus mit besonderer Hinweisung auf England geschrieben hat, (Bucher, der Parlamentarismus) vergeblich nach Etwas gesucht, das wie ein Ersatzmittel aussähe. In der That liefert mir meine Phantasie keine Erfindung, welche auf etwas Drittes neben dem Absolutismus und der Volksvertretung hinaus-

liefe, und ich brauche mich wohl nicht zu verachten, wenn ich nicht erfinderischer bin als die ganze Weltgeschichte vor und nach Christi Geburt, diesseits und jenseits der Meere. Wäre es — vom Wünschenswerthen nicht zu reden — möglich, die Welt aus lauter Kantönli's zusammengesetzt zu denken, so möchten allerdings Urversammlungen statthaft erklärt werden, obgleich vorauszusehen ist, daß auch in diesen ein beträchtlicher Theil der Mißbräuche wieder auftauchen würde, welche man den repräsentativen Versammlungen zur Last legt. Aber in der Welt des massenhaften Zusammenwirkens und des allseitigen Ineinandergreifens ist Staat und Großstaat ein und dasselbe, sind die kleinen Souveränetäten nur zwerghafte Bildungen ohne die Grundbedingungen innerer Entwicklung und äußeren Bestandes. Die unabweisbaren Erfordernisse des Großstaates und der Selbstverwaltung begegnen sich ganz ausschließlich in der Volksvertretung.

Auf die Schelme, welche uns das parlamentarische Leben verleiden möchten, will ich nicht weiter zurückkommen. Forsche ich aber dem Gedankengang nach, welcher mehr als einen ehrlichen Mann dahingebracht hat, unser Heil von irgend einer andern Methode auf unklare Weise zu erwarten, so begegne ich einer Erscheinung, welche zu den eigenthümlichsten unseres Zeitalters gehört und meines Erachtens eines aufmerksamen Studiums werth ist, weil sie ganzen Reihen von trügerischen Anwendungen zu Grunde liegt. Ich möchte sie von ohngefähr als den Zauber der falschen Genialität bezeichnen und in politischen Dingen damit charakterisiren, daß sie die Erlösung in Form irgend einer — bis dato freilich noch verhielten — gutinspirirten Diktatur herankommen fühlt. Dieser Dämmerungsglaube an die „kühnen Griffe“ erklärt sich allerdings bei einer

Generation, welche deren manche erlebt hat; aber wenn sie einen Augenblick den Ueberschlag aller in diese Gattung gehörenden Unternehmungen machen wollte, so würde sie zu dem höchst beachtenswerthen Resultate kommen, daß alle sammt und sonders einem einzigen Geschlechte angehören, nämlich dem der gemeinschädlichen Handlungen. Das klärt die ganze Sache auf. Schlechte Streiche giebt es genug, aber gute Streiche sind ein unbekanntes Ding. Es giebt Geheimmittel, welcher Manier man über Nacht eine Volksvertretung in Beschlag nehmen und eine Verfassung in die Tasche stecken kann, wie es Geheimnisse giebt über Nacht mit einem Börsenmanöver eine Million zu erschwindeln; aber es giebt nicht ein ähnliches Patentverfahren, um über Nacht die Gesetze der Freiheit zu gründen oder ein ehrliches Vermögen zu erarbeiten. Man kann heimlich Brand stiften aber man kann nicht heimlich bauen. Ja, nicht blos die rettenden Thaten und das politische Gaunerwesen, auch das finanzielle haben wesentlich dazu mitgewirkt, die Phantasieen mit einer ungesunden Hefe zu versetzen. Man hat so viele Bubenstreiche aller Art im Handumdrehen gerathen sehen, daß man auf den Glauben verfallen ist, auch das Reich der Freiheit könne einmal auf diese Weise aufgebaut und erhalten werden Das ist aber einer großer Irrthum. Etwas Böses kann vom Einzelnen mit Ueberraschung vollbracht werden, etwas Gutes ersprießt nur aus dem Zusammenwirken Vieler nach allbekannten Grundsätzen. Warum? Die Antwort ist sehr einfach. Das Böse ist eben der partikularistische Vortheil des Einzelnen, das Gute ist das harmonische Wohl Aller. Aus der Natur des Grundwesens entspringt die Methode seiner Anwendung. Daher bleibt alle sogenannte Gesellschaftsrettung nach plötzlich erfundenen Rezepten, so weit sie nicht geradezu

Betrug ist, wilde Phantasterei. Daher auch vermöchte derjenige Sozialismus, der mehr als eine humanistische Tendenz sein und sich zu einem ganz und gar die Gesellschaft umformenden System erheben will, erst dann ernstlich mitzusprechen, wenn er sich einmal in praktische Forderungen eingelebt hätte, die ihrerseits zu ganz elementaren Anschauungen des allgemeinen Bewußtseins sich durchgearbeitet haben müßten. So lange er sich aber auf Pläne reduzirt, welche bald so, bald anders von einzelnen Köpfen ausgeheckt werden und in den schwankendsten und abenteuerlichsten Vorschlägen aufs Tapet kommen, so lange mag er als soziale Alchymie das Privatstudium in Anspruch nehmen nicht aber die Ehren einer Tagesfrage und noch weniger die Ehren eines Zankapfels in dem Kampf um politische Befreiung. Machen wir doch auf dem viel weniger schlüpfrigen Gebiete der Finanzverwaltung stets von Neuem dieselbe Erfahrung, daß es keine Hexenkünste giebt, um eine arme Staatskasse in eine reiche umzuwandeln. Weil der einzelne Spekulant Geniestreiche machen kann, mittelst deren er das Geld aus fremden Taschen urplötzlich in die seinen herüberspielt, hat die Gimpelhaftigkeit von jeher sich auch mit der Erwartung äffen lassen, ein „genialer" Finanzminister könne mittelst irgend einer ungeahnten Kunst aus dem Minus ein Plus machen. Aber sie hat dabei nur übersehen, daß, wenn Peter dem Paul sein Geld ausschwindeln kann, es darum noch nicht gesagt ist, man könne Alle bestehlen, um Alle reich zu machen. Nein, mein genialer Herr von Bruck, mit all Ihrem Genie sind Sie nicht im Stande, eine pure Zahlenkombination zu erfinden, welche die Löcher des kaiserlichen Budgets ausfüllen möchte; mit all Ihrem Genie sind Sie dazu verdammt, nicht anders als der allernüchternste Haushälter zu dem abgedroschenen,

altbackenen Mittel zu greifen, das da heißt: Sparen. Ein Staat, der nicht auskommt, muß weniger ausgeben. Das ist das ganze Geheimniß. Zerbrecht Euch nicht die Köpfe; ich geb's Euch schriftlich, Ihr werdet nichts Besseres finden und wenn Ihr noch so viele geniale Minister mit noch so getreuen Vertrauenskommissionen zusammensperrt.

Und gerade so müssen alle die Erwartungen messianischer Freiheitsdiktaturen zu Schanden werden. Wie viele gemeinnützige Diktaturen hat die christliche Zeitrechnung aufzuweisen? Halb und halb den Oliver Cromwell und den Washington darum nicht, weil er nur als Oberbefehlshaber gegenüber einem fremden Feind, nicht als omnipotenter Staatslenker gegenüber dem eigenen Volke, weil er endlich in der That immer unter der Macht des Kongresses gestanden. Und wenn auch, wollt Ihr auf solche Ausnahmen Eure Hoffnung bauen? Bleibt mir daheim mit allen Wunderkuren! Arbeiten heißt die Loosung, und noch einmal Arbeiten, gemeinsam Thaten und gemeinsam Rathen.

Freilich wenn Etwas am hellen Tage vor Aller Augen geschieht da ist Jedermann Kritikus und legt den klugen Finger in die Wunden. Derjenige aber, welcher den Menschen Augen und Ohren verbindet und hinter Wolken agirt, der giebt ihnen nur Stoff zum Bewundern. Führt ein Despot Paläste auf und baut Brücken und Straßen so möchten die Gaffer gleich sich zu Tode erstaunen über die Wohlthäter der Menschheit. Was an guten Keimen erstickt, was an Existenzen zertrümmert, was an Thränen vergossen, was an Leben verseufzt werden muß, damit ein Einzelner all die Macht unbehelligt in seinen Händen sammle um solche Steinwunder aufzuthürmen, das sehen sie nicht, und darum wägen sie's nicht ab gegen die vermeintlichen

Großthaten. Zeigt hingegen ein freies Staatswesen, eben weil es frei ist, auch seine schwachen Seiten, so haben sie gleich das Wort der Verdammniß bereit.

Es giebt ein ungeheures Kapitel in der Politik, welches ich, wie ein bekanntes komisches Bild, überschreiben möchte: „Was man sieht und was man nicht sieht," und erlauben es Deine Geduld, Zeit und Umstände, diese Unterhaltungen fortzusetzen, so verspreche ich mir, besagtem Kapitel einen besonderen Tag zu widmen. Auch die Schäden, welche Dir bei den parlamentarischen Verfassungen in die Augen springen, gehören, der Hauptsache nach, ganz in diesen Belang. Es wird wohl nie einem Menschen vergönnt sein, selbst mit Hülfe der gewissenhaftesten Forschung, zu zeigen, wie viel tausend geheime Quellen des Lebens, des Glücks und des Gedeihens mit jedem Rucke zu fließen beginnen, welcher eine der zahlreichen Fesseln sprengt, so ererbte oder neue Vorurtheile um die Bewegung und Thätigkeit der Einzelnen geschmiedet haben. Noch weniger wird es möglich sein, die tausendfache Fortpflanzung von Tod und Erstickung zu verfolgen, welche sich unvermeidlich an jeden Akt der Knechtung und Hemmung anreihen. Die Natur des Vorgangs selber widersetzt sich der Untersuchung, gerade durch die unendliche Ausbreitung und Vertiefung in die feinsten, untersten und zahllosesten Wurzeln und Keime des universellen Werdens. Aber ein klares Anschauen des Prinzips an sich muß schon zu einer lebendigen Ahnung der thatsächlichen Wahrheit führen, und hier ist abermals einer der vielen Fälle, in denen das wohlfeil geschmähte Prinzip zum höchsten unentbehrlichsten Werthe sich erhebt. Wirf nur einen Blick auf die Geschichte von Handel und Gewerbe und den Weg ihrer Entwicklung. Es ist nichts anderes als der Kampf des richtig geahnten Prinzips der

freien Bewegung gegen die augenfälligen Vorzüge der Beschränkung, in welche sich auch Andere als die zunächst Intersſirten vergafft hatten. Noch immer haben wir nicht das Recht zu lachen über jene Parfümeure, die den Apothekern das Recht bestritten, solche Klystiere zu geben, welche vornehme Damen nicht um der Gesundheit willen, sondern zur Erhaltung der guten Hautfarbe in Anspruch nahmen. Noch heute ist der Kampf der Postillone und der Fuhrmannsschenken gegen die Eisenbahnen nicht ausgekämpft. Und wenn es glücklicher Weise möglich geworden ist, nachzurechnen, daß die Zahl der Menschenopfer, welche der Dampf und die Schienen im Jahresdurchschnitt verschlingen, bei richtiger Abwägung der Proportionen unendlich klein ist gegen die Hals- und Beinbrüche, welche die Fuhrwerke der guten Zeit aufs Gewissen nahmen, so wirst Du dagegen freilich niemals nachrechnen können, wie geringe Opfer eine die Freiheit Aller unter Aller Augen berathende Staatsverfassung erheischt verglichen zu den Legionen von Seelen, welche ein von Stille und Finsterniß sich nährender Absolutismus zu ewigem Tode verdammt. Nachrechnen kannst Du es nicht, aber ahnen; abmessen aus einzelnen Beispielen und aus analogen Erfahrungen. Allein ein zweiter eigenthümlicher Zug unserer Zeit, welche doch so viel vom industriellen Fortschritt durch die freie Bewegung gelernt haben könnte, hat gerade für den nahe liegenden Schluß aufs politische Leben ihre Sinne abgestumpft. Es ist dies das so gewaltig vorwiegende Bedürfniß nach Ruhe und Ordnung. Ruhe und Ordnung sind die Stichwörter, welche das Ideal der Freiheit aus den Herzen verdrängt haben. Es scheint beinahe, als hätte der Mechanismus, indem er sich zur ersten Macht der Gütererzeugung ausbildete, auch

ganz und gar sich der Seelen bemächtigt. Ein rein mechanisches Vorbild der Ungestörtheit und Regelmäßigkeit, in welche das Leben der Gesellschaft eingeschraubt sein soll, ist als das ausschließliche Bedürfniß des Lebens anerkannt worden. Und wie ein gutes Prinzip segensreich wirkt, so ein böses verderblich. Von der blos formalen Sicherheit, welche eine geängstete und kurzlebige Bürgerschaft für sich verlangt, bis zu der allerengherzigsten Selbstliebe, welche jeden Einzelnen wieder nur mit seinem isolirten Behagen ohne Rücksicht auf seine Mitbürger beschäftigt, ist nur ein Schritt und ein ganz konsequenter. Sodann wiederum von der Engherzigkeit dieser auf das alleinige Selbst eingeschränkten Aufmerksamkeit bis zu der Kurzsichtigkeit, welche nur für die nächsten Stunden dieses nämlichen Ichs besorgt ist, führt ein zweiter nicht minder konsequenter Schritt zum auflösenden, durch und durch zerstörenden Atomismus. Auf solchen Zersetzungsphänomenen richtet dann triumphirend der Absolutismus seine Blendwerke auf, und giebt jedem nur um seine nächste Minute beschäftigten Philister irgend einen monumentalen Augentrost. Es genügt, die Straßen mit Gas zu beleuchten, damit in allen Köpfen sofort die Nacht heraufziehe, die Nacht der Blindheit, der einsamen Absperrung und der Angst. Unsere Gesellschaft war nach den Prüfungen der achtundvierziger Jahre in die verzweifelte Stimmung des Wanderers gekommen, welchen auf winterlichem Marsche der Schlaf überfällt. So sehr er auch die Warnung kenne, sich nicht dem verrätherischen Ruhebedürfniß hinzugeben, er fühlt nur die Pein und das Verlangen des Augenblicks und sinkt in die Arme des Schlafes, in dessen Schatten der Tod lauert. Recht kurzathmig und verzärtelt hat sich dabei auch das Zeitalter

bewiesen, von der Kurzsichtigkeit nicht zu reden. Was frühere Geschlechter um einer guten Sache willen ausgehalten, wie lange sie ihre Freiheit oder ihre Religion unter Entbehrungen und Erschütterungen vertheidigt, daran dachte Niemand, und kaum fällt es hinterher Jemanden ein, zu prüfen, ob denn mit dem Verzicht auf alle politischen Güter die heilige Lade der polizeilichen Ordnung und des ungestörten Verkehrs in der That auch so lange geborgen gewesen sei? Im Jahre 1852 wurde, um den beliebten Salbungs-Ausdruck zu gebrauchen, die Aera der Revolution geschlossen; auf dem ehernen Deckel, welcher über dem Krater aller Schrecken festgeschmiedet sein sollte, schlug Groß und Klein mit überschwänglicher Ernährungsseligkeit die Buden des Gewerbes auf, und vom Dank der Beglückten gerührt sprach der rettende Säbel zu ihnen: wie schön sind deine Zelte Jakob und deine Hütten Israel! Aber kaum war ein Jahr ins Land gegangen, da ward es dem Säbel zu eng in der Scheide und er dachte: der Retter ist nicht des Menschen wegen gemacht, sondern der Mensch des Retters wegen. Zuerst ging der orientalische Krieg los; seitdem haben wir beinahe ununterbrochene Kriegsjahre gehabt, und von Ruhe und stillem Glück ist weniger die Rede als jemals. Die beiden Großvögte der Ruhe und Ordnung, Rußland und Oesterreich, haben jeder an seinem Ort dem Frieden ein Ende gemacht. Wenn Veranstaltungen der öffentlichen Freiheit, wenn parlamentarische Zerrereien, Wahlumtriebe und gesundes Parteienwesen zum hundertsten Theile solche Friedensstörungen und Gewinnstentziehungen nach sich geführt hätten, das wäre nie und nimmer zu verschmerzen gewesen, und der moralischen Nutzanwendungen auf die Unmöglichkeit unter dem Joch der Revolution zu leben,

gäbe es kein Ende. Jahrtausende lang hat der Monarchismus die Welt zu einem Kriegslager gemacht. Wer denkt daran, es ihm vorzuwerfen? Aber wenn ein Straßenkrawall ausbricht und ein Stein in den Kramladen fliegt, da soll gleich der Teufel die Freiheit holen.

Obwohl Du im Herzen mit diesen feigen und beschränkten Anwandlungen nichts gemein hast, so mußte ich sie Dir vor die Augen halten, damit Du inne werdest nicht blos, daß Du immerzu Wasser auf die Mühlen unserer Gegner leitest, sondern auch, daß zwischen Dir und ihnen eine Gemeinsamkeit des Grundgedankens besteht, welche Dir nicht zur Ehre gereicht. Du rückst dem Parlamentarismus zu Leibe, weil er ein Geschöpf des geistigen Lebens sei. Ja wohl, das ist er. Dieser Vorwurf ist sein Stolz. Das Reich der Freiheit ist das Reich des Geistes. Zwischen dem Gedanken und der brutalen Gewalt giebt es nichts Drittes. Du hast es wiederum erlebt: sobald Du dem nüchternen Realismus die Macht in die Hände giebst, hat er nichts Eiligeres zu thun, als sie dem Schwerte zu überliefern. Das Freiheits-Ideal des modernen Ordnungsfanatikers ist nicht mehr das des antiken Republikaners oder des mittelalterlichen Städters, welcher seine Würde darein setzte: mitzurathen und mitzuthaten. Sein Ideal ist die Freiheit der Ruhe, das heißt: der Ungeschorenheit; er bildet sich ein: es sei möglich Herr im Hause zu sein ohne sich selbst um die Wirthschaft zu kümmern. Und doch könnten auch hier ihm Steine predigen. Wovon erzählen sie, jene Städte des Mittelalters von Flandern bis nach Italien, in deren verödeten Straßen das Gras wächst, deren Mauern einer herabgeschmolzenen Einwohnerschaft zu weit geworden sind, deren Paläste wie Königsmäntel um

ihre Bettlergestalten schlottern? Sie erzählen von einer ruhmreichen Bürgerschaft, welche Zeit genug hatte, ihre Staats-Angelegenheiten zu führen, selbst mit Königen zu unterhandeln, gelegentlich auch in Parteienzwist zu zerfallen, für ihre Freiheiten zu kämpfen, dabei aber nichts desto weniger die Schätze des Ostens und Westens in ihre Waarenlager zu sammeln und Denkmäler des Reichthums, der Macht und des Genie's zu hinterlassen, welche den Stolz ihrer unter fürstlicher Oberhoheit herabgekommenen Enkel ausmachen. Heute aber erbebt Alles vor dem Luftzug einer Debatte, und selbst ein vernünftiger Mensch, wie Du, klagt darüber, daß die Nationen nicht denken können ohne zu reden. Oder ist dein ganzer Ausfall gegen die Gefahren der politischen Eloquenz etwas Anderes als die Umschreibung dieses Vorwurfs? Das Wort ist die Empfängniß des Gedankens, und gleicher Weise giebt es kein politisches Leben, d. h. kein gemeinsames Denken, ohne öffentliches Sprechen. Ist es nun so wunderbar, so verdammlich, so bedauernswerth, wenn bei dem Reden die schöne Rede zur Geltung gelangt, und kannst Du Dir es anders denken? Ihr jammert über den Einfluß der Advokaten, der Leute von der Feder? So ist es Euch lieber von Generalen und Pfaffen regiert zu werden, nach der Vorschrift des Herrn de Maistre? Vor Allem aber ist das politische Leben als Selbstzweck denn für nichts anzuschlagen? Steht hier plötzlich das große Gesetz der Natur still, die überall Mittel und Endzweck in ewige Wechselwirkung verflicht? Rechnest Du für nichts den Lebensgenuß, welchen ein frisches Theilnehmen am gemeinsamen Dasein durch die Massen treibt; den Verbrauch an Intelligenz, welchen es erheischt; die Saat von guten,

weil aus der Enge in die Weite hinaussprießenden Empfindungen, von Bürgertugenden, welche es großzieht? Die Freiheit ist redselig und die Knechtschaft ist stumm. Ehre der Sprache, sie ist der Inbegriff alles Menschenlebens. Und nun, mein Freund, nun verlangst Du schließlich ich solle mich rein waschen von der Anklage sträflichen Umgangs. Deine Späher berichten, sie hätten mich Nächtens bald mit Gothaern, bald sogar mit preußischen Prinzen fortschrittsbenebelt Arm in Arm aus der Kneipe kommen sehen. Herr, was soll ich da sagen? Zum ersten, daß Deine Späher und mehr noch Deine Fragen etwas indiskret sind, und daß es mir vielleicht dienen könnte, gar nicht zu antworten. Zum zweiten, daß der Mensch, der sich in den Strom des politischen Leben hineinwirft, nicht immer mit jüngferlicher Vorsicht seinen Partei-Umgang abgrenzen kann. Haben wir doch Könige vom ältesten Geblüt mit ihren Lazzaronis Brüderschaft machen sehen, um sich die Freiheit vom Halse zu schaffen, warum sollte nicht einmal ein Demokrat zu der Fürsten- und Geheimrathsbank sich herablassen dürfen, um der guten Sache willen?

Unter allen Hoch- und Noth-Peinlichkeiten, in welche mich Dein unerbittliches Inquisitoriat radikaler Strenggläubigkeit verstrickt, beunruhigt mich keine Anklage so wenig als die, so auf Verkehr mit dem Schwarzen, soll heißen: dem Schwarz-Weißen lautet. Ich bin der That geständig und verlange dennoch Freisprechung. Meine Vertheidigung beschränkt sich auf den einfachen Satz, daß von etlichen und dreißig Uebeln das größte das kleinste ist. Das ist die ganze Hexerei. Keine Spur von erotischen Trieben in diesem ganzen Umgang, keine Anwandlung von Minne-

noch Wollust. Wenn ich den Namen Preußen höre, so fühle ich weder Glauben noch Liebe noch Hoffnung in meinem Busen heraufziehen. Ich sage mir nur, daß ein großer Staat nie so erbärmlich sein kann als ein kleiner, und aus dem einfachen Naturgesetz der Schwere weiß ich, daß die kleineren Massen von größeren angezogen werden, nicht aber umgekehrt. Ist es irgend einer Zukunft vorbehalten, Deutschland auf monarchischem Wege zu einigen, so kann nur Preußen ihr Werkzeug sein, und in dieser Voraussetzung stelle ich ihm meine Stimme zur Verfügung. Besitzt aber die Monarchie weder Lebens- noch Heils-Kraft genug, um diese Sendung zu erfüllen, so soll es mich ebenso wenig wundern als betrüben. Wie gesagt: ich kenne keinen Staat, als den Großstaat, ich kenne keinen deutschen Staat, als den preußischen, ihn allein können wir ohne das Gefühl schlechthiniger Beschämung nennen. Was für Grütze in all den anderen Regierungshandmühlen gemahlen wird, davon werden wir weder fett noch mager. Daß die protestantischen Beherrscher von Baden und Würtemberg nach den Seligkeiten päpstlicher Pantoffelherrschaft schmachten, wird das große Deutschland nicht zum Verderben führen, und daß der Herzog von Coburg den National-Ausschuß beherbergt, wird es nicht retten. Aber lasse Preußen von allen Lastern der tief eingewurzelten Feudalherrschaft zu einem freien Bürgerwesen gesunden, und wir wollen sehen, wie lange die Nebenländer zurückbleiben können. Nicht blos jeder vernünftige Regierungsakt, auch jeder Widerstand von unten kann in Preußen allein einen Umfang gewinnen, der ihm Bedeutung gebe. Setze z. B. den Fall eines Konflikts zwischen der Verwaltung und dem Richterstand über die Anwendung eines Gesetzes. Es hat ja

schon einmal Richter in Berlin gegeben. Das wäre sofort eine ernste Erscheinung. Aber verlege den Fall nach Homburg, Nassau oder Lippe, da ist die sämmtliche Magistratur in den fürstlichen Hühnerstall einzusperren und die Sache geht schon an der Komik zu Grunde.

Du hältst mir die Personenfrage entgegen. Sind denn siebenzehn Millionen Einwohner nicht auch Personen und so wahrhaftig von Fleisch und Bein als einige Dutzend vom ächten Geblüt? Liegt es nicht blos an der Einsicht und an dem Willen der siebenzehn Millionen, wenn ihre undurchdringlichen Körperlichkeiten leichter wiegen, als die geringe Zahl der allerhöchsten Existenzen, welche die andere Wagschale herabziehen? Auf Seiten der Personen, welche zu einer gegebenen Zeit am Ruder sitzen, siehst Du das natürliche Uebergewicht. Da ist nichts Natürliches, da ist eben rechte Abstraktion, wenn auch tausendjährige, und mit der Rückkehr zu den einfachsten Gesetzen der Physik, mit der Rückkehr von der Fiktion und dem Aberglauben zu gesunden Verhältnissen gewinnen die Millionen den ihnen gebührenden unendlich überwiegenden Einfluß über die kleine Zahl der Privilegirten. Diesmal, mein Freund, bin ich der Realist.

Du selbst giebst mir Beispiele an die Hand, aus denen hervorgeht, daß meine Behauptung kein leeres Verstandesspiel sei. Wenn Friedrich Wilhelm III. wider seinen Willen zur mannhaften Umkehr gegen Napoleon fortgerissen wurde, so war es eben der Geist der Massen, welcher der schwachen Persönlichkeit heilsame Gewalt anthat. Preußen, nicht Hohenzollern, hat 1813 gemacht. Und wenn im Jahre 1848 Preußen für Deutschlands Einheitsruf sich taub

stellte, so sehen wir bei jedem neuen Wogengange dieselbe Welle immer höher und mächtiger an seine Ohren schlagen. Möglich doch auch, daß einmal in solchem Andrang ein York das Steuer an sich reiße.

Welcher Staat hat außer Preußen etwas Bleibendes in Deutschland gewirkt? Es hat nicht blos das Zeichen der Erhebung gegen die Herrschaft Napoleons I. gegeben, es hat auch den Zollverein gegründet. Auch der Geist ächter wissenschaftlicher Aufklärung und philosophischer Befreiung verdankt ihm allein die Stätte, von der aus unsere ganze moderne, spezifisch deutsche Bildung ihre Strahlen ausbreitete. Berlin war in den dreißiger Jahren der Mittelpunkt jenes unerschrockenen Denkens, welches uns den Namen der philosophischsten Nation der Welt eingetragen und ganze Schichten der Gesellschaft aus den Händen des Pfaffeneinflusses gerissen hat, der in den freiesten Staaten der Erde unendlich mehr Seelenherrschaft ausübt, als bei uns. Endlich ist es nicht minder Preußen, dem wir, ob auch nur mit genauer Noth, es verdanken, wenn dem deutschen Volk die Schmach erspart blieb, für weltliche und geistliche Sultanei in Italien Henkerdienste zu verrichten.

Da wo Preußen mit solch baarer Münze bezahlt, da gebe ich ihm auch meine Kundschaft; nicht geheime Sympathien, sondern trockne Rechenexempel widme ich ihm:

Fordert keine and're Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Und nun, dieweil man uns Demokraten doch immer ein störrisches, durch Unmäßigkeit Alles kompromittirendes Wesen zum Vorwurf macht, und dieweil man ferner behauptet, alles Kontroversiren führe nicht vom Fleck, möchte

ich schließlich Dich und die Welt durch eine Konzession in Erstaunen setzen, indem ich, wie Du es verlangst, die Gothaer Deinem Gericht Gottes übergäbe. Aber eben da ich sehe, wie Du schon triumphirend die Pechpfanne von Sodom und Gomorrha über ihre Häupter aufschwingst, befällt mich, gleich dem Erzvater Abraham, ein menschlich Rühren, und ich fordere Amnestie für die Gerechten, so unter ihnen wohnen möchten. Ja, ich kann mir eine Redlichkeit des Herzens und des Verstandes denken, welche dahin gelangt, sich an das Halbe zu gewöhnen, und das resolute Leben in dem Ganzen, Guten, Schönen beruhigt fahren zu lassen. Ich kann mir dies um so mehr denken, wenn ich voraussetze, es habe Einer seine besten Jahre und Hoffnungen in deutschem Elend verseufzt. Schwerer allerdings ist es, sich in den Geist jener bekannten Tugendmonopolisten zu versetzen, die sich in einem Athem mit der Zunge zwischen die Bayonnette werfen, während ihre Lippen schon den Ladstock küssen, und deren Lippen den Gesetzesschänder zermalmen, während ihre Zunge den Staub von seinen Stiefeln leckt. Gelüstet Dir darnach, solches Wildpret mit Haut und Haaren zu verspeisen, so segne der Himmel Deinen Appetit, und damit ich Dir ein Prachtexemplar verrathe, laß Dir vor allen „besten Männern" jenen empfehlen, welcher kürzlich an Schiller's hundertjährigem Geburtstag sich berufen fühlte, nach ächter Schusterjungenart im Vorübergehen ein herabwürdigendes Bild auf ein bescheidenes Heldengrab zu kohlen. *) Dort, wo die Ufer des Rheins anfangen

*) Siehe „Köln. Zeitung" von Anfang November. die sinnreiche Parallele zwischen dem „Talglichtstümpfchen" (!) Robert Blum und der Sonne Schiller.

flach zu werden und wo die ersten Windmühlen an lanzenkundiger Ritter Thaten gemahnen, wirst Du auch jenes weisheitstriefende Haupt ausfindig machen, dessen Selbstanbetung es nicht verwinden kann, daß künftige Geschlechter den Namen Robert Blum unter den besten nennen werden, so sich durch den Tod für die Freiheit verherrlicht haben.

Dein

Michael Pro.

Deutschland und seine beiden Großmächte.

Von

Ludwig Simon aus Trier.

Hoffentlich hat man noch nicht ganz und gar vergessen, daß die deutsche Haupt- und Residenzstadt Wien mit sämmtlichen deutsch-österreichischen Provinzen sich im Jahre 1848 in begeisterter Erhebung den Freiheits- und Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes anschloß. Deutsch-Oesterreich wurde, wie der verlorne Sohn im Vaterhause, mit doppeltem Jubel begrüßt, weil es durch die Metternich'sche Politik uns so ferne gerückt worden war und weil erst durch seine Theilnahme die Mannichfaltigkeit und Größe des deutschen Vaterlandes ihren vollen schönen Ausdruck erhielt. „Manchmal, wenn österreichische Abgeordnete in diesem Hause redeten, — sagte der ehrwürdige Uhland — war mir, als ob mich die Luft der Tyroler Berge anwehte, oder als wenn ich das adriatische Meer rauschen hörte." *) Die österreichische Regierung, durch den Volksgeist im Schach gehalten, machte gute Miene zum bösen Spiele und schien sich dem Willen der deutschen Nation zu fügen. Erst als es ihr in den Wiener Oktobertagen gelungen war, mit Hülfe von Croaten und Panduren den Volksgeist wieder zu Boden zu treten, warf sie die Maske ab und zeigte sich in ihrer wahren Gestalt, in-

---

*) Ich citire nach dem Gedächtnisse, da mir die Materialien fehlen.

dem sie Robert Blum, den Lieblingsabgeordneten des deutschen Volkes, kurzweg erschießen ließ, unbekümmert um Parlament, Reich und Reichsgesetze. Robert Blum durfte nach einem damals unbestrittenen Reichsgesetze ohne vorherige Genehmigung des deutschen Parlamentes nicht abgeurtheilt werden. Es wäre der österreichischen Regierung ein Leichtes gewesen, diese Genehmigung zu erwirken. Denn die Mehrheit des Parlamentes bestand nicht aus Freunden Robert Blum's. Aber man wollte offen mit Frankfurt brechen und warf eines schönen Morgens das bereits vollstreckte Todesurtheil Blum's mitten in's versammelte Parlament hinein. Bald darauf erfolgte auch die Abberufung der deutsch-österreichischen Abgeordneten von Frankfurt. „Mag aus der deutschen Einheit werden, was da wolle, — sprach die österreichische Reaktion — vor Allem handelt es sich darum, die Einheit des österreichschen Gesammtstaates zu begründen, dessen auseinanderstrebende Glieder, Deutsche, Italiener, Ungarn, Polen und Slaven zu strenger Staatseinheit zu verbinden. Mag dann Deutschland sich nach uns richten. Jedenfalls muß dessen Verbindung so lose und locker bleiben, daß wir, trotz unserer strenggeschlossenen Einheit, unseren einflußreichen Zusammenhang mit demselben nicht verlieren." — Es war offenbar, wenn Oesterreich und Deutschland beide ihre Einheitsbande gleich stark anzogen, so mußte der Zusammenhang reißen; nur wenn ein Theil seine Bande lockerte, konnte der Zusammenhang fortbestehen, konnten die deutsch-österreichischen Lande beiden Verbänden zugleich angehören. Was war nun der Vernunft und Natur der Dinge entsprechender, als daß das aus vier verschiedenen Nationalitäten mit verschiedenen Sprachen und Kulturstufen bestehende Oesterreich sich mit einer bloßen Föde-

ration begnügte, während das, trotz aller provinziellen Verschiedenheit, nach Sprache, Bildung und Sitte in sich gleichartige Deutschland zu größerer Einheit fortschritt? — Wahrlich! der Unbefangene, welchem Lande und welcher Partei er auch angehörte, konnte hier nicht zweifeln. Aber die österreichsche Reaktion wollte es anders und sie hat ihr Ziel vollständig erreicht. Nicht nur hat sie die widerstrebenden Nationalitäten des österreichischen Staates mit Unterdrückung aller Freiheit zu einer unnatürlichen Einheit despotisch verbunden, sondern auch die deutschen Einheitsbestrebungen hartnäckig so lange hintertrieben, bis der alte Bundestag und damit die frühere Zersplitterung und Ohnmacht vollständig wiederhergestellt waren. Und damit der freiheitberaubte österreichische Einheitsstaat von Deutschland aus keine schlechten Beispiele erhalte, mußte auch die Freiheit in Deutschland überall weichen, soweit österreichscher Einfluß reichte. Ohne die Hülfe Oesterreichs wäre der kurhessische Verfassungsbruch an der bewunderungswürdigen Haltung des kurhessischen Volkes unfehlbar gescheitert. — Die österreichischen Völker knirschten unter dem neuen Joche. Aber aus Wien ließ sich die ministerielle Staatsweisheit in der „Augsb. Allg. Zeitg." *) also vernehmen: „Nur gegen das Gewicht scharfen Eisens in der einen Schale füllen Besiegte die andere mit Gold bis zum Gleichgewichte," — und empfahl: „Gerüstete Haltung, bis Erfüllung Gewohnheit wird." — Also die reine nackte Gewalt, welche ihrem empörenden Dasein die Schamlosigkeit der Selbstentblößung hinzufügte! Es sind nun 8 Jahre her, daß ich diese Zeilen

*) „Augsb. Allg. Zeitung" von 1851, Beilage zu Nr. 160.

las; aber ich habe mir sie wohl bemerkt, um sie zur rechten Stunde wieder an's Licht zu ziehen.

Und nun, da dieses System seine Erstlingsfrüchte trägt, da das schon lange gährende Italien, dem Erfüllung nicht Gewohnheit geworden, durch äußere Umstände begünstigt, sich aus den erstickenden Banden des habsburgischen Regimentes loszureißen trachtet; da gegen das Gewicht scharfen Eisens nicht Gold, sondern wie billig das Gewicht scharfen Eisens in die andere Wagschale fällt; — da ruft man nach Dir, o deutsches Volk, damit Du auf den Schlachtfeldern der Lombardei mit den Waffen in der Hand gegen das gerechte Walten der Nemesis protestirest! — Nicht mit Unrecht rechnete man auf das deutsche Bruderherz, das wahrlich nicht gleichgültig bleiben konnte, während deutsche Brüder, wenn auch für ein falsches System, zu Tausenden ihr Herzblut verspritzten. Aber durfte Deutschland für die Vergangenheit und Zukunft des österreichischen Einheitsstaates eintreten, dieser durch Natur, Vernunft und Erfahrung verurtheilten Afterschöpfung? Mochte das Herz auch schmerzlich zucken, der Verstand sprach: Nein! — Durch unsere Hülfe konnten wir Nichts besser machen. Wir konnten nur dazu beitragen, die auf Italien, die auf unseren deutschen Brüdern in Oesterreich, die auf uns selbst lastenden Uebel zu verewigen. Ist nicht die habsburgische Politik trotz des Verlustes der Lombardei noch stark genug aus dem Kampfe hervorgegangen, um sich jeder vernünftigen Reorganisation der deutschen Bundesverhältnisse hartnäckig zu widersetzen? Die Lection war leider noch nicht stark genug, um die österreichische Regierung auf den rechten Weg zu leiten, und die Hauptschuld daran trägt Deutschland. Deutschland mußte zu Oesterreich sagen: „Verlaß die falsche Bahn, die Du be-

treten; lockere freiwillig die Bande, womit Du so grundverschiedene Völkerschaften zu unnatürlicher Einheit verbunden hältst; Dein Heil ist in einer vernünftigen Föderation, welche Deinen Völkern eine gesunde Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit gestattet. Dagegen schreiten wir, nach Abstammung, Sprache, Bildung und Sitten ein Volk, nunmehr von Gott und Rechts wegen zu größerer Einheit fort; und wenn Du die empfangene Lehre nutzest und unseren billigen Forderungen gerecht wirst, so kann Dir an dem verjüngten Deutschland eine Stütze erstehen, welche Dir längere Dauer verheißt als Deine chimärische Einheit!" — Und damit es nicht bei Worten bleibe, mußte sofort zur That geschritten werden. Preußen als der größte vorherrschend deutsche Staat mußte sich unverzüglich der militärischen Oberleitung Deutschlands thatsächlich bemächtigen, indem es durch Berufung eines deutschen Volkshauses dem drohenden Bürgerkriege mit den Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten die Spitze abbrach. Diesem Volkshause mußte ein bündiges Programm vorgelegt werden, etwa in folgenden Zügen: „die deutsche Nation nimmt Akt von der uneigennützigen Betheuerung der französischen Regierung, keinen Zoll breit italienischen Bodens erobern und die deutschen Grenzen achten zu wollen. Bewaffnete Neutralität, so lange der Krieg sich in diesen Grenzen bewegt." — Damit wurden die Sympathien der Italiener gewonnen, Frankreich nicht verletzt und die deutsche Nation aus dem Zustande ängstlicher Zerfahrenheit zu Haltung und Zuversicht gebracht. Wer wollte, wer konnte da Etwas drein reden? Oesterreich und Frankreich paralysirten sich gegenseitig auf den Schlachtfeldern der Lombardei. Ja in Paris legte man Preußen die Befolgung einer solchen Politik, wodurch Frank-

reich ja den Rücken am Rheine frei bekommen hätte, sogar offiziös nahe. Entsetzt Euch nur nicht vor dieser „unedlen Complicität mit dem Erbfeinde!" Mit Eurer Gefühlspolitik kommen wir nie aus dem alten Sumpfe heraus. Dem alten Fritz stand in Oesterreich ein 24jähriges hülfloses Weib entgegen; aber er ließ sich durch keinen Edelmuth von Demjenigen, was er als ersprießlich erkannt hatte, abhalten, und wußte die Kämpfe der Habsburger und Bourbonen zur Befestigung und Erweiterung des preußischen Staates trefflich auszunützen. Wenn er dafür später im siebenjährigen Kriege auch die ganze Macht Frankreichs auf den Hals bekam, so war dies nur dadurch möglich, daß der französische Hof den traditionellen Faden der großen Politik eines Richelieu und Mazarin gänzlich verloren hatte, um den thörichten Einflüssen einer gereizten Maitresse zu verfallen. — Rußland begünstigte den Schlag, welchen Frankreich in Italien führte; es gönnte Oesterreich die drohende Schlappe, um sich für dessen feindliche Haltung im Krimkriege zu rächen. Am Allerwenigsten aber konnte es England, welchem Preußen durch Familienbande sowie durch die Sympathien der beiderseitigen Völker zu einem schätzbaren Continentalverbündeten heranreift, einfallen, sich in unsere inneren Angelegenheiten störend zu mischen! —

Statt diesen durch den logischen und historischen Zusammenhang der Thatsachen sowie durch die eigene Politik klar vorgezeichneten Weg zu verfolgen, ließ Preußen den günstigen Augenblick zur Einigung Deutschlands noch einmal vorübergehen, und ward durch seine unsichere, schwankende, zweideutige Politik der Haupturheber des Friedens von Villafranka, der schon in seiner Geburt einen neuen Krieg im Schooße trägt. Wem galt die preußische Mobi-

lisirung? — Oesterreich witterte darin deutsche Hegemoniegelüste, Frankreich sah seinen Rücken am Rhein bedroht. So schloßen die beiden sich gleichbedroht glaubenden Gegner also lieber Frieden und ließen den preußischen Schlag als nutzlose Kraftvergeudung ins Wasser fallen. Hierdurch ist das Ansehen der preußischen Regierung im In- und Auslande sicher nicht vermehrt worden. Ferner hat man sich dadurch Frankreich entfremdet, ohne Oesterreich zu gewinnen. Oesterreich behauptet, trotz der empfangenen Lehre, in der Frage der deutschen Einheit noch wesentlich denselben Standpunkt wie früher. Mit welchem Uebermuthe würde es nicht erst jeder nationalen deutschen Bewegung entgegentreten, wenn es ungeschwächt als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre? Wie die Wiener ministeriellen Federn nach der russischen Intervention in Ungarn auseinandersetzten, daß die österreichische Armee dieser Hülfe eigentlich gar nicht bedurft hätte, sondern mit den Magyaren auch allein fertig geworden wäre, — eben so würde man auch jetzt unwiderleglich beweisen, daß die Hülfe Deutschlands ganz überflüssig gewesen sei. Unter allen Umständen würde es die habsburgische Politik nicht mehr kosten, die Welt durch ihre Undankbarkeit gegen Deutschland in Staunen zu setzen, als es sie nach dem ungarischen Kampfe gekostet hat, dasselbe durch ihre Undankbarkeit gegen Rußlaud zu thun. — Das Schlimmste aber ist, daß Preußen durch seine halbe, unsichere und zweideutige Politik die ganze Welt mit Halbheit, Unsicherheit und Zweideutigkeit geschlagen hat. Ganz abgesehen von den schwankenden Zuständen Centralitaliens ist es offenbar, daß die italienische Nationalpartei die erste günstige Gelegenheit ergreifen wird, das Venetianische hinzuzugewinnen, während Oesterreich sich sicher kein Gewissen daraus machen würde, die ihm

durch Gewalt entrissene Lombardei durch Gewalt zurückzugewinnen. Man hat gesagt, die Mincio-Linie sei Deutschland zum Schutze seiner Südgrenze unentbehrlich. Dies ist, beiläufig bemerkt, nicht wahr. Erst seit 1814 ist Oesterreich in den vollen Besitz der Mincio-Linie gelangt. Konnten wir in der Vergangenheit ohne diesen Besitz ruhig schlafen, so können wir es wohl auch in Zukunft. Der natürliche Schutzwall unserer Südgrenze sind die Alpen vom Isonzo an bis zum Stilfser Joch, deren sämmtliche Pässe sich in unseren Händen befinden, und von Osten nach Westen gerechnet stets tiefer in das Herz des Po-Bassins hineinführen. Aus dem Innthale gelangen wir über den Brenner- und Finstermünz-Paß ins Etsch-Thal und aus diesem einerseits direkt nach Verona, andererseits über das Stilfser Joch und durch das Veltlin nach Mailand. Das ist Alles, was wir zu unserer Sicherheit nach dieser Seite hin brauchen und billig verlangen können. Durch den Besitz der Mincio-Linie schneiden wir den Leib Oberitaliens in zwei zuckende Hälften und vereiteln dessen Recht auf nationale Existenz. Mit demselben, ja mit größerem Rechte könnte Frankreich den Rhein verlangen zum Schutze seiner schwachen Nordgrenze, durch deren ohnmächtigen Festungsgürtel der Feind wiederholt nach Paris vorgedrungen ist. Dasselbe Recht hätten die Dänen auf die Eider und Friedrichsstadt. Wenn auf Prinzipien, Nationalität und den Willen der Bevölkerungen denn gar Nichts mehr ankommt, so ist es auch ganz gleichgültig, ob am Rheine und an der Eider Deutsche wohnen oder nicht. Fühlte nicht Jedermann aus der Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich nach dem Frieden von Villafranca eine wenn auch noch so leise Tendenz Frankreichs nach dem Rheine heraus, welcher im Osten die Tendenz Oesterreichs nach

den Donaufürstenthümern entspricht? Es wäre nicht das erste Mal, daß Oesterreich in die Ablösung deutscher Provinzen willigte, um dagegen fremde Länder für sich zu erwerben. In dem auf den polnischen Erbfolgekrieg gefolgten Wiener Frieden trat Oesterreich das deutsche Reichsland Lothringen, das Stammland seiner eignen Dynastie, gegen den precären Besitz von Toscana, Parma und Piacenza ab; und in den geheimen Artikeln des Friedens von Campoformio gestand es Napoleon I. die Erwerbung des linken Rheinufers zu, um seinerseits Venedig, Istrien und Dalmatien zu gewinnen. Zwar hat die jüngste Annäherung zwischen Frankreich und Oesterreich in der Breslauer Zusammenkunft des Prinz-Regenten von Preußen mit dem Kaiser Alexander von Rußland alsbald eine stille Entgegnung gefunden, indem Preußen natürlich die Rheinprovinzen lieber zu behalten und Rußland die orientalische Frage nicht gerade zu Gunsten Oesterreichs wiederaufgegriffen zu sehen wünscht. Aber daß solche Tendenzen und Gegentendenzen die Welt auch nur eine Zeit lang beschäftigen konnten, beweist bereits eine ungesunde Verschiebung der Verhältnisse. Hoffentlich hat dies den preußischen Mincio-Rittern die Augen geöffnet und für die Zukunft die Lust benommen, siegreiche Armeen auf dem Wege nach der Adria noch einmal aufzuhalten und zu sich an den Rhein einzuladen, eine Einladung, welche Oesterreich natürlich stets auf das Wärmste bevorworten wird.

Indem ich dieses niederschreibe, bin ich mir vollständig bewußt, daß ich nicht auf dem Boden des Jahres 1848 stehe! Der Einzelne ist wohl Herr seiner Ueberzeugungen und Gesinnungen, nicht aber des thatsächlichen Bodens, auf dem er sich bewegt. Dieser letztere wird ihm durch die Entwicklung der Ereignisse, welche stärker sind als er,

fort und fort unterbreitet. Meine Ueberzeugungen und Gesinnungen über das würdigste Ziel menschlichen Strebens, Freiheit und Selbstherrschaft durch innere Bildung, für die Völker so gut wie für den Einzelnen, haben sich nicht im Mindesten geändert. Heute wie damals erscheint mir die Republik als ein höherer und schönerer Ausdruck menschlichen Zusammenlebens als die Monarchie. Aber ich müßte mir die Augen verschließen, wollte ich nicht sehen, daß die Bedingungen politischer Wirksamkeit heute ganz andere sind als im Jahre 1848. Damals wehte der Hauch der Volksherrlichkeit durch ganz Europa und so verlangten auch wir an die Stelle des überwältigten Bundestages eine republikanische Spitze. Waren doch die deutschen Einheitsbestrebungen aus einer siegreichen **Volksbewegung** hervorgegangen. Diese hatte zwar die fürstlichen Zweige verschont. Aber die Krone des Baumes schießt nicht aus den Zweigen, sondern aus der *Wurzel* empor. — Die thatsächlichen Voraussetzungen von Heute sind dagegen ganz andere, für Europa, für Deutschland insbesondere und speziell für Preußen. Die inoffensive französische Republik ist einem thatkräftigen Imperialismus erlegen, welcher nun schon die zweite Bresche in das morsche System des alten europäischen Gleichgewichts hineingeschossen hat. Die Revolution hat sich in der Tiefe consolidirt und zu einem Ringen zwischen den constituirten Gewalten nach neuen Territorialgestaltungen erhoben. Da ist es wohl erlaubt, vor Allem daran zu denken, wie in dem erschütterten Staatensysteme Europas der Rang und Einfluß deutscher Nation am Besten zu wahren sei, und es mag selbst deutschen Republikanern nicht übel anstehen, wenn sie ihren Radikalismus nach Innen etwas beschränken, um die Kraft nach Außen nicht zu sehr zu beeinträchtigen. —

In Deutschland selbst ist auf den kurzen Traum theoretischer Volkssouveränetät eine zehnjährige Wirklichkeit praktischer Fürstensouveränetät getreten, welche überall ohne Unterbrechung ihren reactionären Lauf vollbracht hat. Nur Preußen hat auf diesem abschüssigen Wege aus freiem Antriebe Halt gemacht, ja eine leise Umkehr begonnen. Es wäre thöricht, hieraus auf eine romantische Liebe zur Freiheit schließen zu wollen. Aber auch bei einem wohlverstandenen dynastischen Interesse geht die Volksfreiheit nicht leer aus, und immerhin bleibt ein solches Einsichtnehmen weit würdiger und erfreulicher, als die hartnäckige Verblendung, welche nur demüthigender Gewalt weicht, ohne sich innerlich umzugestalten. Diese beiden Thatsachen, der bedrohliche Imperalismus Frankreichs und die freie Umkehr Preußens zum Bessern üben auf die gegenwärtige Stimmung Deutschlands den wesentlichsten Einfluß aus und thun der Revolution entschiedenen Abbruch.

Ich hoffe, daß Niemand dieses offene Bekenntniß als aus unlauterer Quelle fließend betrachten werde. Die preußische Regierung hat Nichts, was mich verlocken könnte. Eine Amnestie kann man nach 10 Jahren, nachdem man sich einen neuen Lebensweg gebrochen, füglich entbehren. Ja ich würde mich durch eine solche in meiner Empfindung nicht einmal zu irgend einer Art von Dank verpflichtet erachten. Ich weiß recht gut, daß die Revolution kein Rechtsverlauf war. Aber die Reaktion, welche feierliche Rechtszugeständnisse gewaltsam wieder über den Haufen warf, war auch kein Rechtsverlauf, und wenn wir nach dem letzten Grunde von Alledem, von Revolution und Reaktion fragen, so kommen wir immer wieder auf fürstliches Unrecht zurück, auf die Nichterfüllung feierlicher Versprechungen, welche man vor einem halben Jahrhundert

einem hochherzigen Volke gemacht hatte, das auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Belle-Alliance für seine angestammten Fürstenhäuser sein Herzblut vergoß.

Auch bin ich weit entfernt, die jüngsten preußischen Wandlungen zu überschätzen. Wer einmal mitten im Völkerfrühlinge gestanden, wem einmal der Pulsschlag der Volksherrlichkeit durch die Adern geflogen ist, der kann selbstredend an den gegenwärtigen preußischen Zuständen keine reine Befriedigung empfinden. Abgesehen davon, daß in fast allen maßgebenden Aemtern sich noch die Anhänger des Manteuffel-Westphalen'schen Regimentes befinden, ist auch das Ganze am Ende doch bloß eine constitutionelle Regierung mit absolutistischem Vorbehalt. Ein Staat, in welchem die vorhandene Freiheit mehr auf einer milden Praxis als auf festeingelebten Rechtszuständen beruht, ohne Ministerverantwortlichkeit, mit einer Armee, welche auf die Verfassung nicht vereidigt ist, vielmehr dem Könige und nicht dem Lande gehört, in welchem die Landesvertretung des Rechtes der Steuerverweigerung entbehrt, ein solcher Staat kann durch den geringsten Ansichten- oder Personen-Wechsel in entscheidender Sphäre über Nacht wieder in die Bahnen des absoluten Polizeiregimentes zurückgeschleudert werden. Und wären die vorhandenen Freiheiten auch gesicherter als sie wirklich sind, so erscheint doch auch deren Maß als ein gar zu bescheidenes. Zu hohen Kautionen gesellt sich ein drückender Zeitungsstempel. Während die ganze gebildete Welt sich auf dem Wege der Wahlreform mehr und mehr dem allgemeinen Stimmrechte nähert, besteht in Preußen ein Wahlgesetz, mittelst dessen, selbst abgesehen von dem Hemmschuh des Herrenhauses, die berechtigten Ansprüche der großen Mehrheit durch eine privilegirte Minderheit im Keime systematisch erstickt werden. Was ist

aus dem freien Vereins- und Versammlungsrechte, was aus den Geschwornen für politische Vergehen, was aus so vielen anderen Freiheiten geworden, welche das deutsche Volk schon vor zwölf Jahren erobert zu haben glaubte? Da liegen gerade die „Grundrechte des deutschen Volkes" vor mir, wie sie aus den Berathungen des seligen Parlamentes hervorgegangen sind. Wie Einem das hell und volksmündig aus jedem Paragraphen entgegenklingt! — Freiheit der Presse ohne Koncession, Kaution, Stempel- und Postbeschränkung, freies Vereins- und Versammlungsrecht, unbedingte Glaubens- und Bekenntnißfreit, allgemeines direktes Wahlrecht mit geheimer Abstimmung, allgemeine Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, Unverletzlichkeit der Person und Wohnung, es sei denn kraft richterlichen Befehls, Gewährleistung des Briefgeheimnisses, Abschaffung der Todesstrafe und körperlichen Züchtigung, Schwurgerichte für alle politischen Vergehen, gerechte Besteuerung, Selbstverwaltung der Gemeinden, — und das Alles bei Verantwotlichkeit der Minister, Verpflichtung auf die Reichsverfassung im Fahneneid, Steuerverweigerungsrecht der Volksvertretung und bloßem Suspensiv-Veto des Reichsoberhauptes! — Und doch bestand die Mehrheit dieser Versammlung nicht etwa aus jugendlichen Hitzköpfen, sondern aus gereiften konservativen Männern, den hervorragendsten aus allen Zweigen des Wissens, welche gerade durch ihre übertriebene Schonung des Bestehenden das Schiff der Revolution zum Scheitern brachten. Wahrlich! es thut Noth, das deutsche Volk von Zeit zu Zeit an dieses Vermächtniß seines ersten Parlamentes zu erinnern, damit es das ganze Maß der Reaktion erkenne, welche in dem verflossenen Decennium über es gekommen ist.

Dies soll uns jedoch nicht zur Ungerechtigkeit gegen diejenigen verleiten, welche die gegenwärtigen Bedingungen politischer Wirksamkeit zum Ausgangspunkte redlichen Strebens nehmen, und um mit den Füßen auf dem Boden zu bleiben, das Haupt nicht zu hoch erheben dürfen. Ich denke dabei hauptsächlich an den zu Eisenach gegründeten, aus der freien Reichsstadt Frankfurt vertriebenen und nunmehr in Koburg ansässigen nationalen Verein. Welche formelle Aenderung auch dessen ursprüngliches Programm erlitten haben mag, so bleibt doch unverkennbar, daß die eigentliche Tendenz desselben dahin geht, das Ziel der deutschen Einheit durch den Einfluß und die Kraft des preußischen Staates zu erreichen. In der That empfiehlt sich Preußen hierzu als der größte vorherrschend deutsche Staat, als der protestantische Hort der religiösen Aufklärung, in welchem die Katholiken gleichwohl oder ebendeshalb gleicher Rechte genießen, als Gründer des Zollvereines und Vorfechter der Zollermäßigungen, als die Heimath eines jungen, aber doch nicht hoffnungslosen Verfassungslebens; kurz nach seiner ganzen historischen Anlage, kraft deren es immer mehr in Deutschland hineingewachsen ist, während Oesterreich immer mehr aus Deutschland hinauswuchs. Angenehmer wäre es allerdings, wenn das Ziel der deutschen Einheit durch die bloße Kraft des deutschen Volkes, ohne allen Beigeschmack spezifischen Preußenthums und dynastischer Interessen erreicht werden könnte. Aber einerseits hat dieser Beigeschmack durch die jüngsten Wandlungen Preußens an unangenehmer Schärfe verloren, und andererseits ist es offenbar, daß eine aus der Tiefe des Volksschooßes ungeordnet hervorgehende Initiative weit größere Anstrengungen und Opfer erfordern würde als der Anschluß an den immerhin respektabeln Kern der geordneten

preußischen Macht. So lange der Wille und die Kraft zu einer solchen Initiative sich nirgends offenbaren, ist und bleibt der Anschluß an Preußen der empfehlenswertheste Weg. *Oesterreichs* Einfluß in Deutschland verstärken, hieße uns immer weiter von dem Ziele unserer Einheit und Freiheit abführen. Erfahrung und Natur der Dinge sprechen in dieser Hinsicht so laut, daß jede Beweisführung überflüssig. Eine Uebertragung der Bundesgewalt auf *Preußen* **und** *Oesterreich* mit bloßer Niederschlagung des Partikularismus der Mittel- und Kleinstaaten brächte uns nicht vom Flecke. Denn die lähmende Einsprache dieser Letzteren machte sich doch immer nur unter österreichischer oder preußischer Aegide fühlbar. Der wahre Quell der deutschen Ohnmacht war stets der *Dualismus der beiden Großstaaten*. Dieser muß versöhnt oder aufgehoben werden, und da die Versöhnung in das Gebiet der frommen Wünsche gehört, so bleibt Nichts übrig als die Aufhebung. Noch heilloser als der Dualismus ist das wieder aufgetauchte Projekt, den in seiner Isolirung minder gefährlichen Partikularismus der Mittel- und Kleinstaaten in sich zu centralisiren und als besondere *dritte deutsche Macht* den beiden Großstaaten ebenbürtig zur Seite zu stellen. Das hieße die deutsche Einheit, statt nach zwei, nach drei Seiten kräftig auseinanderzerren, dem Auslande den Rheinbund im Voraus organisiren und die deutsche Ohnmacht auf eine zwar minder mannichfaltige, aber dafür um so kräftigere Basis stellen. Zum Glücke fehlen diesem Projekte alle inneren Bedingungen des Gelingens. Wer auf seine militairische Selbstständigkeit und sein diplomatisches Vertretungsrecht nicht zu Gunsten Preußens verzichten will, wird es noch viel weniger zu Gunsten Baierns oder irgend einer alternirenden Afterschöpfung thun; und

der kleinste deutsche Fürst hat unsere vollste Sympathie, wenn er die verlangten Opfer nur zu Gunsten einer wirklichen Machtvergrößerung des deutschen Vaterlandes bringen will.

Ist aber zu erwarten, daß die preußische Regierung jemals den auf sie gesetzten Hoffnungen entsprechen werde? — Dazu würde wesentlich Zweierlei gehören. Billiger und schöner Weise müßte Preußen erst das Herz der ihm zugedachten Braut gewinnen, was nur dadurch geschehen kann, daß es den Weg des Fortschrittes in allen Richtungen entschieden nnd muthig verfolgt. „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, was nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist!“ So sprach prophetischer Weise der schwäbische Dichtergreis und diese Prophezeihung wird sich erwahren. Aber damit ist's nicht genug. Es muß auch männlichen Muthes der Kampf mit dem Drachen bestanden werden, mit dem vielköpfigen, der die edle Germania bewacht und verhindert, ihre Herzenswünsche zu offenbaren. Dieser Kampf kann wohl im Schooße des Bundestages eröffnet werden, aber ausgefochten werden kann er darin nicht. Wer auch nur eine oberflächliche Kenntniß des Stimmverhältnisses und der übrigen Bestimmungen der deutschen Bundesakte hat, der weiß, daß dieselbe eine uneinnehmbare Burg des Partikularismus bleibt, so lange die Angreifer den Rechtsboden nicht verlassen. — Bisher hat Preußen noch nicht einmal im Bundestage irgend einen Antrag von entschiedenem Belange gestellt, und ich gestehe offen, daß ich nicht absehe, woher der Wille und das Selbstvertrauen zu noch höheren Leistungen kommen soll. Aber es läßt sich nicht Alles voraussehen und die Dinge sind oft stärker als die Personen. — Es ist nun etwa fünf Jahre

her, daß ich in Nizza und Genua mit italienischen Demokraten zu verkehren Gelegenheit hatte. Wir sprachen oft über die Aehnlichkeit der Stellung Preußens und Piemonts zur Frage der deutschen und italienischen Einheit. Keiner setzte damals irgend eine positive Hoffnung in den Turiner Hof. Daß derselbe bereit sei, sich die gebratenen Tauben gelegentlich in den Mund fliegen zu lassen, darüber herrschte wohl kein Zweifel; aber daß derselbe sich je zu kräftiger That ermannen werde, daran glaubte auch nicht Einer. Seitdem sind kaum fünf Jahre verflossen und schon ist ein großer Schritt auf dem Wege zur Erringung der italienischen Einheit muthig und siegreich zurückgelegt. So werden auch in Deutschland die Umstände das Meiste thun müssen, um uns der ersehnten Einheit des Vaterlandes entgegenzuführen. Preußen hat in dem kurzen Laufe eines Decenniums bereits zwei große Gelegenheiten versäumt. Einmal im Jahre 1849, als das deutsche Parlament im Namen der deutschen Nation dem preußischen Staatsoberhaupte die deutsche Kaiserkrone antrug und 29, sage neunundzwanzig deutsche Souveraine, dem einmüthigen Drängen ihrer Unterthanen weichend, ihre Zustimmung dazu erklärten; — und dann jetzt kürzlich vor dem Frieden von Villafranka, wie Jedermann noch frisch im Gedächtnisse trägt. Nach diesen Versäumnissen zu urtheilen, müssen, scheint es, die Umstände nicht bloß einladend, sondern gebieterisch werden. Aber auch das könnte ja wohl eines Tages geschehen.

Wie wenn nach ein paar Jahren des Friedens und der materiellen Prosperität, wann an der Seine ein Aderlaß wieder zulässig, ja rathsam erschiene und die diplomatischen Konstellationen sich wieder als günstig erzeigten; wie wenn alsdann der Rückschlag vom Mincio an den Rhein wirklich erfolgte? — Während des italienischen Krieges

hätte Oesterreich vollauf zu thun, Preußen die Hände frei. Bei einem Kriege am Rhein hätte Preußen vollauf zu thun, Oesterreich die Hände frei. Wie wenn man alsdann in Wien sagte: „Du hast mich zur Zeit im Stiche gelassen und die zu meinen Gunsten lautgewordenen Sympathien Deutschlands neutralisirt. Du kannst Dich nicht beklagen, wenn ich Dir mit gleicher Münze heimzahle.“ Es fällt mir nicht ein, die Pflichten Deutschlands gegen ein Stück von seinem eigenen Leibe auf eine Linie zu stellen mit den Anforderungen Oesterreichs zur Aufrechthaltung seiner drückenden Herrschaft über eine fremde Nation. Aber vom österreichischen Standpunkte aus stehen die Interessen des österreichischen Gesammtstaates denen Deutschlands voran. Wie wenn nun das österreichische Streben nach Isolirung Preußens au manchen deutschen Höfen eine günstige Aufnahme fände, wäre dann nicht Preußen in der Lage, seinen Respekt vor der Legitimität bei Seite zu setzen und sich direkt an die Sympathie des deutschen Volkes zu wenden? Ja noch Mehr, wäre es dann nicht zweckmäßig, daß Italien zu Gunsten Preußens eine Diversion gegen Oesterreich machte und das mit fremder Hülfe begonnene Werk diesmal selbstständig fortsetzte, indem es den Mincio überschritte und nach der Adria vordränge? Das sind bloß Hypothesen; aber gewiß ist, daß Preußen nicht das geringste Interesse hat, sich für die Legitimität der italienischen Fürsten zu erhitzen, welche ihre Throne durch das Mißkennen der Interessen ihrer Völker verscherzt haben. Vielmehr hat Preußen wie Deutschland das entschiedenste Interesse, daß sich auf den Trümmern dieser Legitimität ein starkes Italien erhebe, welches eine selbstständige, von Oesterreich und Frankreich gleich unabhängige Politik zu verfolgen im Stande sei. Ueberhaupt geht's mit derjenigen

Legitimität, welche sich vorzugsweise auf fürstliche Geschlechtsregister stützt, unfehlbar zur Neige. Die wahre Legitimität zieht ihre Kraft nicht aus todten Geschlechtsregistern, sondern aus der lebendigen Erkenntniß und Befriedigung der Interessen der Völker. Diese Interessen haben durch den Dampf, die Elektricität, den Industrialismus, die vermehrte Berührung der Nationen, den erleichterten Austausch ihrer Ideen eine ausnehmende Wucht bekommen. Die stolzesten Pergamente sind vor dieser Wucht nicht Mehr, als das dürre Laub, welches noch eben den Schmuck des Waldes bildete, und über welches jetzt schon die Lokomotive mit nachrasselndem Güterzug sausend dahinfährt.

Preußen kann sich nur dann als Großmacht erhalten und fortentwickeln, wenn es durch inneres Leben ersetzt, was ihm an äußerer Ausdehnung fehlt, wenn es den Volksgeist verjüngend und kräftigend in Verfassung, Verwaltung und Armee einströmen läßt. Der alten Devise: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" muß es gänzlich entsagen. Gegen die revolutionaire Romantik des Jahres 1848 mochte dieselbe ausreichen. Aber gegen den demokratischen Geist der französischen Armee würde man blutwenig damit ausrichten. Diese Armee kennt keine Parademärsche und keinen Gamaschendienst, der Einzelne bewegt sich in ihr frei und ungezwungen, nicht wie Einer, der einen Ladstock verschluckt hat; der Soldat ist ein Mensch nicht eine Maschine; Vorgesetzte und Untergebene sind sich schon in Friedenszeiten menschlich nahe, der Untergebene redet seinen General einfach mit den Worten an: „Mon genéral!" nicht aber mit „Excellenz" und entfremdendem Titelwust; die Geltung des Offiziers im bürgerlichen Leben bestimmt sich nur durch seinen Werth als Mensch, nicht aber durch die Uniform, die er in Gesell-

schaften gar nicht trägt, es sei denn bei offiziellem Anlaß; nicht bloß der feineren Erziehung und wissenschaftlichen Bildung, sondern auch dem robusten Volkselemente und natürlichen Genie ist der Weg zu den Offiziersstellen geöffnet, jeder Soldat trägt den Marschallsstab in seinem Tornister; kurz, die französische Armee hat, trotz der beschränkten Wehrpflicht und des gestatteten Loskaufs, den demokratischen Geist der französischen Gesellschaft und dieser Geist ist es, welcher ihr über die herrlichsten Kriegsheere alten Styles eine entschiedene Ueberlegenheit giebt. Ist doch der mit Recht gefürchtete Souave — der Batterienstürmer — nach Herkunft und Sinnesart, ja bis auf seine militairische Tracht, nichts Anderes als ein disciplinirter Sanskulotte! — Laßt den Geist der Nation auch in die deutschen Armeen einströmen, auf daß er Leben, Selbstbewußtsein, Kraft und Wärme in ihnen erzeuge; verbannt den Standeshochmuth, der die Herzen erkältet und entfremdet; rottet den quälerischen Gamaschendienst mit der Wurzel aus; übet statt Parademarsch Scheibenschießen und Felddienst; verbannt das natürliche Talent, dem die Mittel zu feinerer Ausbildung fehlten, nicht zu ewiger Inferiorität, — und Ihr werdet eine der französischen ebenbürtige Armee gewinnen. Der germanische Muskel und Nerv ist, Gott sei Dank! nicht schlechter als der romanische, und was dem deutschen Blute an Ungestüm fehlt, das ersetzt es durch solide Ausdauer und herzhaften Nachdruck. — Habt Ihr aber lieber königliche Armeen gegenüber dem eigenen Volke als nationale gegenüber dem Feinde; vermögt Ihr die frostige Kluft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen nicht auszufüllen, welche im Felde doch so verderblich ist; wollt Ihr mit dem alten Zopfe dem Fortschritte die Stirne bieten, welche das Jahrhundert an der

Hand der Freiheit gemacht hat; dann wird wohl das deutsche Volk erst durch eine tiefe Schule des Unglücks und Elends hindurchgehen müssen, um sich dann aus ureigener Kraft selbst wiederzugebären. Dann aber wird die deutsche Einheit nicht in Eurem Sinne ausfallen. **Denn ein Volk, welches sich selbst retten muß, kann sich auch selbst huldigen.**

Zum Schluß noch ein paar Worte über unser Verhältniß zu Oesterreich. Wir wollen heute ebensowenig ein Kleindeutschland als im Jahre 1848. Aber auch in dieser Hinsicht kann man sich dem veränderten thatsächlichen Boden nicht entziehen, wenn man sich praktisch und nicht bloß theoretisch bethätigen will. Nur kraft der Wiener Märzrevolution saßen die Vertreter unserer deutsch-österreichischen Brüder im deutschen Parlamente. Als diese Revolution in den Oktobertagen ins Gedränge kam, da fühlte die demokratische Partei in ganz Deutschland, daß mit dem siegreichen Einzuge der Reaktion in Wien die deutsch-österreichischen Lande dem zu gründenden deutschen Bundesstaate verloren gehen würden. Vergeblich drängte die Frankfurter Linke zu einem Aufgebote von Reichstruppen zum Schutze Wiens gegen die anziehenden Kroaten und Panduren. Von der Majorität immer wieder zurückgeschleudert, entsendete sie eine Deputation von Dreien ihrer Mitglieder, darunter Robert Blum, nach Wien, um dem dortigen Volke wenigstens ihre moralische Unterstützung angedeihen zu lassen. Vergebens beschloß die Berliner Versammlung mit entschiedener Majorität, den damaligen Kriegsminister v. Pfuel an der Spitze, daß die gesammte preußische Wehrmacht der deutschen Reichsgewalt zum Schutze Wiens zur Verfügung gestellt werden solle. Die Frankfurter Majorität blieb verstockt, Wien fiel, Robert Blum

ward erschossen, und als man zum Abschlusse der Verfassung kam, waren die österreichischen Provinzen im deutschen Reiche gar nicht mehr gegenwärtig. Trotzdem wurde daran fest gehalten, daß es „das ganze Deutschland sein solle." Der § 1 der Reichsverfassung begriff die deutsch-österreichischen Lande in das Reichsgebiet mit ein; die deutsche Reichsgewalt überkam also von Hause aus grundgesetzlich die Verpflichtung, dieselben dem deutschen Reichsgebiete gelegentlich wiedereinzuverleiben. Anders die Gothaer Reichsverfassung. Nach dieser sollte das deutsche Reich aus denjenigen Staaten bestehen, welche die neue Reichsverfassung anerkannt hätten. Die Festsetzung des Verhältnisses Oesterreichs zum Reiche blieb gegenseitiger Verständignng vorbehalten. Nach der Frankfurter Reichsverfassung war Kleindeutschland nur ein Provisorium, welches die Verpflichtung hatte, sich zu Großdeutschland auszudehnen, wogegen die Gothaer Reichsverfassung diese Ausdehnung von dem freien Willen Oesterreichs abhängig machte. Die Eisenacher halten sich über diesen Punkt im Allgemeinen; es ist daher wohl anzunehmen, daß ihnen ein Verzicht auf die deutsch-österreichischen Lande nicht in den Sinn gekommen sei.

Jede Neugestaltung Deutschlands ohne thatsächlichen Inbegriff der deutsch-österreichischen Lande muß in der Geburt die entschiedene Tendenz in sich aufnehmen, sich baldmöglichst zum ganzen Deutschland zu erweitern. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß es von Hause aus grundsätzlich deutsche Politik sein, so lange auf die Lockerung des österreichischen Einheitsstaates hinzuwirken, bis die deutsch-österreichischen Provinzen ungehindert am deutschen Bundesstaate Theil zu nehmen vermögen. Oesterreich muß sich vom Einheitsstaate zur bloßen Föderation

rückbilden, oder es wird durch den Gegendruck der zusammengepreßten Nationen nach und nach auseinandergesprengt werden. Wir wissen recht gut, was die österreichische Ländermasse zu bedeuten hat, welche sich als Keil zwischen Rußland und die europäische Türkei nach dem schwarzen Meere hineintreibt. Zieht diesen Keil heraus, und die ganze Masse des Russenthums dringt, die Donau überschreitend, abwärts bis zum Archipel und adriatischen Meere. Aber erfüllt das habsburgische Regiment seinen natürlichen Beruf als Hüter der Donau und Grenzvogt Deutschlands im Osten? Wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß hierauf mit einem entschiedenen Nein antworten. Einmal hintertreibt Oesterreich fortwährend die deutsche Einheit, welche das erste und wichtigste Erforderniß gegen ein gefährliches Vordringen Rußlands ist, und dem österreichischen Staate erst den rechten Nachdruck geben würde. Sodann zieht uns Oesterreich durch sein freiheitfeindliches System alle unter seinem Scepter begriffenen Nationen zu erbitterten Feinden groß, welche in entscheidender Stunde den Spieß umkehren und in die Brust des deutschen Unterdrückers stoßen werden. Endlich ruft es gelegentlich, wenn die unterdrückten Völker sich empören, die Russen selbst herbei. Und wenn dann die natürlichen Folgen solcher Hülfeleistung eintreten, wenn der Czar die Donaufürstenthümer vorwegnimmt und die Hand nach Constantinopel ausstreckt, dann müssen erst die Westmächte mit unendlichem Geld-, Zeit- und Menschen-Aufwande aus weiter Ferne herbeikommen, um dem gefährlichen Uebergriffe mit gutem Schwerte zu wehren, während der natürliche Grenzvogt nur eben mit der Scheide rasselt.

Freilich genügt es nicht, zu beweisen, daß der gegen-

wärtige österreichische Staat seine Aufgabe nicht erfüllt. Es fragt sich auch, wie diese Aufgabe erfüllt werden könne, wie ein dauerhaftes Gegengewicht gegen die Wucht des Russenthums hergestellt, wie die Pulsader des süddeutschen Verkehrs bis zum schwarzen Meere frei erhalten werden könne? Dies kann eben nur durch das Gegentheil der heutigen Zustände erreicht werden, indem der unnatürliche Einheitsstaat sich in eine natürliche Födetion auflöst, welche die deutsch-österreichischen Provinzen nicht verhindert, am deutschen Bundesstaate Theil zu nehmen, und welche sich an der Donau hauptsächlich auf Ungarn stützt, dem eine Anlehnung an die Civilisation des Westens und zunächst an ein kräftig geeinigtes Deutschland natürliches Bedürfniß ist. Die Ereignisse haben schon einmal in dieser Richtung eingeschnitten und den Weg der Zukunft deutlich bezeichnet. Wenn dieselben auch nicht zum Ziele führten, so ist doch ein solcher Fingerzeig nicht zu mißachten. Im Jahre 1848 entsendete der ungarische Reichstag, gleich nach Eröffnung des deutschen Parlamentes, zwei Abgeordnete an dasselbe, um sich mit ihm in direkte Beziehung zu setzen. Das deutsche Parlament nahm dieselben mit freudigem Zurufe auf und bewilligte ihnen Ehrensitze in seiner Versammlung. In den Augen der habsburgischen Politik freilich war diese direkte Annäherung ein großes Verbrechen. Ein freies Ungarn ohne Vermittlung der Wiener Hofkanzlei in freundschaftlicher Beziehung zu einem verjüngten Deutschland! Das sind drei Verbrechen in einem Athemzuge. Oesterreich will weder ein freies Ungarn, noch ein verjüngtes Deutschland, am Allerwenigsten aber eine Annäherung zwischen Beiden. Und doch wird sich auch hier erweisen, daß die Natur der Dinge stärker ist, als ein bloß dy-

nastisches Interesse. Ungarn, welches durch seinen kriegerischen Geist, seinen Reichstag und seine Communalfreiheiten seit Jahrhunderten die erste Rolle an der Donau gespielt hat, ist der natürliche Kern der danubischen Konföderation, welche die slavischen Elemente dadurch an sich fesseln muß, daß sie denselben mehr Freiheit und Wohlstand gewährt, als Rußland ihnen zu gewähren vermöchte. Warum wollen sich die deutschen Schweizer nicht mit Deutschland, die französischen nicht mit Frankreich, die italienischen nicht mit Italien vereinigen? — Weil sie in der schweizerischen Konföderation einer Freiheit und eines Wohlstandes genießen, deren sie unter dem politischen System der Mutterländer verlustig gehen würden. Die danubische Conföderation setze die ihr angehörenden Slaven in dieselbe Lage, und dieselben werden nicht verlangen, russisch zu werden. Auch die Moldo-Walachen, welche schon heute eine an die Civilisation des Westens sich anschließende Entwicklung begonnen haben, gehören hinzu, und der bedenkliche Zustand des „kranken Mannes" eröffnet fernere Aussichten. Eine solche an ein kräftig geeinigtes Deutschland und den ganzen gebildeten Westen sich anlehnende Konföderation, in welcher der Entwicklung der verschiedenen Nationalitäten ein vernünftiger Spielraum gelassen wäre, würde gegen die Uebergriffe Rußlands, für die Freiheit der Donau, die Fortpflanzung der Civilisation, die Entwicklung des Wohlstandes und den Frieden Europas größere Garantien gewähren, als der österreichische Einheitsstaat, diese Großmacht ersten Ranges, welche jeden Augenblick auseinanderzuplatzen droht. Die unhaltbare faule Gegenwart muß aufgegeben, eine neue Bahn muß rüstig beschritten werden. Die Unterdrückung und Ausbeutung der Civilisation muß aufhören, es muß

wirklich Kultur nach Osten und nicht Reaktion nach Westen getragen werden.

Die einzige solide Zukunft des österreichischen Staates liegt in der Bekehrung zu einem solchen Zustande der Dinge, welcher wenn nicht aus der bessern Einsicht der österreichischen Regierung, dann früher oder später aus den Trümmern der österreichischen Monarchie hervorgehen wird.

Paris, im Januar 1860.

Nachschrift.

Die Frage der Einverleibung Nizzas und Savoyens in das französische Kaiserreich habe ich aus dem einfachen Grunde nicht berührt, weil dieselbe erst aufgetaucht ist, nachdem obige Blätter längst geschrieben und zum Drucke abgeliefert waren.

Auch hier enthalte ich mich jeder Konjektural-Politik. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß ich es als die heilloseste Folge der Annexionsfrage, ja als viel heilloser denn die Annexion selbst betrachten würde, wenn Preußen und Deutschland dadurch aus ihrer verheißenden Zukunftsstellung doch hinaus und in die Solidarität mit dem faulen österreichischen Staatsprinzip hinein getrieben würden.

Wenn Deutschland den „freien deutschen Rhein" nicht mit freien deutschen Kräften zu vertheidigen vermöchte, wenn dazu diejenigen Soldatenprocente unentbehrlich wären, welche Oesterreich aus so und so viel unterdrückten Nationen aushebt, dann wäre Deutschland den „freien deutschen Rhein" in Wahrheit nicht werth.

Paris, den 20. Februar 1860.

Der Verfasser.

Ein Brief aus Italien.

An den Verfasser des „Juchhe nach Italia!“

Von

Moritz Hartmann.

Mein Freund!

Ursprünglich war es meine Absicht mit dem ersten Schritte vom Simplon in die lombardische Ebene für Euch ein Tagebuch zu beginnen und es Tag für Tag während meiner ganzen Reise über den alt- und neuhistorischen Boden Ober- und Mittelitaliens fortzusetzen; es so zu schreiben, wie man für Freunde schreibt, einfach, unparteiisch, sine ira et studio, nicht österreichisch, nicht italienisch, nicht französisch, — wie ein geschworener Zeuge, der nichts sagt als die Wahrheit und die ganze Wahrheit. So hoffte ich zugleich ein Dokument zu Stande zu bringen, das vielleicht dereinst, wie viele so entstandene Schriften, dem Historiker als Zeugenschaft dienen könnte und ich freute mich mit diesem hohen Berufe eines Zeugen der Geschichte, dessen man sich mit so kleiner Mühe, mit einigem guten Willen wahr zu sein, bemächtigen kann. Der kleine Pepys, der Macaulay so große Dienste geleistet, hat immer meinen Neid erregt. Aber es schreibt nicht jeder ein Tagebuch, der will. Dazu muß man ein Engländer sein, der sich auf seinem Isolirschemel von Insel und in seiner beruhigten Freiheit gewöhnt hat, die ganze Welt als das objektivste Objekt zu betrachten, oder ein sechszehnjähriges Mädchen, das in Welt und Tagebuch nur sich selbst bespiegelt, oder

ein Mann, dem es um Abschluß, Abrundung, Uebersicht, Gestaltung nicht zu thun ist, der sich mit einigen Anfängen begnügt, denn jeder Tag ist ein Anfang.

Auf dem Boden, der noch vom Kriege rauchte; in der neuen Geschichtsphase, die so viele neue Menschen auf die Bühne brachte; in den Uebergangszuständen, die so viele neue Verhältnisse, neue Gedanken und Gefühle, neue Anschauungsweisen und Fernsichten, neue Hoffnungen und Befürchtungen, Behagen und Mißbehagen hervorbrachten, sah sich der Neuangekommene bald von so mannichfachen Eindrücken bestürmt, daß er sich weder für den Augenblick fassen, noch an seine gestrige Anschauungsweise jenseits des Simplon erinnern konnte. Er gab sich hin, er ließ auf sich wirken, nolens volens, und mit dem Tagebuche hatte es am ersten Tage ein Ende und es ist ihm nur eine Rückerinnerung gestattet, nachdem er sich durch drei Monate umgethan und endlich im ruhevollen Florenz, zum Theil vielleicht mit Hülfe der ruhevollen Ewigkeit in den hiesigen Kunstwerken, zur Ruhe und Uebersicht gelangt ist.

Am Lago Maggiore trug Alles den Charakter der Ereignisse, die dieser reizende Boden gesehen. Die Eindrücke und Erinnerungen der Einwohner waren heiter, romantisch, als ob sie einem schönen Schauspiele beigewohnt hätten, denn sie sahen Garibaldi mit seiner ausgewählten Schaar; begeisterte Jünglinge, gebildete Männer, die sich unter einem schönen Helden in schönen Einzelkämpfen, im kleinen Kriege schlugen, in einem Kriege voll kühner Handstreiche, abenteuerlicher Unternehmungen, Ueberraschungen, Kriegslisten, mit fortwährendem Einsetzen der Persönlichkeit. Das ganze Volk war thätig dabei und jeder hatte was zu erzählen. So oft nun eine Mittagsglocke über den See herüberzitterte, erinnerte man sich an die Sturm-

glocke und fühlte man das Gefühl von vor drei Monaten noch angenehm nachzittern. Die Zöllner gingen müßig am Ufer des Sees auf und ab; die Zolllinie war zwar noch nicht aufgehoben, aber im Bewußtsein der Leute gab es keine trennende Grenze mehr und man gab sich freier und hatte ein festliches Gefühl. In Novara aber wurde man durch den Anblick der unzähligen Kutten, die lächelnd und unberührt von der Geschichte des Tages in Massen die Stadt erfüllen, daran erinnert, daß noch nicht der letzte Sieg errungen, daß Italien noch mächtige Feinde niederzuwerfen habe.

In Mailand nahm die Physiognomie der Dinge einen hohen Ernst an. Diese energische Stadt, die in den letzten vierzig Jahren eine so wunderbare Ausdauer bewiesen wie in ihrer Heldenzeit, in der Epoche des lombardischen Städtebundes, sah sich endlich nach unsagbaren Leiden, nach heroischer Selbstverleugnung am Ziele ihrer Wünsche; die bedeutendsten Schlachten des Krieges hatten vor ihren Thoren gedonnert; alles Elend und aller Jubel waren durch ihre Straßen gezogen; die gewaltigsten Eindrücke waren ihr Theil und sie war frei. Auf allen Gesichtern lag der Glanz eines hohen Festtages, der aber zu feierlich ist, als daß man den Wunsch zu Tanz und zum Pokuliren hätte. Man sammelte sich, man suchte sich in der neuen Lage zu erkennen. Aber auch die Prüfungen und Proben, die mit jedem neuen Verhältnisse verbunden sind, hatten schon angefangen. Aufrichtige Eheleute haben immer eingestanden, daß das Glück der Flitterwochen ein Vorurtheil sei, daß man viel zu thun und zu leiden habe, bis man sich in einander findet, bis die gegenseitigen, nothwendigen Zugeständnisse gemacht sind, welche das ruhige Glück erst für die Zukunft sichern. Mailand und

Piemont waren in den Flitterwochen und Mailand war es vorzugsweise, das Opfer zu bringen hatte, nachdem es durch zwei Menschenalter fortlaufende Opfer gebracht. Die Vereinigung mit Piemont erheischte manche Entsagung; die uralte, gewaltige und in jeder Beziehung höher stehende Stadt sollte sich unter das unbedeutende Turin stellen und gewissermaßen zum untergeordneten Range einer Provinzstadt herabsteigen; es handelte sich darum, viele hohe Beamte und Stellen abzugeben, welche Mailand große Wichtigkeit verliehen und aus Turin Befehle und Entscheidungen zu empfangen, die man sich, selbst unter österreichischer Herrschaft, selber gegeben. Es war natürlich, daß Diskussionen entstanden, daß man nicht mit freudigem Herzen an die theilweise Abdankung dachte und die Feinde der italienischen Freiheit sahen diesen Zustand mit Schadenfreude, da er ihnen ein Zwiespalt schien, und sie spotteten. Aber diese gewisse Trauer der Mailänder war in der Nähe gesehen um so ehrwürdiger, da das Opfer ein großes war und man sich am Ende doch mit jener Freude darein gab, die jedes Opfer verursacht. Von einem Zwiespalt konnte um so weniger die Rede sein, da nichts so sehr verbindet als das Opfer und dies in der That in Mailand der Fall war. Ich wußte damals noch nicht, daß ich damit ein Phänomen vor mir hatte, das überhaupt für das ganze heutige Italien der Bewegung bezeichnend ist: die Opferfähigkeit. Sie erstreckte sich bis auf den engherzigsten Krämer, der den stockenden Gang der Geschäfte lächelnd ertrug, nachdem er starke Kriegssteuern bezahlt hatte und bis auf den Cicerone, der an der Straßenecke lungerte, ohne zu murren, daß die neue Wendung der Dinge den Fremden fern halte. Sie ging noch weiter; sie ging bis zur Unterdrückung der theuersten

Wünsche, Hoffnungen und Träume, die in der Zeit des Kampfes mit Charakteren und Gemüthern eins geworden waren, zur vollkommensten Selbstverleugnung. Die Nothwendigkeit der Eintracht wurde erkannt und die Parteien hatten aufgehört; das Beispiel, das Manin gegeben, wurde von Tausenden von Republikanern mit derselben Seelenstärke nachgeahmt. Das Leben des eigensten Selbst wurde suspendirt. Es läßt sich über die Zulässigkeit solcher Suspension seines Selbst, solcher Vertagung seiner Ueberzeugungen vom absoluten Standpunkte aus streiten; so viel ist gewiß, daß sie nicht ohne Seelengröße Statt finden kann. Daß sie nicht ohne inneren Kampf und Schmerz vor sich gegangen, erkannte man an der ganzen Haltung der Republikaner, die durch Thätigkeit für die nationale Idee zu ersetzen suchten, was sie der politischen entzogen, und mit Eifer vor Allem die nationale Individualität zu retten suchten, um dereinst den Boden für die politische, bürgerliche zu gewinnen. Sie verleugneten ihre Meinung nicht, aber sie schlossen sich auch nicht pessimistisch ab. Sie nahmen Theil an der Neugestaltung, suchten überall freiheitliche Prinzipien zu Grunde zu legen und zogen sich nur da zurück, wo sie dem monarchischen Wesen nicht ausweichen konnten. Die Demokratie war nicht der Bauherr, aber sie half mit, da die Grundsteine behauen und gelegt wurden und die neue Monarchie durfte sie, der sie so viel verdankte, nicht zurückweisen, wenigstens in dem Momente nicht. So sah man damals in Mailand eine jener merkwürdigen historischen Operationen, wie sich Prinzip mit Prinzip vermählt, um ein Drittes hervorzubringen, dessen Produkt meist die Gesichtszüge nur des Einen tragen. Diese Vermählung fand in dem Geiste des ganzen Italien Statt. Ob die Monarchie in die Familie der Re-

publik, ob umgekehrt die Republik in die Familie der Monarchie geheirathet, wird die Zukunft lehren. Bezeichnend für Mailand war es, daß man sich daselbst über die Zustände nicht bei einzelnen hervorragenden oder leitenden Persönlichkeiten Raths erholen konnte, daß man sich an das ganze Volk, an die ganze Stimmung um Bescheid wenden mußte. Sollte dies ein ausgesprochenes demokratisches Symptom sein?

Vielleicht! denn im monarchischen Turin war es ganz anders.

Piemont ist der praktische Bruder in der Familie, der den anderen in Unglück und Genialität mehr oder weniger verkommenen Brüdern wieder aufhilft und die Familienrechte herstellt. Er hat nicht die Energie des Einen, nicht die großen Leidenschaften des Andern, nicht die liebenswürdigen Talente und Künstlergaben des Dritten, nicht die weitgehenden Gedanken des Vierten, aber er hat einen gewissen nüchternen Verstand und ein Gleichgewicht durchschnittlich mittelmäßiger Vorzüge, die in der Welt besser forthelfen, als einzelne große, überwiegende Eigenschaften. Damit ist nicht gesagt, daß er immer die Familienangelegenheiten leiten werde; sind erst diese geordnet, ist es leicht möglich, daß Talent, Geist, Leidenschaft des einen oder des anderen Bruders im Hauswesen über den nüchternen Verstand den Sieg davon trägt und erst eine höhere Familienehre herstellt. Zur Zeit aber ist Piemont an der Spitze und Turin ist dessen sprechender Ausdruck.

Man war mit sich selbst sehr zufrieden in Turin, obwohl der Mann, der alle in den letzten Monaten errungenen Erfolge vorbereitet hatte, obwohl Cavour auf dem Lande lebte, wie in der Verbannung, obwohl nicht die Hälfte des aufgestellten Kriegsprogrammes erfüllt war

obwohl der Feind vier starke Festungen vor der offenen Grenze inne hatte, obwohl über die Zukunft Italiens dichtverhüllende Nebel lagen. Aber man hatte Siege erkämpft, eine neue Provinz gewonnen mit der Anwartschaft auf andere: man hatte erworben, man war reicher geworden; auf der Laufbahn, die man so lange geträumt und vorbereitet, hatte man einen und zwei große Schritte weiter gethan. An Italien wurde im Innersten des Herzens bei all dem weniger gedacht als an Piemont; man war mehr piemontesisch als italienisch, wie in einem ähnlichen Falle viele Preußen preußischer wären als deutsch. Viel wurde von den Thaten der piemontesischen Armee erzählt, die sich auch wirklich mit höchster Tapferkeit geschlagen, viel selbst von dem vereinsamten Cavour, vom ritterlichen König Vittorio Emanuele, von seinem Benehmen in den Schlachten, von seinen populären Neigungen und guten Eigenschaften, viel von der Arbeitskraft und dem organisatorischen Talente des gegenwärtigen Ministers Ratazzi, der den neuen Besitz in Ordnung bringen und mit Piemont definitiv auch innerlich verbinden werde. Ein neues, verhältnißmäßig sehr starkes Anlehen wurde trotz der jüngstvergangenen großen Ausgaben mit Leichtigkeit unterschrieben; die Feindseligkeiten des Klerus mit Sicherheit belächelt. Staatsmänner, Deputirte, Offiziere, Bürger und Volk spazierten sorgenlos und heiter unter den berühmten Arkaden umher wie eine Schaar von Glücklichen; man verließ sich mit vollstem Vertrauen und mit Recht auf die Minister, die mit diktatorialer Gewalt bekleidet, dem Lande Freiheiten gaben und denen es in der glücklichen Stimmung in der That nicht einfiel, ihre Vollgewalt nur im Geringsten zum Nachtheile der Volksfreiheiten zu benützen. Man war so glücklich und im Glücke

so offenen Herzens, daß ein Hintergehen oder Hintergangenwerden unmöglich schien. In den Kaffeehäusern, wie in griechischen Gymnasien, versammelte sich Jung und Alt, Hoch und Niedrig, die berühmtesten Staatsmänner, Volksvertreter, Gelehrte und obskure Leute und auf gleichem Fuße und gleichberechtigt gab Jeder über den Stand der Dinge und über den Weg, der in Zukunft zu verfolgen, seine Meinung ab. Das glückliche Gefühl, der praktische Sinn, die politisch-konstitutionelle Bildung, die man sich in der kurzen Zeit von zehn Jahren zu einem erstaunlich hohen Grade angeeignet, viel Wissen und die mannigfaltigen, nützlichen Talente der Piemontesen kamen da, zu eigener Befriedigung und zur Verwunderung des Fremden, in bedeutendem Maße an den Tag. Erschien der König mit seinem gewaltigen Schnurrbart, seinem Jägerhut, seinem schlechten Mantel auf der Einen Schulter unter den Arkaden, dann war die Freude vollkommen und kontrastirte sehr mit der ernsten Stimmung und den weiter gehenden oder unterdrückten Gedanken der Mailänder, wenn man diese noch in frischer Erinnerung hatte. — Ich weiß nicht, ob die Turinesen immer liebenswürdig sind; so viel ist gewiß, sie waren es im Glücke.

Aber es ist auch wahr, daß der glückliche Zustand der Piemontesen nicht als ein vergänglicher Festtag erscheint. In Turin gewinnt man eine große Zuversicht, ein festes Vertrauen in die Dauerbarkeit der guten Zustände; ihr Glück macht nicht den Eindruck eines Lottogewinnstes, der, ohne moralische Basen, ebenso schnell zerronnen als gewonnen ist, da man überall die Ueberlegung, den Plan, die Arbeit, die Vorbereitung erkennt. Selbst die äußere Erscheinung der Stadt erleichtert diese Erkenntniß. Wenige althistorische Städte sind so sehr die Chronik ihrer

Entstehung, Erlebnisse und geheimsten Gedanken, wie dieses junge, scheinbar noch unhistorische Turin.

Savoyen zieht sich hierher an den Fuß der Alpen, als es die Unmöglichkeit erkennt, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und sich dem Norden zu, über das gewaltige Burgund, das dann in Frankreich aufgeht und über die starrsinnigen Republikaner Genfs und der Schweiz auszudehnen. In der Ebene alliirt und schlägt man sich nach rechts und links, bis man in den Zeiten der stehenden Heere und der langen Regimenterlinien, gerade wie Preußen, einen Königstitel erlangt und eine gradlinige Hauptstadt, wie Berlin, neu anlegt, in der Hoffnung und Zuversicht, daß sich die lange und breite einst mit Einwohnern fülle. Dies geschah. Die Geschichte Piemonts wird durch Napoleon unterbrochen. Kaum wieder aufgenommen, wird auch die alte Ausdehnungspolitik aber mit den neuen Mitteln wieder aufgenommen. Die französischen Eroberungen haben überall die Nationalitäten geweckt und Nationalität ist das Losungswort des Jahrhunderts geworden. In Italien sprach man es zuerst in Neapel zu Gunsten der verjagten Bourbonen aus, einen Moment lang sogar zu Gunsten Murats, nach dem Wiener Kongresse zu Gunsten des Volkes und des Landes. Wort und Gefühl gehören jetzt der ganzen Halbinsel; am Grausamsten da verfolgt, wo man sich ihrer zuerst bedient hatte, flüchten sie sich in die nordwestlichste Ecke und aus jener Zeit sehen wir im königlichen Archive zu Turin einen von königlicher Hand enworfenen Plan zu italienischer Propaganda und zu italienischer Einigung, der, in neunzehn ausführlichen Artikeln, nichts unberücksichtigt läßt. Es ist ein wahres und authentisches Seitenstück zu dem Testamente Peters des Großen. Prinzen und Könige mischen sich offen oder

heimlich in die Bewegung, verrathen, werden verrathen, schlagen, werden geschlagen, stellen sich in den Vordergrund, ziehen sich zurück — aber man vergißt sie nicht. Sie thun Böses und haben nicht den Muth zum Guten, aber sie haben doch etwas gethan und ihre geheimsten Gedanken kund gegeben. Andere italienische Fürsten hatten dieselbe Idee, aber schwach und klein, wie der Herzog von Modena, verrathen sie mit größerer Energie und Grausamkeit, hängen sie ihre intimsten Freunde an den Galgen, um Metternich Unterpfänder ihrer Treue zu geben; werfen sich verzweifelt in die Arme Oesterreichs, des Papstes und der Sanfedisten und sind in den Augen der Nation für immer gerichtet und verloren. —

Im Jahre 1848 stellt sich Piemont entschlossen an die Spitze Italiens. Von diesem Entschlusse, von den Vorbereitungen dazu und von Allem was darauf folgt, sprechen nun die Straßen Turins mit unverhüllter Stimme. Die Maske ist abgeworfen; der italienische Gedanke geht leibhaftig durch die Stadt; man begegnet ihm an jeder Ecke. Turin wird in eine Art von Pantheon Italiens verwandelt. Man sehe nur die Monumente. Da steht, unmittelbar vor dem Palaste der Nationalversammlung die Statue Vincenzio Gioberti's, die an ein Primat Italiens erinnert, zugleich daran, daß das ursprünglich von ihm beabsichtigte Primat des Papstes eine Unmöglichkeit sei und sich als solche erwiesen und daß nunmehr nur das piemontesische übrig bliebe. Unweit davon und zwar vor den Fenstern des Königs, das Monument, welches das österreichische Mailand der Oesterreich bekämpfenden Armee von 48 und 49 auf noch fremdem aber verwandtem Boden errichtete; es ist wie eine Verkörperung des Wunsches der Mailänder, die sich hierher flüchtet. Auf einem anderen

Platze sitzt in Marmor der alte Prediger italienischer Einheit Balbo und gleich neben ihm mit gezogenem Schwerte steht der neapolitanische General Pepe, dargestellt in dem Momente, da er den Befehl seines Königs zerreißt und trotz diesem Befehl zur Rückkehr dem bedrängten Venedig zu Hülfe eilt. Hat wohl je ein Militärstaat einem Generale, der den Befehl seines Königs zerreißt, ein Monument gestellt! Aber der einmal erfaßten großen Idee hat Piemont, größer als sein gewöhnlicher besonnener Charakter, alle anderen kleineren Rücksichten geopfert. Aus Florenz läßt es die vom Großherzog entfernten Marmortafeln mit den Namen der bei Curtatone gefallenen Patrioten stehlen und giebt ihnen einen Ehrenplatz in der Vorhalle des Stadthauses, neben den Bildsäulen der gefeiertesten oder geliebtesten Savoyer, u. A. neben Carl Albert, den man den Märtyrer von Oporto nennt. Diesem Märtyrer wird ein Denkmal errichtet, wie es Turin noch nicht besitzt, denn er war der Erste, der die piemontesisch-italienische Idee in Fleisch und Blut zu verwandeln sucht. — Dies die Todten der kämpfenden Generation; in der Deputirtenkammer aber, als wäre sie schon der Rath der ganzen Nation von den Alpen bis nach Selinunt, sitzen sehr lebendig die Söhne aller italienischen Stämme; sie haben sich hierher geflüchtet, sie haben für Italien gekämpft oder gelitten, sie sind in Piemont heimathberechtigt und der ärgste Philister sieht sie ohne Neid, ohne Eifersucht, ohne Kirchthurmpatriotismus mitrathen und thaten, wie er bereitwillig die Steuern bezahlt, welche ihm dieser panitalienische Rath zu italienischen, nicht piemontesischen Zwecken auferlegt. So hat dieser kleine Staat klug, weise, praktisch schon vor 1859 gethan, was so viel werth ist als Alles, was sein Alliirter mit ihm auf dem Schlachtfelde

ausführte, und wer die Dinge in der Nähe, in ihrer Vorbereitung und Entwickelung betrachtet, wird nicht mehr sagen, daß er Fortschritt und Ausdehnung fremder Hülfe verdanke. Was die Fremde für ihn gethan, verhält sich wie ein Theil der materiellen Ausführung zum schöpferischen Gedanken. Was mit fremder Hülfe im Jahre 1859 in kurzer Zeit geschehen, wäre ohne diese Hülfe etwas später, in etwas längerer Zeit, mit tiefer Zerrüttung Italiens und Europas geschehen.

In Piemont hat man dieses stolze Bewußtsein; man fühlt sich Sieger, man ist nicht gedemüthigt, wie ein Beschenkter. Die momentane Politik der Dabormida, Lamarmora, die Rücksichten für Frankreich, die Halbheit des Auftretens, daran ebensowohl das mysteriöse Wesen eines übermächtigen Alliirten als der Charakter des Konstitutionalismus schuld ist, lassen dieses Bewußtsein zwar nicht vor dem Auslande glänzen, aber es besteht im Volke, im Gemüthe der ganzen Nation. Daher jene Sicherheit und jene Freudigkeit.

Der Charakter des Königs ist bei all dem nicht zu übersehen. Je weniger er sich im eigentlichsten ideellen Wesen des Staates geltend macht, desto bedeutender wird er in diesem. Es ist ein König, wie ihn die Zeit, wie ihn der Moment in der historischen Entwickelung braucht. Er ist ein Arm, darum kann das Gehirn freier, das ist republikanischer walten, als wenn er irgend ein Organ dieses Gehirnes wäre. Das Volk will und er ist immer bereit auszuführen. Wäre er mehr Regent, er wäre der Zeit in Italien nicht so angemessen; er würde ein Theil des freien Bewußtseins absorbiren, ein Theil des Nationalwillens würde dem seinigen weichen müssen und wäre gelähmt und verstümmelt. Vielleicht daß die Erinnerung

einmal — man sagt bei Novara — gegen die Nation gehandelt zu haben, zur Selbstbeschränkung das Ihrige beiträgt und daß Victor Emanuel, dem es an eigenem Willen nicht fehlt, durch Unterordnung unter den italienischen Gedanken etwas sühnen will. Wie dem nun sei: Victor Emanuel ist jedenfalls ein König, der so wenig als möglich hindert und der sich in der Weltgeschichte dadurch auszeichnen wird, daß er die Nation anders für die Freiheit vorbereitet, als die englischen Carles, die französischen Louis' und die deutschen Vielnamigen. Sein größtes, wenn auch weniger glänzendes Verdienst, das nicht genug gerühmt wurde, liegt wohl in der Ruhe, in dem holden Leichtsinn, mit dem er den Haß und die Flüche Roms auf sich geladen und durch acht Jahre getragen. Er hat damit mehr für die Freiheit Italiens gethan, als mit allen Thaten auf dem Schlachtfelde. Wie jene Apostel zeigte er dem furchtsamen Volk, daß der Blitz in der Hand des Donnergottes nicht zünde und daß das Innere des gestürzten Götzen nur Staub und Spinnwebe enthalte. Wenn der Kaiser Napoleon die Brochüre: „Der Papst und der Kongreß" geschrieben hat, so hat der einfachere Victor Emanuel den Enthusiasmus, mit dem man sie in Italien aufgenommen, vorbereitet.

Mit Turin verlassen wir die Hauptstadt eines Landes, das mit sich zufrieden ist, voll Hoffnung und heiterer Aussicht in die Zukunft. Sie hat vom Kriege eigentlich nur das Erhebende gesehen: Truppendurchzüge, die sich siegesgewiß und kampflustig den Schlachtfeldern entgegenbewegten; Boten, die Siegesnachrichten brachten, heimkehrende Sieger. Die Bewegungen im übrigen Italien konnten auf Turin nur heitere Reflexe werfen, denn sie geschahen ihm zu Gunsten. Nun hatte man eine große

Provinz mehr und Aussicht auf Weiteres. Das ganze Land war von dieser heitern Atmosphäre angefüllt; aber mit den ersten Schritten aus dem Lande ändert sich diese Atmosphäre. Mittelitalien war revolutionäres Land.

Wir eilen dem Centrum zu und wollen uns in Piacenza nicht aufhalten. Es ist eine arme, verkommene Stadt; sie steckt in ihren bangen Straßen und Festungsmauern wie ein abgemagerter Mann im schlotternden Rocke, der ihm viel zu weit geworden. In anderen Ländern wird der Festungsrock den Städten zu eng. Die Häuser sind verfallen, aus den Fenstern ohne Scheiben glotzt die Armuth; in unendlich langen Straßen begegnet man keiner Seele; Klostermauern und Kirchenfaçaden nehmen oft eine ganze Seite der Gasse ein. Wäre nicht der herrliche Platz, mit dem Stadthause, der florentinischen Kirche, den Reiterstatuen, der gewaltigen Halle, man würde durch nichts erinnert, daß man sich im schönen Italien befinde. Die Einwohner konnten die Verbissenheit des Elendes, das ihnen eine der despotischsten Regierungen durch Menschenalter auferlegte, im Laufe der letzten drei Monate nicht aus den Gesichtern verbannen. Wir gehen weiter nach Parma. Diese Stadt, welche dieselbe Erziehung genossen wie Piacenza, ja eine schlimmere, da sie den Hof und die Willkürherrscher in ihrem Schooße hatte, war noch vom Blute Anviti's bespritzt und Europa schrie gegen Parma und gegen die Freiheit, die es gewonnen. Und Niemand hat doch Anviti ermordet, als jene Mißregierung, die durch die Freiheit gestürzt, deren Wirkungen aber nicht in wenigen Wochen vernichtet werden konnten. Parma war bis dahin eine musterhaft ordentliche Stadt; man bewunderte sie deshalb in ganz Mittelitalien, da man ihre Wildheit, ihre Verbissenheit, ihre glühende Rachsucht unter den früheren

Regierungen kannte; sie war durch den nationalen Gedanken gehoben und erschien würdig des vielen Schönen, das ihre Mauern bergen. Unzählige ihrer alten Feinde, die der flüchtigen Herzogin nicht gefolgt waren, ließ man unbehelligt die Straßen durchwandern und man belächelte die viel zu eitle Schwäche der Regierung, welche fortfuhr die Werkzeuge der verjagten Tyrannei zu besolden, weil sie auf der Liste der Beamten standen; welche dem Grafen Palavicini sein Gehalt fortbezahlte, als dieser für die Herzogin nach Paris reiste, um gegen Parma zu unterhandeln. Aber die Erscheinung des verkleideten Anviti, des grausamsten Werkzeuges des todten Herzogs, war eine zu freche Herausforderung, eine zu blutige Erinnerung an vielfache schuldlose Opfer; das Blut kochte auf und sein Mord wurde eine Vendetta. Die Regierung ließ die Säule umstürzen, die seinen Kopf getragen hatte und man war damit zufrieden, weil sie ein Denkmal war, das an einen Bourbonen und einen Habsburger erinnerte, und Alles war wieder ruhig, aber nicht ruhig wie Turin.

Wäre es Mittelitalien und mit ihm Parma gegönnt gewesen, am Kriege Theil zu nehmen, die Ermordung Anviti's hätte wohl nie Statt gefunden; so aber hatte man nichts gethan, als eine kleine Herzogin weggejagt. Es glühte in allen Gemüthern, man hatte das dunkle Gefühl, daß die Freiheit nicht leichten Kaufes erworben, daß sie mit Thaten besiegelt und gefestigt werden müsse. Die Truppen der Ligue, die sich zum Theil in Parma sammelten, der Waffenlärm, die Erzählungen junger Offiziere, die den Krieg mitgemacht, manche unter Garibaldi, die ganze Ungewißheit der damaligen Lage, die Vorbereitungen, die der populärste Held Italiens in Bologna und Rimini traf, Alles regte auf und neben der Nationalgarde, die

gelassen die Stadt durchzog und auf ihren Posten stand, nahmen sich die glühenden Augen, die leidenschaftlichen Geberden des Volks und der Jugend, die sich unter die Soldaten mischten, beinahe unheimlich aus. Erinnerte man sich der Leidensgeschichte dieses Volkes, seiner Erziehung durch Polizei, Mönche und abhängige, heimliche Richter, ferner des ungewissen Zustandes, der seine theuersten Wünsche hinhielt, des Mißbehagens, das man betreffs der neuen Regierungen selbst, z. B. Cipriani's wegen, der allgemein für einen napoleonischen Agenten galt, empfinden mußte und endlich des Charakters dieses Volkes, das aufbrausend ist und nicht ausdauernd, erwartend, ruhig energisch wie das mailändische, konnte man allerdings für die nächste Zukunft besorgt werden und einen Ausbruch erwarten, der terroristisch werden und die adoptirte Politik des Abwartens und stillen Organisirens kompromittiren könnte. Dazu kam, daß die kleinen Herzogthümer sich eigentlich von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt hatten, daß sie noch über ihren eigenen Zustand und die neuesten Vorgänge erstaunt waren. Mailand hatte sich lange Zeit vorbereitet; es hatte nie an seiner Befreiung gezweifelt; was es jetzt faktisch war, war es seit Jahren theoretisch; die Herzogthümer unter dem unerhörten Drucke waren nie im Stande einen Plan, eine Politik durchzuführen. Man hatte sie stumpfsinnig machen wollen und das war bis zur Betäubung gelungen. Parma war noch immer im Zustande eines Menschen, der soeben aus einer Betäubung erwacht und sich noch nicht gefaßt hat; von dem nicht vorauszusagen ist, was er im nächsten Momente beginnen würde.

Aber es waren in den Herzogthümern einzelne Männer an der Spitze, deren Charakter wie deren Politik jeder

systematische Terrorismus, wie jede Förderung elementarischer Ausbrüche gleich sehr fern war. In dem unglücklichen Piacenza z. B. milderte der gebildete Anselmo Guerrieri, der Uebersetzer des „Faust", die Stimmung und Parma stand unter dem Einflusse Modenas, das von Farini und seiner Umgebung zugleich mit den anderen Herzogthümern so klug und praktisch regiert wurde.

Modena, oder vielmehr der Palast von Modena, war damals — Anfangs November — der eigentlichste Mittelpunkt der mittelitalienischen Bewegung.

Die Stadt selbst macht den trübseligsten Eindruck von der Welt; jeder Stein, die ganze Luft, jedes Gesicht erzählt von der unvergleichlichen Mißregierung des verjagten Herzogs und seines Vaters, der seine Freunde und Vertrauten hängen ließ. Jedes, sage jedes Haus trägt das Jesuitenzeichen I. H. S. als sprechenden Beweis, daß der Herr und Besitzer dieser Stadt sie den heiligen Brüdern gewissermaßen als Eigenthum zu baldigem Schalten und Walten übermacht hat. Die Einwohner schleichen durch die Straßen, als ob jeder Einzelne sich von einem Späher verfolgt fühlte. Die Gesichter geben sich vergebliche Mühe, sich in dem neuen Zustande aufzuheitern; die alte Gewohnheit und Furchtsamkeit ist stärker, als das noch neue Gefühl der Freiheit. Die Augen bleiben niedergeschlagen und haften am Boden. So wollten es die Herzöge, die Sanfedisten par excellence. In Deutschland ist diese politische Sekte wenig bekannt, obwohl es an seinen Höfen nicht an Bekennern derselben mangelt. Es ist hier nicht der Ort, ihre Geschichte und ihre Prinzipien auseinanderzusetzen; es sei genug wenn wir die Sanfedisten als die furchtbarsten Terroristen des Absolutismus bezeichnen. Ihr Streben geht dahin, alle Ideen der Civilisation und Freiheit mit Stumpf

und Stiel auszurotten und zu diesem Zwecke sind alle Mittel erlaubt. Kein Prinzip der Menschlichkeit oder Gerechtigkeit darf auf diesem Wege aufhalten; jede Ungerechtigkeit und Grausamkeit, jede Lüge und Heuchelei ist erlaubt, ja geboten, wenn sie auf diesem Wege fördert. Der Unterthan soll ein Sklave, ein Ding ohne alle Selbstbestimmung werden; der Fürst ein in jeder Beziehung unumschränkter, unverantwortlicher Herr und Eigenthümer, der nach Belieben schaltet und waltet. Da Bildung der Unterthanen der Erreichung dieses Zieles am hinderlichsten ist, wird vor Allem alles Wissen, jeder selbstständige Gedanke unterdrückt, wird die Religion zu Hülfe gerufen, damit der Unterthan nur glauben lerne, was ihm von der Unbeschränktheit des göttlichen Rechtes gesagt wird. Das Ideal eines Sanfedistenstaates ist ein Haufe thierischer Individuen, der nur beten und arbeiten kann.

Wenn es die beiden letzten Herrscher Modenas auch nicht dahin brachten, ein Ideal sanfedistischen Staates zu bilden, so waren sie doch die Ideale sanfedistischer Regenten und waren ihre Helfershelfer Ideale sanfedistischer Höflinge und Beamten. Der verjagte Herzog Franz V. übertraf noch seinen Vater, der die gewaltigsten Tyrannen aller Zeiten übertraf. Er war großartig und schauderhaft konsequent in seinen Theorien und wählte zur Verwirklichung derselben was ihm Späherthum und Pfaffenthum des Verworfensten bot. Modena war schlimmer als ein Kerker; es war wie jene Irrenhäuser, in denen die Menschen planmäßig um ihre Vernunft gebracht werden. Die Geschichte Modenas in den letzten dreißig Jahren wird nie geschrieben werden, denn der Historiker, der sich hinsetzt um die Thaten der beiden Herzöge aufzuzeichnen, wird entmuthigt die Feder fallen lassen: er will nicht als Lügner erscheinen und es

wird ihm Niemand glauben. Es ist auch besser, daß solche Thaten in ewiger Vergessenheit verschwinden — zur Ehrenrettung der Menschheit; es ist zweckmäßiger, daß dergleichen für Unmöglichkeiten gehalten werden, wie der Elternmord in der Lykurgischen Gesetzgebung. Doch klagen wir Herzog Franz nicht an. Der Areopag europäischer Menschheit, der Wiener Kongreß, hat die Legitimität im Angesichte einer civilisirten Welt als ein heiliges Prinzip neugeweiht und Europa hat es anerkannt. Herzog Franz ist nur eine Blüthe der Legitimität, eine nothwendige und logische Folge. Unlogisch wäre, wer sich über seine Existenz wundern würde. Alle anderen Legitimisten, wenn sie einen kleinen Winkel der Welt regieren würden, über den das Auge der Mitwelt flüchtig hinwegstreift, würden eben so regieren, wie Herzog Franz.

Wenn Modena Hekatomben weltlicher und geistiger Anviti's geschlachtet hätte, Niemand wäre anzuklagen als Herzog Franz, der mit achtzig politischen Gefangenen, die er wie einen theuren Schatz auf die Flucht mitgenommen, in der Welt umherzieht, oder vielmehr die Legitimität. Wenn ein Volk in seiner gerechten, durch Jahrzehnte unterdrückten Wuth einen Henker niederschlägt, da erhebt die Welt ein Geschrei der Entrüstung über die Formlosigkeit dieses Gerichtes. Wer hat gefragt, mit welcher Form die unzähligen Opfer der heimlichen Gerichte der Herzoge um Leben und Freiheit gebracht wurden? Wie wurden jene achtzig verurtheilt? und welches Recht hat Oesterreich, sie in seinen Kerkern mit grauenvoller Gastlichkeit verschmachten zu lassen? Warum schreit Europa über Anviti's Tod? warum schreit es nicht über jene Entführung und diese Gastlichkeit?

Stille! Wie ein Gespenst zog Herzog Franz mit

seinen Soldaten und seinen Opfern an der Gränze einher, nur wenige Meilen entfernt von Modena. Diese Nähe hat vielleicht nicht wenig zu der fieberischen Aufregung beigetragen, welche bei aller gewohnten Niedergeschlagenheit das Blut erhitzte. Nirgends wie in Modena verlangte man Kampf; die Truppenmärsche, die gegen die Romagna zu begannen, belebten nach und nach die Gemüther, die Unheimlichkeit nahm ab.

Gänzlich verschwand sie im Palaste, wo sämmtliche Ministerien um Farini versammelt waren, denn hier herrschte eine Thätigkeit, die den Beobachter mit größter Sicherheit, mit den besten Hoffnungen für ganz Italien erfüllte. Der Palast in Modena war damals, unmittelbar vor der Wahl Farini's zum Diktator der Romagna, vielleicht der interessanteste Punkt Italiens, jedenfalls derjenige, wo man über Charakter der Menschen und der Bewegung die reichste Belehrung schöpfen konnte und die überraschendsten Erfahrungen machte. Es war daselbst wie in einem Bienenkorbe; aber wie in einem solchen konnte man auch hier mitten in der gewaltigen Rührigkeit Plan und Zweckmäßigkeit beobachten. Jeder war auf seinem Posten, jeder wußte was er zu thun hatte und that es mit bureaukratischer Regelmäßigkeit und unbureaukratischer Liebe: man sah die ordentlichste, bestorganisirte Revolution. Ein solches Phänomen ist nur möglich bei vollstem Bewußtsein des Zieles, bei einer klaren Politik und bei hoher Bildung derjenigen, die mit der Ausführung betraut sind.

Die Seele dieser thätigen Welt war Farini und er mußte es seinem ganzen Wesen und den Umständen nach sein, auch wenn ihm seine Stellung als Diktator nicht dazu gemacht hätte. Wir können uns bei einem übersichtlichen Bericht unmöglich auf die Schilderung einzelner

Persönlichkeiten einlassen, um so weniger als die italienische Bewegung so sehr viele hervorgebracht; wir müssen uns damit begnügen, das Bild derjenigen leicht zu skizziren, welche für die Zeit im Ganzen, oder einzelne Gruppen und Richtungen bezeichnend sind und gewissermaßen einen Inbegriff, eine Personifizirung darstellen. Da darf denn Farini freilich nicht vergessen werden.

Farini steht in einem Alter, das ihm erlaubt hat, die italienische Bewegung, seit sie immer größere Verhältnisse angenommen, d. i. seitdem Jahre 1830, ihre Niederlagen und ihr mit jeder Niederlage wachsendes Anschwellen als bewußter Verstand zu betrachten; aus einem enthusiastischen Jüngling ist er ein praktischer, besonnener Mann geworden; keine der vielen Erfahrungen war für ihn verloren. Das italienische Temperament, die revolutionäre Ungeduld wußte er seiner angeborenen Klugheit unterzuordnen, ohne aus dieser Unterordnung ein allgemein gültiges Dogma zu machen, ohne Enthusiasmus und menschliche Leidenschaften an anderen zu verachten oder gar zu verpönen, ohne, mit Einem Worte, ein Doktrinär zu werden. Seine Klugheit und praktische Lebenserfahrung haben die Wärme des Patriotismus nicht erkalten lassen und so ist er ein Politiker, wie seiner der Moment bedurfte und wie Italien in neuer Zeit viele hervorgebracht und noch viele hervorbringen wird. Im Auslande vergißt man gar zu gerne, daß Italien von jeher das Land der Politiker gewesen, daß es in seinen schlechtesten und verfallensten Zeiten den meisten Großstaaten Europas unumschränkte Herrscher in Gestalt von Ministern gegeben, daß das geknechtete Land immer durch irgend einen seiner Söhne, einen Mazarini oder Alberoni, in Europa geherrscht hat. Hätte Farini etwas Abenteuerliches in seinem Charakter, hätte er eine

eigene Carriere mehr geliebt als sein Vaterland und wäre er in die Welt gelaufen, um sein Glück zu machen, er wäre ganz der Mann darnach gewesen, sich irgendwo, wo man klugen Rathes und umsichtigen Auges bedurfte, in die Reihe jener Italiener zu stellen. Aber Zeiten und Charaktere haben sich geändert; nur der erbärmlichste Adel des Hoflakaienthums und die Abenteurer schlechtester Sorte suchen noch heute, wie im 17. und 18. Jahrhundert, im Auslande ihr Glück zu machen. Den Patrioten sagt es ihr Herz, den Klugen ihre Klugheit, daß sie in der Gegenwart ihres Vaterlandes eine Zukunft pflegen. Bei Farini haben von jeher beide gesprochen und seit er denkt, hat er sich für die Rolle vorbereitet, die er jetzt spielt. Seinen Jugendstudien nach ein Arzt, hat er die Beobachtung der Symptome und die Rücksicht auf die Folgen der Heilmittel auf das politische Feld übertragen und seit dreißig Jahren in allen Krisen am Krankenbette Italiens gestanden. Im Jahre 1849 aus der römischen Revolution trotz seinem Antirepublikanismus ins Exil und nach Piemont geworfen, lernte er daselbst sämmtliche Kräfte, die zur Befreiung Italiens beitragen konnten, anerkennen und schätzen. Das lag in der propagandistischen Luft Piemonts; wie Manin piemontesisch-konstitutionell, so wurde er in Piemont republikanischer, wenigstens mit Rücksicht auf Andere. Er wurde weniger ausschließlich und mehr objektiv. So gehört er heute zu denjenigen, deren Farbe als Politiker schwer zu bestimmen ist; wir glauben, daß ihm an der Form des Staates weniger gelegen sei, daß er diejenige adoptire, die für den Moment zum nationalen Ziele führt. Hätte er die Republik als solche erkannt, er hätte sich nicht besonnen, republikanische Mittel zu ergreifen. Seine persönlichen Wünsche und Gesinnungen

gehen weiter als der Moment, aber er legt ihnen einen Zügel an, daß sie über diesen nicht hinausgehen und weiß auch andere zurückzuhalten oder zu freiwilliger Beschränkung zu bewegen. Man braucht Farini nur zu sehen, nur eine halbe Stunde zu sprechen, um sich dieses Bild seines Charakters zu entwerfen. Aus seinem ganzen Wesen spricht feurige Thätigkeit bei großer äußerer Ruhe, Klugheit, selbst einiger List, über die aber männliche Energie, Muth und Entschlossenheit beruhigen, weltmännische und geistige Bildung und eine Klarheit des Ueberblickes, die in den verwickeltsten Lagen Sicherheit giebt und endliche Ordnung verspricht. Auch ist das Vertrauen in Farini ein allseitiges. Selbst diejenigen, die er fallen läßt, weil er nicht mit ihnen oder sie nicht mit ihm gehen können, oder denen er sich widersetzt, weil er ihr Beginnen für unzweckmäßig hält, klagen ihn nicht an, sondern die Verhältnisse, die ihm nicht gestatten auf ihre Absichten einzugehen. Garibaldi, der sich über viele der leitenden Persönlichkeiten zu beklagen hatte, stand immer auf Farini's Seite, obwohl dieser mit jenen Persönlichkeiten handelte.

Farini ist vielleicht der bedeutendste Mensch seiner Art, aber er ist nicht der Einzige; er ist nur der charakteristische Charakter einer ganzen Richtung, wie sie Nationalanlagen und die Geschichte der letzten dreißig Jahre ausbildeten. Dies erklärt zum Theil die kluge, politische Haltung des revolutionären Italiens, die große Organisationsfähigkeit, die es entfaltete, die Umsicht, mit der es in so schwieriger Lage handelte, Klippen umschiffte, Verlockungen widerstand und den feindlichen Schlingen auswich — kurz alle die Eigenschaften, welche Europa in Verwunderung setzten, weil es sich gewöhnt hatte in Italien nur Talente zu At-

tentaten, Putschen und augenblicklichem Auflodern ohne Halt und Folge zu suchen.

Daß Farini nur ein Theil einer Gattung sei, konnte man in Modena am besten erfahren.

Die Regierung, der vorzugsweise die Organisation Mittelitaliens aus der Anarchie heraus, ja noch schlimmer, aus verrotteten Zuständen heraus oblag, die eine Armee, unzählige Aemter, ja Gedanken, Volk und Menschen zu schaffen hatte, bedurfte vieler Helfer; berufen oder freiwillig strömten sie aus allen Theilen Italiens herbei und im Palaste Modenas konnte man eine schöne Auswahl italienischer Bildung und italienischer Vaterlandsliebe kennen lernen. Die Beamten, die allen Ständen angehörten, obskure bürgerliche und berühmte altadlige Namen trugen, und ohne Unterschied des Namens hohe oder niedrige Aemter bekleideten, versammelten sich des Abends auf eine oder zwei freie Stunden zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit und zu kurzer Ruhe nach tage- und nächtelanger Arbeit, in einem abgelegenen Saale des weitläufigen Palastes. Daselbst befand man sich in einer der gebildetsten Gesellschaften Europas, unter Männern, die die verschiedensten Sprachen kannten, von allen Früchten des Wissens gekostet, in allen civilisirten Ländern gelernt hatten und die nun, mit Heiterkeit und im gehobenen Gefühl des Momentes, alle ihre Kräfte dem Vaterlande widmeten und aus der ermüdenden Arbeit in ihren Erfolgen neue Kräfte schöpften. Da waren viele im Bureaurocke, die noch vor Kurzem die Uniform auf dem Schlachtfelde getragen und bereit waren, sie jeden Augenblick wieder anzuthun. Unter diesen war wieder der vielerfahrene und gelehrte Oberst Frapolli der charakterisirende Typus. Auch betreffs der Bildung dieses bestverleumdeten Landes herrschen in Eu-

ropa große Vortheile. Die Jugend Italiens hat die sanfedistische Absicht der Regierungen bald erkannt, welche dahin ging, die Halbinsel von den Strömungen moderner Bildung abzuschließen, das Land in Unwissenheit versinken, die Schulen aussterben oder in jesuitischen Lehranstalten nur ein falsches Wissen pflegen zu lassen und strebende Geister um die schönsten und fruchtbarsten Jahre zu betrügen, zu bestehlen. In der Angst des wiedererwachten Italiens hinter dem übrigen Europa zurückzubleiben, und im Eifer sich für das Vaterland der Zukunft zu bilden, warf man sich mit desto größerem Feuer auf die verpönten Studien, suchte man sich das Wissen jedes Faches anzueignen. Wir vormärzlichen Oesterreicher wissen etwas von dieser Angst und von der Sehnsucht mit der man über die Grenzen auf das Streben und Forschen freierer Völker sieht. Welche Früchte dieser Seelenzustand in Italien getragen, sieht man heute: eine sehr verbreitete Bildung, die eine naive Freude an sich selbst und ein jugendliches Streben vor der Bildung anderer Länder voraus hat, die ferner, da sie zum Theil mit Hinblick auf einen gewissen Zweck erworben worden, einen praktischen Charakter hat. Auch dies vergißt man gern, daß in Italien, selbst in den schlechtesten Zeiten, Wissen und Gelehrsamkeit nicht ausgestorben und daß dieses Land immer Männer geliefert, an welche alle Wissenschaft, oft wie am Ausgangspunkte, anknüpfen muß. Selbst das 17. Jahrhundert sah Galilei; selbst das 18. Vico und das 19. seinen Volta. Drei so gewaltige Größen sind nie vereinzelte Erscheinungen. In Toskana kann man in Beziehung auf italienische Bildung noch größere Erfahrungen machen als in Modena.

In Modena befand ich mich eben im Momente einer großen Krise, durch welche die Stadt an Bedeutung ver-

lieren sollte. Farini wurde zum Diktator auch der Legationen ernannt und begab sich nach Bologna; mit ihm manche seiner erprobtesten Stützen und Arbeiter. Ferner wollten, nachdem Italien den Völkern Europas der Garantien genug gegeben, die Turiner Politiker, welche Cavour ersetzten, auch der Diplomatie Garantien geben, um sich so bescheiden als möglich dem Kongresse zu unterwerfen. Die Bürgertugenden, die Mittelitalien bewiesen, schienen nicht hinreichend; um würdig vor dem Kongresse zu erscheinen, mußte es gut altpedantisch einregimentirt, bureaukratisirt auftreten; trotz der unläugbaren Revolution, die vor sich gegangen, sollte Revolution so viel als möglich geläugnet und mußten alle revolutionären Kräfte, wie sehr sie sich auch unterordneten und verläugneten, entfernt werden. General Fanti, Oberbefehlshaber der Truppen Mittelitaliens, der mit Turin in engster Verbindung stand, begann die Operation, um dem Regenten, Carignan, der Mittelitalien repräsentiren sollte, ein monarchisch wohlgeordnetes, gescheuertes Land zu übergeben. Er fing es im Kleinen an, indem er diejenigen Männer, die sich für Italien geschlagen und daher noch Grade in der Armee hatten, auch die entschiedensten von Gesinnung waren, von ihren Posten weg in ihre Garnisonen kommandirte. So wurde Frapolli, der sich im zeitweiligen Kriegsministerium die größten Verdienste um die Organisation der Armee erwarb und in dieser Armee seiner Vorsorge wegen und als tapferer Soldat beliebt war, so wurden viele andere entfernt, um später einen größeren entfernen zu können. Modena wurde stiller, auch etwas verstimmt; das Centrum war nach Bologna verlegt, wo nun Farini und Garibaldi waren. Ich ging nach Bologna: in neue Ereignisse, in eine neue Welt.

Ich glaubte in Parma und Modena im Lande der Revolution zu sein; ich hatte mich geirrt. Ein Blick auf Bologna und auf das Land, das ich bis dahin durchzog, sagte mir, daß die Legationen die eigentliche Revolution beherbergten. Garibaldi sagte mir in Turin: ein schlimmeres 1793 steht hinter uns; wir halten es auf; ohne uns würden alle Priester niedergemacht; die Wuth des Volkes gegen die Priesterherrschaft ist ungeheuer. Nach eintägigem Aufenthalte in Bologna glaubte ich ihm ganz, denn ich fühlte es, ich las es aus allen Augen, ich sah es an der ganzen Haltung der Bevölkerung, daß man hier zum Aeußersten entschlossen, daß hier ein seit Jahrzehnten koncentrirter Haß zum Ausbruch kommen könnte. Die Freiwilligen, die sich in dieser Atmosphäre sammelten und Bologna und Rimini in Kriegslager verwandelten, waren bald von der Stimmung des Volkes angesteckt; waffenlos, wie sie zum Theil noch waren, hätten sie sich in einem Knäul mit dem Volke über Ancona, über die Marken, über den ganzen Kirchenstaat und Rom hingewälzt und Alles auf ihrem Wege erdrückt, immer anwachsend wie eine Lawine, wenn Garibaldi nur ein Wort gesprochen hätte. Er sprach dieses Wort nicht, weil er sich der sardinischen Politik versprochen hatte, er gab im Gegentheil das Beispiel der Unterordnung unter Fanti, während dieser an seiner Entfernung arbeitete und das ganze Volk ahmte sein Beispiel nach. Bei jener furchtbarsten Stimmung, die nach einer That lechzte, blieb es in den Legationen so ruhig, wie in Mailand und Modena und konnte Farini seine bürgerliche Organisation beginnen und fortsetzen, wie in friedlichsten Zeiten. Ja, diese Stimmung selbst unterstützte ihn, denn da man sich die That versagen mußte, nahm man mit Freude die Dekrete auf

und half zu ihrer Ausführung, weil sie das verrottete Staatsgebäude des verhaßten Feindes untergruben. Alltäglich erschienen neue Dekrete und das Volk las sie und weidete sich an der Enthüllung uralter Infamien, welche ihre „Erwägungen" enthielten. In der That waren diese Dekrete ein fortgesetzter und lehrreicher Kursus über kirchliche Regierungskunst. Diesen Dekreten folgte die Veröffentlichung der offiziellen Korrespondenzen der Cardinalminister und Cardinallegaten, aus denen hervorging, daß die Herrscher des Kirchenstaates sich bei der ungeheuren Majorität des Volkes verhaßt wußten und die den Eindruck, daß man hier ein von Empörung erfülltes Volk vor sich habe, offiziell bestätigten. Auf das Volk wirkten diese Dokumente in so ferne beruhigend, als es sich sagte, Europa könne unmöglich die Legationen zur Rückkehr unter die Herrschaft des Papstes zwingen wollen, da das Papstthum in diesen Dokumenten sich selbst als verhaßt und als alle Reformen von sich weisend darstelle. Naives Volk!

Uebrigens bedurfte das Volk im Ganzen dieser Beruhigung nicht; in seiner Ueberzeugung war es ausgemacht daß jede Restauration wie jede Reform eine Unmöglichkeit sei, wie es in jedem unbefangenen Beobachter ausgemacht war, daß, wenn trotz dieser Ueberzeugung in Folge überlegener Kräfte eine Restauration versucht und durchgeführt werde, die Revolution in Italien und mit ihm in ganz Europa ein unbestimmbar langes Leben erhalte. Unter diesen Umständen und beim Anblicke der Spuren, welche die päpstliche Herrschaft zurückgelassen, konnte man zu den Nachrichten von den beginnenden katholischen Agitationen zu Gunsten der weltlichen Regierung des Papstes nur lächeln. Sie haben gut reden und Adressen unterschreiben, diese Gläubigen, sehr Gläubigen, an Rhein und Donau,

an Loire und Boyne; ihnen ist es leicht, ihre Frömmigkeit mit dem Blute, mit der Freiheit, mit allem Schönsten und Besten Anderer auszulösen, Anderer Geist und Leben als Opfer auf den Altar ihres Hohenpriesters niederzulegen. Man verpflanze sie nur für zehn Jahre in die Legationen und wir wollen sehen, ob dann nicht wieder fern wohnende Gläubige gegen sie solche Adressen unterschreiben werden, wie sie sie jetzt gegen die Romagnolen unterzeichnen.

Um aber zu den Bolognesen zurückzukehren, muß man gestehen, daß der Anblick dieses revolutionär-ruhigen Volkes nichts Erquickliches hatte, wenig Schönes, wenig Erhebendes. Der Geist, gegen den es gewaffnet stand, warf seinen Reflex auf seine Feinde; die düstere Atmosphäre herzloser Priesterlichkeit schien noch auf Alles zu drücken. Wie schön in ihre Mäntel drapirt diese Männer auf dem Marktplatze standen, durch die langen Arkaden wandelten, ihr Blick voll Haß, voll Bitterkeit, ihr Schweigen, ihr Lauern machte sie unheimlich. Aufschwung, Begeisterung machte sich in diesem Auflehnen gegen kirchliche Gewalt nicht geltend; der schleichende Feind, der dieses Land seit Jahrhunderten unterdrückte, hatte sich einen schleichenden Widersacher erzogen. Diese Revolution sah nicht wie ein schönes, siegendes, mit Fahne und gezogenem Schwert vorwärtsschreitendes Weib aus, sondern wie ein Mann, der mit einem Dolche unter dem Mantel durch die Gasse schleicht. Spanische Städte, die sich für die Inquisition schlugen, mögen so ausgesehen haben, wie diese Stadt, die sich gegen die Inquisition waffnete. Es war düster in Bologna; die Schatten einer jahrhundertlangen Nacht lagen noch auf allen diesen erwachenden Seelen, die schweren Träume wirkten nach. Wollte man Begeisterung, Aufschwung,

schöne Regungen, Heiterkeit vor der Schlacht, mußte man zu den Freiwilligen gehen, die aus allen Theilen Italiens, besonders aus Venetien, herbeiströmten und die auch die jungen Romagnolen, die sich ihnen anschlossen, aufweckten und ermunterten. Diese stachen sonderbar ab von den revolutionären Bolognesen und von unzähligen Mönchen, die unter dem Schutze bürgerlicher Ordnung ecclesiastisch lächelnd oder mit dem weißen Bettelsacke auf dunkler Kutte nach wie vor die Gassen durchschritten.

Die Verkörperung der schönen Revolution, der Begeisterung, sah man in ihrem Hauptquartier, im Palaste Aldobrandi, den Garibaldi mit seinem Stabe und seinen Freunden bewohnte. Dieser Punkt ist eben so charakteristisch als es uns der Palast von Modena gewesen. Garibaldi ist eben so ein Typus, wie Farini, denn Charaktere wie er sind Pflanzen, die nur in Familien wachsen, wenn sie auch ein höheres Wachsthum erreichen als ihre Familienbrüder. Sie ragen nur hervor und aus weiter Ferne mag man an ihnen erkennen, welche ihre Umgebung ist und kann man aus ihrem Dasein schließen, auf welchem Boden sie wachsen und welche Eigenschaften Tausende mit ihnen gemein haben. Es giebt nur Bevorzugungen in einem Volke, nicht Ausnahmen. Garibaldi ist keine Ausnahme in seinem Volke und in der jetzigen Bewegung; sein Muth, seine Hingebung, seine Entschlossenheit, Freiheitsliebe, seine unauslöschbare Begeisterung, seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit finden sich in einem großen und im schönsten Theile der Nation. Seine unerhörte Popularität ist nur eine Folge des allgemeinen Verständnisses solchen Charakters und der Wahlverwandtschaft; seine Gewalt besteht in dem Familiengefühle, das Tausende mit ihm verbindet. Es ist Kurzsichtigkeit oder Bös=

willigkeit, die, gezwungen Garibaldi's edle Erscheinung anzuerkennen, bei Beurtheilung des italienischen Volkes sagt: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Es giebt aber nie nur Eine Schwalbe; die Schwalben kommen immer in Schaaren. An Garibaldi kann man die vorzugsweisen schönen, ich möchte sagen, die ästhetisch-schönen Eigenschaften der jetzigen Bewegung nur am besten beobachten, weil sie alle in ihm vereinigt und in einem großen Maaßstab gezeichnet sind, wie man an Farini u. A. die sogenannten praktischen, politischen Eigenschaften studiren kann, die durch ihren Nutzen ihren Werth erhalten.

Ich habe Garibaldi schon in Turin gesprochen und ich glaube ihn nach dem ersten Gespräche so gut gekannt zu haben, wie nach dem längerem Umgange in Bologna. Schon seine äußere Erscheinung reicht hin, ihn zu kennzeichnen und für immer ein Charakterbild in die Seele zu prägen; und man glaubt dem ersten Eindrucke, weil aus Blick, Ton der Stimme, Haltung und Geberde nur Wahrheit spricht; da ist nichts Gemachtes, nichts Arrangirtes; an dem Manne, der seit zehn Jahren auf der Weltbühne steht, nichts was an eine Rolle erinnert. Er giebt sich mit vollkommenster Unbefangenheit und, überzeugt von seinem Rechte, möchte er es vor der ganzen Welt proklamiren und die Mittel, die er zu dessen Verwirklichung nothwendig hält, jedem bekannt machen. Er würde mit dem Kaiser von Oesterreich und dem Papst mit derselben Offenherzigkeit von den Zwecken seines Lebens sprechen, wie mit dem Republikaner. Er kann es, denn er denkt nicht an sich, wie er sein vergißt, wenn er, immer der Erste, dem Feinde entgegenreitet; er denkt nur an Italien, nicht an seinen Ruhm, nicht an Reichthümer und Stellen. Seine ganze Persönlichkeit ist in der Liebe zu Italien auf-

gegangen; seines Landes Ruhm, Freiheit, Wohlfahrt sind ihm Alles. Er, der Jedermann wie eine fertige, in sich abgeschlossene Gestalt erscheinen muß, von der man nicht ein Atom entfernen kann, ohne die allgemeine Harmonie der Erscheinung zu stören, mag sich selbst am wenigsten als eine Persönlichkeit vorkommen, da er aller persönlichen Zwecke so sehr entäußert ist. Italien sei heute frei und er wird auf seiner Insel verschwinden, wie eine Fahne, die ihre Dienste gethan. Seit langer Zeit hat die Welt keinen Helden hervorgebracht, der mit seiner Idee so eins gewesen, wie Garibaldi. Das weiß man, darum ist er so geliebt, wie die Idee selbst, die der Nation wieder Seele und Leben geben soll, darum ist er mehr geliebt, als alle Anderen, die dem Lande Erfolge und Fortschritte erringen. Ihnen ist man dankbar für den momentanen Sieg, der dem Feinde einen Vortheil, ein Stück der Heimath entreißt; in Garibaldi sieht man den ganzen Sieg, das ganze Glück, das die Zukunft bringen soll dem ganzen Lande. Seine Popularität ist beispiellos; die Liebe seiner Umgebung zu ihm leidenschaftlich, eifersüchtig. Man weiß aus Geschichte und Mythe, daß die erhabensten Helden, Lehrer und Erlöser ihre Judasse gefunden; doch scheint es unmöglich, daß in der Nähe Garibaldi's ein Verräther aufwachsen könne. Was in seine Atmosphäre kommt — und diese erstreckt sich über das Heer und tief in's Volk hinein — wird Garibaldisch oder ist es schon, denn, wie gesagt, die schönen menschlichen und patriotischen Tugenden sind über das Land ausgestreut und haben sich seit 1848 zu einer reichen Blüthe entfaltet. Ich könnte Viele nennen, die ihm in nichts nachstehen, wo es sich um Vaterlandsliebe, um Muth, Hingebung, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit des ganzen Wesens handelt; aber sie ge-

hören nicht so der Oeffentlichkeit wie Garibaldi. Solche Menschen, solche Charaktere sind Symptome der Auferstehung, aus ihrem Dasein lassen sich mit größerem Rechte Schlußfolgerungen ziehen als aus der Süßigkeit Bellinischer Musik, wie es Herr Riehl in München thut. Dieser, nachdem er willkürlich Bellini zum Compositeur der Auferstehung Italiens macht, schließt daraus, daß diese Auferstehung keine Auferstehung sein könne. O Herr Riehl! Wenn einst ein künftiger Kulturhistoriker Riehl, den Compositeur Riehl, zum Tambour-Major unserer deutschen Auferstehung macht, welche Schlüsse wird er daraus ziehen? Daß der Auferstandene sich nun wieder begraben lasse! So wird Beschränktheit unwillkürliche Perfidie. Warum soll ein Musiker, und gerade ein etwas süßlicher Musiker, der Vertreter einer Volksauferstehung sein? seit wann hat man vorzugsweise Musikern diese Vertretung zugedacht und nicht z. B. konkreteren Dichtern? Und warum denkt Herr Riehl nicht an den gewaltigen Dichter Giusti, der aus dem innersten Herzen der Nation heraus gesungen und zwar mit gewaltiger Kraft wie wenige nationale Dichter! Herr Riehl ist zu entschuldigen; er weiß wohl nichts von Giusti und versteht einen Garibaldi nicht, der gegen ein Mittelalter zu Felde zieht, das Herr Riehl, der Kulturhistoriker, so sehr liebt und so gerne wieder herstellen möchte.

Ist es nicht erstaunlich, wie Menschen, die vielleicht nicht fähig sind einem Individuum ungerechterweise das geringste Böse nachzusagen, mit größtem Leichtsinn eine ganze Nation verleumden, oder herabsetzen, oder auf unberechtigte und willkürliche Symptome hin zur Befestigung alter Vorurtheile beitragen? Und ist es nicht erstaunlich, daß das bei uns universellen Deutschen so oft vorkommt?

Doch wir haben es nicht mit Kulturhistorikern zu thun, sondern mit der lebendigen Geschichte selbst, die wahres spricht und Anderes lehrt, als jenes freche Absprechen, das germanisch sein soll und so ungermanisch ist, eben weil es frech ist und weil es den weltbegreifenden germanischen Geist verleugnet und höhnisch-dumm vor dem Schönsten der Fremde stehen bleibt. Es ist begreiflich, daß man sich in gewissen Gegenden Deutschlands erinnerte, Oesterreich sei deutsch, deutsche Ehre sei in Italien verpfändet und was dergl. mehr sei, ist es aber darum unausweichlich nothwendig, den Feind zu verleumden, seine augenscheinlichsten Tugenden, seine besten Thaten, seine besten Menschen anzuschwärzen? Selbst die Klugheit verwirft solches Verhalten. Die beste Politik ist die des Dichters, der den Feind seines Helden hebt und seine Tugenden anerkennt, um seinen Helden desto größer erscheinen zu lassen. Homer stellt seinem Achilles einen Hektor entgegen und Milton macht selbst den Satan zu einem schönen und gewaltigen Helden.

Zu den größten Freunden Garibaldi's gehört Victor Emanuel; der tapfere König bewundert den tapferen Patrioten und da dieser sich der national-politischen Idee Manin's angeschlossen, hat der König das größte Vertrauen in dem Republikaner, wohl wissend, daß es ihm dieser ankündigen würde, sobald er für die Republik in Italien auftreten wollte. Aber der König Victor Emanuel ist nicht die Monarchie und nicht die monarchische Diplomatie Europa's Die Monarchie saß im Turiner Ministerium in Gestalt der beiden Generale Lamarmora und Dabormida und war in Mittelitalien durch den Oberkommandanten General Fanti vertreten. Der Monarchie graute es vor der Bundesgenossin, der Demokratie, nach-

dem sie ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte; der büreaukratischen Monarchie vor dem Geiste freiwilliger Soldaten, die für eine bewußte Sache bewußt kämpfen wollten. Die regelrechten, aus Militärschulen hervorgegangenen und auf dem Exerzierplatz erzogenen Generäle fühlen sich nicht wohl neben einem General wie Garibaldi, der den Volksgeist anerkannte, auch den freiwilligen Muth seiner Soldaten und die begeisternde Idee gelten ließ und vielleicht höher stellte als irgend eine taktische Bewegung. Piemontesischerseits hatte man bereits das Schwert bis über den Griff in die Scheide gestoßen und die Ordnung der italienischen Angelegenheiten ganz der Feder und der Diplomatie überlassen; man zitterte vor dem Gedanken, daß in Mittelitalien ein Inzidenzfall geschaffen würde, der neue Verwicklungen herbeiführen und die Verhandlungen, die so schön im Gange waren, stören könnte. Und man hatte Recht zu zittern. Der ganze Kirchenstaat war in fieberischer Aufregung; Ancona bereitete sich auf seinen Fall wie auf ein Fest vor: von allen Seiten rief und erwartete man die Befreier. Hätte man sich an den Grenzen von Rimini zu schlagen angefangen, die italienischen Freiheitstruppen hätten nicht müssig zusehen dürfen. Der ganze Kirchenstaat wäre in drei Tagen befreit gewesen. Dies konnte die Turiner Politik kompromittiren und die Diplomatie verstimmen. Man mußte Garantie haben und geben und da man Letzteres mit den eigenen politischen und persönlichen Wünschen vereinigen konnte, war der Fall Garibaldi's beschlossen. In dem Augenblicke, da er wie ein Feuer erobernd über die Halbinsel ziehen konnte — konnte, nicht wollte, da er sich dem König verpflichtet hatte — wurde er nach Turin berufen und gab oder vielmehr bekam seine Entlassung. Er wich den Bitten und Vorstellungen,

die allerdings mit der Politik übereinstimmten, auf die er einmal eingegangen war und kümmerte sich wenig um die persönlichen Kleinlichkeiten, welche die Herbeiführung dieser Katastrophe erleichterten und förderten. Es that ihm auch weh, seine Armee zu verlassen; den Posten auf dem er unthätig hätte stehen müssen, gab er gerne auf.

Die Entlassung oder der Rücktritt Garibaldi's — denn es war Beides — bildet einen der schwierigsten Momente in der Epoche Italiens. Das Land wollte sich rüsten und trotz allem Vertrauen in das organisatorische Talent des gebildeten und erfahrenen Fanti, der nun Mittelitalien allein bewaffnen sollte, kam man sich ohne Garibaldi entwaffnet vor. Dazu kam, daß eben die Regentschaft des Prinzen Carignan, die provisorische Einigung, durch Frankreichs Widerspruch gegen dieselbe vereitelt wurde. Man sah sich fremden Einflüssen preisgegeben, der Diplomatie, von der man nichts hoffte, überantwortet und der Mann, der das ganze Volk als einen Damm selbst gegen vollendete ungünstige Thatsachen wie gegen laufende Gefahren betrachtete, war beseitigt. Es war die große Probe zu bestehen, ob Italien wirklich so politischen Sinn habe, wie es nun seit Monaten gezeigt, ob es sich selbst bei so tief gehender Erschütterung des Vertrauens in Menschen und Verhältnisse, nicht auch im Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Zukunft werde erschüttern lassen; ob es den einmal eingeschlagenen Weg weitergehen oder unkonsequent auf einen andern überspringen werde? Es hat die Probe auf großartige Weise bestanden; aber daß es sie bestanden, ist mehr den Garibaldisten als allen andern Partheien zu danken.

Anfangs war die Nachricht nur der Regierung und einigen Eingeweihten bekannt; Niemand wagte sie dem Publikum ruchbar zu machen und es war in der That

Gefahr dabei, die Thatsache anzukündigen. Es hätte sie Niemand geglaubt, der Bote wäre für einen Lügner gehalten worden, für einen Aufwiegler, der nur Zwietracht säen will. Selbst der Monitore ließ mehre Tage verstreichen, ohne das wichtige Ereigniß mit einem Worte zu erwähnen. Die intimsten Freunde Garibaldi's, die bereit gewesen wären die Welt dieses Ereignisses wegen aufzuwühlen, schwiegen und verhielten sich in aller Stille, aus Furcht vor dem Unberechenbaren, das auf diese Nachricht bei diesem Volke folgen konnte. Endlich ging ein Gerücht durch die Stadt; es wirkte nicht, weil man es belächelte, es verbreitete aber doch einige Besorgniß und die Stimmung wurde unheimlich. Die ganze Nacht hindurch schlichen stumme Gruppen um den dunklen Palast Garibaldi's und sahen fragend die stummen Mauern, das geschlossene Thor, die schwarzen Fenster an. Die Schildwache selbst hatte sich in den inneren Thorweg hinter das geschlossene Thor zurückgezogen. Ein Wort in diese Gruppen geworfen und der Aufstand loderte lichterloh und die ganze Geschichte Italiens nahm eine andere Wendung — vielleicht eine glücklichere, jedenfalls eine selbständigere und großartigere. Aber die Freunde Garibaldi's hatten indessen Zeit gewonnen zur Berathung und zur Verhinderung von Feindseligkeiten gegen die Regierung; man hatte sich erholt, man hatte sich damit getröstet, daß der Rücktritt des Generals nur eine diplomatische, momentane Konzession sei, daß er immer wieder auftreten müsse, wenn die Bewegung vorwärts gehe, man unterdrückte alle persönlichen Gefühle, die wohlwollenden für Garibaldi, die feindlichen gegen Fanti, die verstimmten gegen Farini: man beschloß Ruhe und die ganze ungeheure Gährung, die endlich, da kein Zweifel mehr war, im Volke entstand, konnte auf eine kleine

Demonstration vor dem Palazzo del Governatore beschränkt werden. Dies dankt Italien den Garibaldisten.

Wir wollen nicht untersuchen, ob es für Italien besser gewesen wäre, wenn es in diesem kochenden Momente die Waffen ergriffen und gegen innere und äußere Feinde, wie gegen seinen Alliirten einen gewaltigen Unabhängigkeitskrieg begonnen hätte; wir wollen nur feststellen, daß auch in solchen Momenten, selbst ein Volk wie das von Bologna, sich zu fassen und zur Ausdauer zu entschließen verstanden und daß sich Italien in den Tagen, die dem 17. November folgten, ein Zeugniß der Furchtbarkeit ausgestellt, den Feinden seiner Zukunft eine Warnung gegeben.

Die Geschichte war nun in Bologna auf den alten, von Papst- und Kaiserbildern angefüllten Palast del Governatore beschränkt; sie saß diskutirend im Kabinette Farini's, oder finanzielle Zahlen schreibend in der Kanzelei des Marchese Pepoli, des Vetters Louis Napoleons; sie stieg nicht groß und würdig die breiten Treppen Bramante's hinauf und es war Zeit Bologna zu verlassen und die Reise nach Rimini, der letzten Gränze der Revolution, die nicht mehr ausgedehnt werden sollte, aufzugeben.

Ich ging über die Apenninen, ich fuhr eine Nacht durch; am nächsten Tage erwachte ich in einer anderen Welt. Ist zwischen Bologna und Florenz noch immer ein Unterschied wie zwischen Gallien und Etrurien?

Vom rauhen Apennin hinab ins Thal des Arno fährt man durch eine unendliche Zahl der herrlichsten Landhäuser, in die sich die Glücklichen der Erde zurückziehen; Alles ringsum lacht und blüht. Das Arnothal mit Florenz im Schooße ist unbeschreiblich und dem trunkenen Auge unerschöpflich. Man fährt durch das Thor San Gallo, das mit Fresken von Ghirlandajo geschmückt ist, dann an Pa-

lästen vorbei, vorbei am Battisterio mit den Thoren Ghibertis und Bolognas, am Dome Arnolphos und Bruneleschis, am Campanile Giottos, an Or San Michele mit Orgagna und Donatello und hält auf der Piazza del Granduca, jetzt Piazza del popolo, vor dem mährchenhaften Palazzo Vecchio, vor dem Ideal der Baukunst der Loggia Orgagna's, vor den Antiken, vor den Werken Michel Angelo's, Cellini's, Donatello's, Bologna's, wohin man blickt, vor den Uffizien Vasari's mit ihren unsagbaren Reichthümern: auf diesem wunderbarsten aller Plätze ein Volk voll Milde und Güte, das herbeieilt, um gefällig zu sein, um sich hülfreich zu zeigen, das den Fremden in einer melodischen, edlen Sprache anredet, die ihn an die edelsten Dichter alter Zeiten erinnert. Wo ist die Revolution? wo ist die Aufregung? wo sind all die Symptome einer politisch unsicheren Zeit, einer Uebergangsepoche, die fast überall beunruhigt, erhitzt, Besorgniß erregt? Man sieht sich näher um, man bleibt nicht in den Straßen, man dringt in Häuser und Familien, man spricht mit Volk und Politikern — von all dem keine Spur; der erste Eindruck war der wahre, man befindet sich bei einem milden Volke von Künstlern, in einem ruhevollen, friedfertigen Lande.

Ihr Revolutionstag im sonnigen April ist wie ein Fest abgelaufen und die festliche Stimmung ist in den Gemüthern geblieben. Jedermann erzählt mit Genugthuung von dem Tage, wie da Alles so schön gewesen und wie die Sache so heiter abgemacht worden. Das Volk versammelte sich und wollte eine nationale Politik vom Großherzog; der Großherzog ging auf den Willen des Volkes nicht ein und wollte Florenz bombardiren lassen. Aber findet sich ein Toskaner, der auf Florenz eine Kugel abfeuern könnte? Er fand sich nicht und die lothringische

Familie, die das nur durch die Thatsache begreifen konnte, reiste ab. Sie fuhr durch ein ungeheures Volksgedränge, das vor dem entthronten Fürsten, dessen Gattin weinte, den Hut abnahm; als die fliehenden so weit waren, daß sie nicht mehr hören konnten, flogen die abgenommenen Hüte und Mützen in die Luft und erhob sich der Ruf: Es lebe Italien! So rücksichtsvoll war das Volk dem fliehenden Feinde gegenüber. Einige hiesige Offiziere begleiteten den Flüchtling bis an die Grenze. Dort verlangte er seinen Begleitern die Hände zu drücken und sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Begleitung, aber ich muß mein Bedauern aussprechen, daß es in Toskana nie eine treue Armee geben werde.“ Ein Oberst antwortete: „Kaiserliche Hoheit, Toskana wird eine treue Armee haben, sobald es einen italienischen Fürsten haben wird.“ — Der Großherzog zuckte die Achsel und fuhr weiter, die Offiziere ritten nach Florenz zurück, das sich indessen mit dreifarbigen Fahnen geschmückt hatte. Das war die ganze Revolution und von jenem Tage an war die Ordnung nicht einen Augenblick gestört, die Stimmung nicht einen Moment getrübt. Anfangs saß eine provisorische, dann eine definitive Regierung; darauf kam es nicht an; das Volk braucht kaum eine Regierung, höchstens eine Administration, die die Steuer erhebe und sie verwende.

Der Fremde, besonders wenn er von den kochenden Legationen kommt, kann sich Anfangs von seinem Erstaunen nicht erholen; ja er ist empört über diese Ruhe, über diese festliche Glückseligkeit mitten in einer so bewegten Zeit, in der sich's um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, in der alle Leidenschaften, selbst Haß, Mißtrauen, Argwohn nicht nur berechtigt, sondern selbst als Pflicht erscheinen.

Er sucht das alte Florenz, das er aus der Geschichte kennt, mit seinen gewaltigen Kämpfen, mit seinen Parteien, mit seinen Dolchen und Schwertern und Proskriptionen, mit seinen Macchiavellis und Guicciardinis, das Florenz, das an den Straßenecken, an die Pazzi, Albizzi, an Dante erinnert — er findet es nicht: er findet im Gegentheil — nach längerer Bekanntschaft und dann nicht mehr empört — eine Stadt, von der er glaubt, daß sie ohne alle Politik, ohne jede Regierung und ohne alle Revolutionen bestehen könnte, denn sie ist vom sanftesten, wohlwollendsten, gebildetsten Volke bewohnt. Sieht er sich näher um, überzeugt er sich, daß er in der That in demselben alten Toskana lebt, das er anfangs vergebens suchte, in demselben Toskana, nur anders geworden; in einem Toskana, das nur die Folge des Alten ist.

In Parma, der ersten italienischen Stadt, die dem Fremden mit auf ihrem Boden gewachsenen herrlichen Kunstwerken, mit großartigen Architekturen und schönsten Bildern — den schönsten Correggios — entgegentritt, fällt es dem Beschauer nicht ein, Jetzt und Einst in irgend welche geistige Verbindung zu bringen, eben so wenig in Bologna, das mit einer unerhörten Anzahl von Kunstwerken geschmückt ist, obwohl die meisten Produkte der Bologneser Schule eine Düsterheit zur Schau tragen, die sehr wohl an Geist und Stimmung der heutigen Bewohner erinnern. In Parma und Bologna sieht man immer den Abgrund, der zwischen jenen Kulturzeiten und dem heutigen Tage klafft; in Florenz im Gegentheil überall die Kontinuirlichkeit des civilisatorischen Wesens. Darf man über Bildung und Milde eines Volkes erstaunen, bei dem die Civilisation nie ausgestorben, bei dem sie vor historischen Zeiten beginnt und in den traurigsten Epochen der modernen

Geschichte so zu sagen unterirdisch, ungesehen, unmerklich fortwirkt? Civilisationsadel ist kein leerer Wahn. Auf diesem Boden blühte eine mysteriöse Bildung in Zeiten, die uns noch heute ein Geheimniß sind; sie breitete sich über Rom aus, das sie eroberte und kehrte durch griechische Anmuth und römische Kraft bereichert von da zurück. Unenträthselte Monumente sagen doch so viel, daß sie hier fortlebte, während Barbarei des Verfalls, des neuen Germanenthums und des neuen Christenthums den Rest der Welt bedeckte; und während die ascetische Kirche noch über den Erdkreis ihre dunklen Schatten warf, im tiefsten Mittelalter, zeugen auf toskanischem Boden die Werke Cimabue's, Giotto's, der Pisani, Gaddi, Orgagna, Dante von einer lichtvollen Bildung, die mitten in der Nacht den einzigen Flecken der Erde, Toskana mit beinahe hellenisch-klarem Lichte beleuchtet. Und nun durch drei überall sonst barbarische Jahrhunderte hindurch, über Brunelleschi hinweg, über Fra Angelico, von Fiesole, dem seraphischen Verklärer düsteren Christenthums, bis in die allgemeine Entfaltung aller schönsten menschlichen Schöpferkraft, die in der Weltgeschichte ohne Gleichen ist. Aber es frommt nicht, die Geschichte Toskanas zu erklären. Die Kenntniß seiner vielfachen Thaten und Kämpfe kann das Bild nur verwirren und trüben; man muß die Werke sehen, die aus dieser Geschichte hervorgewachsen, die Monumente von Florenz, Pisa u. A., um sich zu überzeugen, daß hier Licht war, helles Licht wie in diesen Tempeln, während der Rest der Welt in Byzantinismus und Gothik, das ist in Ascetik und Dämmerung stak. Die fremde Eroberung, das Papstthum, die Monarchie haben die männliche Schöpferkraft gebrochen; aber die Geschichte und ihre Produkte waren nicht verloren. Mit weiblichem Sinne ließ der

Toskaner die Werke seiner männlichen Zeit auf sich wirken; in Mitte der herrlichsten Kunstwerke lebend, die aus seinem eigenen Genius hervorgegangen, verstand er sie und ließ er sich von ihnen erziehen, wie von den anderen Traditionen seiner Kultur. Unbewußt, stille stand er mit allen Wurzeln in einer uralten Bildung und jetzt, da er wieder am Tageslicht erscheint, staunen wir, ein mildes, höchst civilisirtes Volk vor uns zu haben, dem Fürsten nnd Priester die Bücher genommen, das aber in seinen Straßen und in den Erinnerungen alter Zeiten las.

Wie viele Länder und Städte ein vielerfahrener Ulysses gesehen, wie vielfache Sitte er erforscht haben möge, er hat nichts gesehen und erforscht, was sich mit diesem Lande, mit Sitte und Charakter dieses Volkes vergleichen ließe. Ein Statistiker wird berechnen, wie viele Toskaner nicht schreiben und lesen können und daraus den Schluß ziehen, daß Toskana ein ungebildetes Land sei; aber diese hergebrachten Kriterien der Bildung hören hier auf und der Statistiker wird ungerecht sein. Das Volk kann nicht lesen, aber es hat edlere Formen, es ist besser, milder, künstlerischer, anmuthiger als irgend eine aus Schulen hervorgegangene Nation. Der Tourist, der die Gesellschaft von Florenz kennen lernt, wird sagen, daß die Florentiner Müssiggänger sind und er hat Recht, da er eben von dieser eleganten Gesellschaft spricht, die zu den verächtlichsten aller Städte gehört. Jene verderbte Welt, die wir aus Parini's Satyren kennen und die die Monarchie erzogen, ist nicht ganz aus der neuen Zeit verschwunden. Florenz ist in vieler Beziehung ein großartiges Baden-Baden; das elegante Gesindel aller civili-

sirten und uncivilisirten Länder, die Müssiggänger und Abenteurer Englands, Frankreichs, Deutschlands, Rußlands, Polens, der Wallachei &c. versammeln sich hier und vermischen sich in Florenz mit den Sprößlingen des alten Cicisbeats. Es giebt nirgends leerere Stutzer und frivolere Weltdamen als am Arno. Aber diese sind nur ein Rest der Welt, welche die Zustände unter den letzten Medicis und den Lothringern geschaffen; Produkte historischen und systematischen Verderbnisses, Folgen einer monarchischen Politik, die nichts so sehr fürchtete, als das Heranwachsen bürgerlicher Tugenden und nichts so sehr begünstigte, wie Verflachung, persönliche Eitelkeit, äußerlichste Genüsse, Frivolität, lakaienhafte Gemeinheit. Daß trotz dieser Zustände das Land sich so erheben konnte, wie es gethan, daß selbst aus dieser Gesellschaft heraus mit einem Male sich große Beispiele schönster Bügertugend geltend machten, das ist es gerade, was Toskana als ein zukunftfähiges Land erscheinen läßt. Wie viele dieser leeren Stutzer verwandelten sich, als die Zeit kam, schon im Jahre 1848, plötzlich in begeisterte Jünglinge, die sich mit Heldenmuth ihrem Capua entrissen und den Beschwerden des Krieges und den Gefahren des Todes entgegeneilten. Bei Curtatone und in letzter Zeit bei Magenta und Solferino standen junge Männer, die Hunderttausend Lire jährlich zu verzehren haben, als gemeine Soldaten in Reihe und Glied; daß viele andere in der neuen toskanischen Armee nicht dazu kamen, für das Vaterland Blut und Leben zu lassen, war die Schuld von Villafranca, nicht ihre. Andere, die vordem ihre Tage in den Boudoirs russischer Damen verzärtelten, sitzen seitdem in den Bureaus der neuen Regierung. Jene eitlen, leeren Weltdamen wurden

zum Theil uud schon seit 1848 zu römischen Matronen, die ihren ersten Sohn, dann den zweiten, dann den dritten in's Feld schickten, nachdem sie sich durch zehn Jahre aller Vergnügungen beraubten, um durch ihre Zurückgezogenheit mit in den Widerspruch gegen die bestehenden Verhältnisse einzustimmen. Die Patrizier, deren sich viele, wie die Aristokraten aller andern Länder, im Laufe zweier Jahrhunderte in Höflinge und Kammerherren verwandeln ließen, erinnerten sich, im Gegensatze zu der anderen Aristokratie Europas, bei der Erhebung ihres Vaterlandes zu einem menschenwürdigeren Dasein, ihrer Namen, die auf jedem Blatte der toskanischen Geschichte genannt sind, und wurden gute Bürger. Ob Aristokraten jemals wirkliche Freunde der Freiheit werden können, ist freilich auch hier die Frage, trotz dem Muthe, der Opferwilligkeit und Selbstverläugnung, welche die toskanischen gezeigt haben. Aber zur Zeit ist die aristokratische Idee in Italien eben so wie die kirchliche, ja selbst die politische vor der nationalen in den Hintergrund getreten. Uebrigens ist der florentinische Aristokrat, so weit ihn die Monarchie nicht verdorben, in Toskana, besonders in Florenz ein anderer; er ist mit der Geschichte des Volkes viel inniger und demokratischer verwachsen als sonst wo, und jedenfalls ist ihm eine vorbereitende Freiheitsbestimmung zugedacht, wie die Bestimmung der Männer dritten Standes vor und nach der Julirevolution gewesen.

Aber es giebt nicht bloß edle aus dem Charakter und der Geschichte stammende Instinkte; Toskana besitzt auch eine solide, tiefgehende, bewußte moderne Bildung. Was wir in Modena erfahren, wird uns hier durch bei weitem

zahlreichere Beispiele bestätigt. Gelehrsamkeit, Bildung, edler Geschmack treten nicht, wie im vorigen und siebenzehnten Jahrhundert als vereinzelte Erscheinungen auf; sie gehören bereits ganzen Klassen und Ständen. Die Zahl derjenigen, die sich durch historische, naturwissenschaftliche, literarische und künstlerische Bildung auszeichnen, ist erstaunlich groß und verwischt mehr als in anderen civilisirten Ländern Grenzen und Unterschied der Stände. Nirgends wie hier ist Wissen ein Adelstitel, der alle Thore öffnet und alle Wege ebnet. Die Besetzung der Stellen seit der Aprilrevolution hat das genugsam bewiesen. Der Salon des alten Vieusseux, des Freundes aller bedeutenden Menschen, die Italien seit vierzig Jahren hervorgebracht, ist einer der merkwürdigsten Vereinigungspunkte für Wissen und Talent, wie ihn nicht Berlin, nicht Rom aufzuweisen hat. Dorthin muß der Fremde gehen, um sich zu überzeugen, daß noch mehr als drei Hochschulen und daß mehr Akademien in Toskana mit würdigen Mitgliedern besetzt werden können. Die alte Stube, in der Colletta, die Pepe's, Giordano, Giusti, Caponi und so viele andere der ausgezeichnetsten Menschen dieses Jahrhunderts heimisch waren, sieht noch heute an jedem Sonnabend eine Gesellschaft, die nur die erweiterte und entfaltete Fortsetzung jener Zeit repräsentirt. Neben Michele Amari, Vanucci, Giudicci, Lambruschini und anderen Berühmtheiten erholen sich hier in dieser durchgeistigten Atmosphäre der Minister Ridolfi, der in seiner viermonatlichen Thätigkeit für den Unterricht mehr gethan, als die Lothringer in vier Menschenaltern, Ricasoli, Buoncampagni und andere öffentliche Charaktere, denen man es ansieht, daß sie sich für ihre Laufbahn nicht allein in Bureaus

ausgebildet haben, und versammelt sich eine strebsame Jugend, die sich solcher Vergangenheit und Gegenwart als vielversprechende Zukunft anschließt. Von der in Toskana herrschenden Bildung und Gelehrsamkeit würde schon eine Aufzählung aller der wissenschaftlichen Organe, die selbst unter dem Drucke, gegen den Willen der Regierung, gegründet wurden, einen großen Begriff geben, geschweige die plötzliche Entfaltung, die sich in der Freiheit überall ausbreitet. Aber solche Aufzählungen liegen außer dem Bereiche eines summarischen Berichtes; es muß die Versicherung genügen, daß man auf wenigen Punkten der Welt, auf so kleinem Raum, so viel Talent, Streben, Wissen und Patriotismus vereinigt findet, wie in Florenz, überhaupt in Toskana. Die alten Zustände, die Abtrennung von Europa, dann die Bescheidenheit und der Patriotismus dieser Männer, der sie bewog, sich im Innern zu koncentriren, daheim zu wirken und ihren Ruf nach Außen zu vernachlässigen, sind allein Schuld daran, daß sich Toskana in dieser Beziehung nicht eines größeren Ruhmes erfreut und daß der Fremde bei dem Schauspiele, das sich ihm hier bietet, fast beleidigend staunen muß.

Um aber vom Einzelnen wieder auf das Volk im Ganzen und zum Theil auf die gestürzte Regierung zurückzukommen, so ist die Antwort bezeichnend, die der Fremde auf die Frage erhält, warum man denn die Lothringer, die doch ziemlich milde regierten, weggejagt habe? Die Antwort verwandelt sich in die Frage: Und das Mittel, ein solches Volk hart zu regieren? In der That giebt es auf diese Gegenfrage keine Erwiderung. Die Weichheit und Nachgiebigkeit dieses Volkes macht jede

energische Unterdrückung unmöglich und würde jede härteste Tyrannei unscheinbar machen. Es giebt nach, es erträgt und es schreit nicht. Nur eine grausame, blutige Regierung, die an Grausamkeit und Blut eine zwecklose Freude hätte, könnte sich in Toskana bemerklich machen; jeder andere Druck geht geräuschlos vorüber, wie ein Druck auf ein weiches Kissen. Minister Landucci wußte das sehr wohl und in der Verzweiflung, die Aufmerksamkeit der europäischen Reaktion nicht erwecken zu können und in der Absicht, die heimische Reaktion nach 1849 auf lärmende Weise einzuleiten, einen Terrorismus als nothwendig erscheinen zu lassen, ließ er in Sta. Croce auf unschuldiges, betendes Volk von Weibern und Kindern schießen. Die Unterdrückung des Statutes über das Konkordat mit Rom, welches das alte freie, toskanische Kirchenrecht vernichtete, nur um den Papst für Oesterreich zu gewinnen nnd andere solche Willkürlichkeiten ließ sich das Volk ruhig gefallen, ohne sie jedoch zu vergessen. Es hätte sich noch mehr gefallen lassen, wenn nicht die Nationalität im Spiele gewesen wäre. Durch ihre österreichische Politik und durch hundert Einzelnheiten haben die Lothringer fortwährend daran erinnert, daß sie Fremde waren und daß Italien nichts von ihnen zu hoffen habe. Unglücklicherweise für sie thaten sie das noch im letzten entscheidenden Momente, indem sie Florenz wollten bombardiren lassen, eine Absicht, deren Barbarei selbst der Fremde nicht begreift und die den Florentinern ungeheuer erscheinen mußte. Ein Mensch, in dessen Blute nur ein italienischer Tropfen fließt, dessen Geist nur eines kleinstes civilisatorischen Momentes fähig ist, konnte dieser reizendsten und von Werken der Schönheit bevölkerten Stadt gegenüber unmöglich

einen Augenblick lang einen solchen Gedanken haben, und er war bei den Lothringern seit lange vorbereitet. Sie waren also diesem Volke als Feinde des Vaterlandes und als Barbaren doppelt fremd. *)

Aber wenn die Lothringer dem Volke fremd waren, so folgt daraus noch nicht, daß die neue Regierung dem Geiste Toskanas ganz und gar homogen und seiner würdig sei. Sie ist es nicht. Das Volk ist mehr werth als die jetzige Regierung und wenn aus dieser Ungleichheit des Werthes bisher kein Antagonismus hervorgegangen, so ist

---

*) Das Faktum, daß Großherzog und Sohn Florenz wollten bombardiren lassen, das so vielfach bestritten wurde, steht heute außer allem Zweifel. Die Schülerinnen im Mädcheninstitut der Großherzogin wurden auf das Bombardement vorbereitet. Man sagte ihnen, sie sollten nicht erschrecken, wenn sie vom Fort des Belvedere her Kanonendonner hören. Sie seien sicher, auf ihr Haus werde nicht geschossen werden. Uebrigens schieße man nur, um einen Sieg der Oesterreicher über die Franzosen zu feiern. — Aber offenbar erfunden ist folgende Anekdote. Ein toskanischer Hofmann des Großherzogs, der davon gehört hatte, daß Florenz beschossen werden sollte, kam zu diesem, um von der That abzurathen. „K. Hoheit,“ sagte er, „es wird sich kein Toskaner finden, der auf die Stadt Dante's feuere.“ — „Al Diavolo Dante!“ rief der Großherzog. — „Al Diavolo Dante?“ brummte der Toskaner, — „al Diavolo il Granduca,“ fügte er hinzu, indem er aus der Thüre ging, um nie wieder zu seinem Herrn zurückzukehren. — Diese Anekdote ist, wie gesagt, offenbar erfunden, aber sie beweist, für wie fremd man den Großherzog gehalten, denn kein Toskaner wäre fähig, selbst auf der Tortur nicht, „al Diavolo Dante“ zu sagen. Man kann auf Gott, die Madonna und alle Heiligen schimpfen; ein grobes Wort gegen Dante ist eine pure Unmöglichkeit. — Es giebt noch viele andere Anekdoten solchen Charakters.

das das Verdienst des Volkes, welches durch Widerspruch die Schwierigkeiten einer umgestaltenden Uebergangszeit nicht erhöhen will. Das Volk von Toskana hat durch neun Monate und zwar in den schwierigsten, aufgeregtesten Zeiten gezeigt, daß es eigentlich gar keiner Regierung bedarf, daß es ohne Regierung bestehen könnte, wie es ohne Fürsten besteht, mit einem Worte, daß es eigentlich ein vortreffliches, republikanisches Volk sei, das keinen andern Zügel braucht, als den es sich selbst anlegt. Und die Regierung, wie sie heute zusammengesetzt ist, besteht zum großen Theil aus doktrinären Männern. Doktrinär aber sind solche Menschen, die an Freiheit und Selbstbestimmung viel weniger glauben, als viele der ärgsten Absolutisten, die an Dergleichen oft nur nicht glauben wollen. Doktrinäre haben Dogmen, gefrorene Dogmen, die ihnen höher stehen, als alle Erfahrungen und als alle schönsten Eigenschaften, die je ein Volk manifestiren kann; nach diesen Dogmen handeln und denken sie in allen Verhältnissen, unter allen Klimaten. Es ist sonderbar: das Philisterthum, das sich seit Cicero's Zeiten niemals in der italienischen Geschichte geltend gemacht, es tritt heute in der Gestalt des Doktrinarismus auf, in der Gestalt jener Fledermaus, die nicht Maus, nicht Vogel ist, nicht geht und nicht fliegt und am liebsten in der Dämmerung erscheint. Italien dankt das dem Kontakt mit dem übrigen Europa, aus dessen Schule viele seiner Staatsmänner hervorgegangen; eine eingeborne Frucht ist der Doktrinarismus nicht. Der von Toskana zeichnet sich wie überall aus durch einen eingewurzelten Haß gegen jede freie, spontane, menschliche Regung, die nicht in seine engen Formen paßt, und gegen den Republikanismus, und, wie überall, durch Selbstüber-

schätzung, durch Glauben an seine Unfehlbarkeit und, in Folge dessen, durch einen kalten Fanatismus jedem Widerspruch jeder anderen Meinung gegenüber, die ihm unerträglich scheint. Wo er transigiren und Zugeständnisse machen muß, ist er, ebenfalls wie überall, mehr geeignet sich dem geschriebenen todten Rechte als dem lebendigen, natürlichen zu fügen. Die Doktrinäre der toskanischen Regierung und ihre Anhänger lassen keine Gelegenheit vorüber gehen, in ihrem Monitore und in anderen offiziellen und offiziösen Blättern dem Republikanismus und dem Jahre 1848, wie man sich auszudrücken pflegt, einen Fußtritt zu geben; auf die Ruhe, die unter ihrem Regime herrscht und auf die Unruhe des genannten Jahres hinzuweisen, die besten Männer der republikanischen Partei herabzusetzen oder mit einer großmüthigen Anerkennung zu beleidigen, nicht bedenkend, daß im Jahre 1848 eine Revolution mit Parteien im Innern gemacht worden und daß man jetzt einen Krieg mit einem äußeren Feinde führe, zu dessen Bekämpfung sich alle Parteien selbstständig und aufopfernd auf nationalem Boden vereinigten, nicht bedenkend ferner, daß die Kämpfe und Erfolge des Jahres 1859 durch die Kämpfe, Leiden und ununterbrochenen Arbeiten der anderen Parteien, auf die sie heute herabsehen, vorbereitet worden und daß jene ohne diese unmöglich gewesen oder ganz und gar der fremden Hülfe verdankt worden wären. Nein, sie geberden sich, als ob sie die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erfunden hätten, als dankte man den ganzen Stand der Dinge nur ihnen, als hätten sie es auch ohne alle Antecedentien dahin gebracht, wo Italien heute ist. Sobald sie zur Regierung kamen, verlangten sie von Volk und Parteien jene Abdankung, mit

der ihre Unfehlbarkeit allein am Ruder bleiben kann, und Volk und Parteien verleugneten sich mit jenem Heldenmuthe, den wir schon erwähnt und der für die ganze italienische Bewegung bezeichnend ist. Anfangs freilich erschrickt man über den Schlaf, in den man das Volk gewiegt, über die Friedfertigkeit, zu der man es mit allen Mitteln gezwungen; man fragt sich, ob, wenn ein neuer Kampf bevorsteht, noch die rechte Thatkräftigkeit da sei, ob der Feind nicht ein verschlafenes Lager finden werde? — aber bei näherer Bekanntschaft beruhigt man sich. Das nationale Gefühl ist nicht eingeschlafen; man bedurfte der Aufregungen und der Regsamkeit nicht, um wach zu bleiben. Man haßt nicht, man ist nicht erhitzt, man ist nicht fanatisch, aber man ist entschlossen.

So ist mir Italien in den Hauptorten jener Theile, denen es vergönnt war an der Bewegung Theil zu nehmen, so sind mir Stimmung und Charaktere in Mailand, Turin, Parma, Modena, Bologna, Florenz und in manchen weniger bedeutenden Städten und hie und da im offenen Lande entgegengetreten. Ich glaube, daß die Schlüsse, zu denen diese Erscheinungen nicht nur berechtigen, sondern vielmehr zwingen, im Ganzen höchst tröstlich und für die Zukunft vielversprechend ausfallen müssen. Keines der Völker, die sich in modernster Zeit zu einer nationalen Existenz glücklich oder unglücklich aufrafften, Griechenland, Polen, Ungarn, ist so ausgerüstet und so schön in seiner Erscheinung auf dem Kampfplatze erschienen wie Italien. Mögen seine Feinde, aufrichtig überzeugt oder politisch lügenhaft, seine Zukunft anzweifeln, wer es in der Nähe betrachtet, giebt zu, daß es alle Elemente besitze, um eine

große Nation zu bilden, um einst, vielleicht bald als mächtiger Bundesgenosse der Freiheit und Civilisation Europas aufzutreten. Oesterreichisch gesinnte Deutsche, die voll Vorurtheil hierher gekommen, wie praktische Engländer, die das Land als kühle Beobachter bereisten, haben mir das nach kurzem Anfenthalte zugegeben. Damit ist freilich nicht gesagt, daß Italien nicht noch unterliegen könne; historische und moderne, außerhalb des Volkscharakters liegende Verhältnisse, wie plumpe materielle Uebermacht können das Volk aufs Neue überwältigen und sich erdrückend über dasselbe herwälzen: aber sie können die Zukunft nicht mehr vernichten und die großen Eigenschaften, die sich entfaltet und die die Geschichte wird anerkennen müssen, nicht mehr entwurzeln.

Was uns Deutsche betrifft, so haben wir alle Ursache Italien die besten Erfolge zu wünschen. Ein freies und unabhängiges Italien ist an sich eine Schwächung jener Macht, die sich von jeher der Einigung der nationalen Existenz, der Freiheit Deutschlands widersetzte. Ein kräftiges Italien ist der beste Bundesgenosse Deutschlands, denn die beiden Länder haben einen gemeinschaftlichen Feind, so lange Eroberung oder Einfluß in der Fremde zu den traditionellen Forderungen europäischer Politik gehören. Die Allianz mit Frankreich kann durch Jahre dauern, so lange die Folgen eines gemeinschaftlich unternommenen Krieges, die daraus entstandenen Verpflichtungen und die Dankbarkeit nachwirken; endlich aber tritt das natürliche auf der geographischen Lage und den Interessen beruhende Verhältniß wieder ein; dann hat Italien dort, wo Frankreich ebenfalls drohend an der Grenze steht, den

natürlichen Bundesgenossen zu suchen und vice versa auch Deutschland. So sind wir bei einem starken Italien noch mehr interessirt als England, das sein Interesse längst erkannt hat, obwohl es bei Erstarkung der Halbinsel die Einbuße eines Theiles seines Einflusses im mittelländischen Meere zu fürchten hat. — Mit der Befreiung Italiens wird ein Prinzip festgestellt, das vor Allem dem zerrissenen Deutschland zu Gute kommen muß, dessen Zustände mit den italienischen so große Analogie haben; und ein Prinzip, das von der Civilisation, wie sie der deutsche Geist versteht, heilig gesprochen werden muß. Denn mit der Heiligsprechung dieses Prinzips, das allen Völkern seine Individualität sichert, beginnt mit der Sicherung der einzig natürlichen Gränzen, die Anbahnung jenes Friedenszustandes, welcher der Bildung höchstes und schönstes Ziel ist. Es ist Zeit, daß wir jenen seit lange steril gewordenen romantischen, den Geruch der Barbarei tragenden Wahn einer Herrschaft über Italien aufgeben; er ist keines Volkes so wenig würdig, wie des universellen, weltbürgerlichen Deutschen; er hat uns durch Jahrhunderte unser Blut, unsere beste Kraft und endlich unsere Einheit gekostet, indem er das Fürstenthum erstarken machte, während sich das Reich in Italien verblutete. Wir haben mit jenen Traditionen nichts zu thun; sie tragen nur dazu bei, Prinzipe aufrecht zu halten, unter denen Deutschland am meisten leidet, Deutschland mit Oesterreich zu identifiziren und es in der Fremde für Anderer, ihm selbst nachtheilige Interessen verhaßt zu machen.

Man hat uns ein neues Schreckbild aufgestellt, den Pan-Romanismus oder Pan-Latinismus, der mit einer

Einigung der Völker romanischer Zungen unter französischer Hegemonie drohen soll. Das Wort drückt einen bei weitem größeren Unsinn aus als Panslavismus und Pangermanismus. Frankreich, die pyrenäische, die apeninische Halbinsel haben nichts mit einander gemein als höchstens die Rivalität im mittelländischen Meere. Die Charaktere der drei Völker gehen noch weiter auseinander als ihre Interessen und ihre historische Entwicklung. Es giebt keine drei Völker in Europa, die drei so verschiedene Geschichtsentwicklungen durchgemacht hätten. Man beruft sich auf die Verwandtschaft der Sprachen. Sie sind allerdings Töchter der Lateinischen, aber diese ist von den Eroberern den verschiedensten Stämmen auferlegt und später von anderen eingewanderten, erobernden Stämmen angenommen worden; in den romanischen Ländern sind Verwandtschaft der Sprache und Verwandtschaft der Völker zwei Dinge, die nichts mit einander gemein haben, die einander nicht bedingen, wie in slavischen und germanischen Ländern. Der Panromanismus ist die grundloseste aller Chimären, die in diesem Jahrhunderte ausgeheckt worden, da er weder auf Interessen und Charakteren, noch auf Geschichte und Stammverwandtschaft beruht.

Wir haben von Italien nichts zu fürchten; wir haben vom Siege der italienischen Sache Alles zu hoffen, was in der immer enger werdenden europäischen Familie, was bei der Gemeinschaftlichkeit civilisatorischer Interessen vom Siege eines civilisatorischen, d. i. freiheitlichen Prinzips zu hoffen ist. Uns Deutschen, dem universellsten Volke germanischen Stammes, gesellt sich mit einem freien starken Italien, in der Arbeit für Freiheit und Kultur, das uni-

verfellste Volk romanischer Zunge als geistvoller und von der Natur reich begabter, edler Helfer bei. Und wir sollten es zurückweisen? Wir sollten ihm nicht vielmehr mit Liebe und Anerkennung entgegenkommen? ....

Florenz, den 1. Februar 1860.

Moritz Hartmann

Die erste politische Hinrichtung in den Vereinigten Staaten.

John Brown.

Von

Friedrich Kapp.

[illegible]

Die erste politische Durchführung in den eu-
ropäischen Staaten

[illegible]

Von

[illegible]

[illegible]

Der zweite December, bisher nur ein dies nefastus in der neueren europäischen Geschichte, ist es jetzt auch in den Annalen der Vereinigten Staaten geworden. An diesem Tage wurde nämlich John Brown im Jahre 1859 gehängt. Er hatte mit den Waffen in der Hand versucht, die Sklaven zur Empörung zu reizen und die Sklaverei in Virginien aufzuheben. Allein er unterlag. Darum machte ihm dieser Staat den Prozeß und richtete ihn hin. Das ist einmal der Lauf der Welt. Dagegen läßt sich „von Rechtswegen" nichts einwenden. Also auch John Brown wurde „von Rechtswegen" gehängt: das war ganz in der Ordnung. Wer in die Höhle des Löwen geht, der muß wissen, daß alle Fußspuren hinein, aber so gut wie keine herausführen. Wenn jemals ein Mann, das wußte und dem entsprechend handelte, so war es Brown.

Aber wie kam er zu der That? Warum wandte er sich gegen Virginien, warum gerade gegen den ältesten südlichen Staat? War das Zufall oder Absicht, war es Marotte oder ein wohlüberlegter Plan? Warum verfiel Orsini nicht auf einen Anschlag gegen den König Kamehameha oder irgend ein antiquirtes Duodezfürstchen statt gegen Louis Napoleon? Louis Napoleon war ihm ein representative man, der eigentliche, höchste und vollendetste

Ausdruck einer ganzen Spezies, und Virginien ist ein Staat, der ebenfalls eine ganze Klasse repräsentirt. Mit Louis Napoleon wollte jener ein ganzes System stürzen, und mit dem Ruin von Virginien, wie ihn Brown beabsichtigte, wird die Bastille der amerikanischen Sklaverei und Knechtschaft gewonnen.

Wir wissen wenig über die Vergangenheit Browns; sie läßt sich in einigen Sätzen erschöpfen. Seine Vorfahren waren sechs Generationen hindurch Farmer und zuerst in Neu-England ansässig. Sie werden als ehrenwerthe, offene und schroffe Charaktere geschildert, als würdige Nachkommen jener Pilgerväter, welche die zähe Energie und den hingebenden Enthusiasmus des revolutionären Englands auf amerikanischen Boden verpflanzten. John Brown ward zu Anfang des Jahrhunderts im nordöstlichen, gebirgigen Theile von New-York geboren und wuchs als Farmer auf. Die ersten Eindrücke des Knaben, eine rauhe, wilde Gebirgsgegend, der Umgang mit einfachen, aber kräftigen und frommen Wald- und Landleuten übten selbstredend auf den Charakter des sich bildenden Mannes einen bedeutenden Einfluß aus.

Er ist eine offene und ehrliche Natur, in welcher der alttestamentarische Geist seiner Väter jene unerbittliche Consequenz, jenen kühnen sich bethätigenden Idealismus und jene fast dämonische Kraft erzeugt, die wir in Cromwell und seinen Puritanern bewundern. In dem Manne ist nichts Halbes, er geht, ohne Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges, mit wahrhaft biblischem Fatalismus und Fanatismus auf sein Ziel los. Vor der Krise von 1837 war Brown einer der unternehmendsten Geschäftsleute im nördlichen Ohio. Im Jahre 1838 finden wir ihn als Wollmakler in Springfield in Massachusetts,

von Allen, die ihn kennen, geliebt und geehrt. Er hatte inzwischen und später in verschiedenen Theilen der Union als Farmer gelebt. Er war bereits fünfzig Jahre alt, als er mit dem Bestehenden in Conflikt gerieth, erst 1854 trat er als ein öffentlicher Charakter vor das ganze Land, in diesem Jahre zog er nach Kansas.

Diesem in letzter Zeit so vielfach genannten, westlich von Missouri gelegenen Territorium sollte von der Bundesregierung unter dem Vorwande, daß die Bewohner eines jeden Gebietes dessen souveräne Herren seien, also auch namentlich dessen Gesetze ohne Genehmigung des Kongresses machen könnten, die Sklaven aufgezwängt werden. Nach der neuen Erfindung der Herren Douglas und Pierce, der sogenannten Squattersouveränitätslehre, entschied also die Majorität über den politischen Charakter des angehenden Staats. Die Bürger der freien Staaten erkannten die ihnen drohende Gefahr; sie wanderten zu Tausenden nach Kansas aus, um das Territorium den aus Missouri eindringenden Sklavenhaltern abzugewinnen. Es entbrannte zwischen Norden und Süden in den Prairien des Westens ein Kampf auf Leben und Tod; er entschied sich nach dreijährigem Schwanken zu Gunsten des Nordens.

Brown, der mit seinen sieben Söhnen nach Kansas gekommen war, steht natürlich von vornherein auf Seiten der Freistaatleuten. Indessen hält er sich, ein geschworener Feind aller Politik und Schönrednerei, anfangs als friedlicher Farmer fern vom Getriebe der kämpfenden Parteien, bis die Missourier Grenzstrolche die Ruhe seines Hauses gewaltsam zerstören und den Mann der Pflugschaar zu dem kühnsten und verwegensten Parteigänger machen. Einer seiner Söhne, Friedrich, wird auf offener Straße wehrlos von einer Bande Missourier überfallen und brutal

ermordet; ein anderer, John, nach der Einnahme der freistaatlichen Ansiedlung Ossawatomie, mitten im Sommer ohne Kopfbedeckung und mit Ketten beladen, einige fünfzehn Meilen weit von den Grenzen durch die offene Prairie getrieben, so daß er in Folge dieser grausamen Behandlung wahnsinnig wurde. Brown's und seiner Söhne Häuser werden bald darauf niedergebrannt; seine Nachbarn und Freunde ermordet. Die höchste Bundesgewalt schützt und begünstigt die Mörder und Räuber, handelten diese doch im Interesse der Sklavenhalter gegen den Norden; sie selbst hilft die Saat ausstreuen, die bald genug als Frucht in Virginien aufgehen sollte! Also auch Brown kann keine Gerechtigkeit finden; er nimmt das Recht in seine eigene Hand, er rächt sich so gut er kann: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Bald wird er einer der gefürchtetsten Freistaatleute. Die Grenzstrolche setzen einen Preis auf seinen Kopf aus; aber Brown schießt sie nieder wie die Spatzen, hintergeht und überwältigt sie und triumphirt überall über seine Feinde. Er entwickelt in diesem Guerillakriege alle glänzenden Eigenschaften seines Geistes, Muth, Umsicht, Kaltblütigkeit und unermüdliche Energie und erweckt die Bewunderung von Freund und Feind.

Als ihm einst der Gouverneur von Kansas bemerkte, daß die Missourier über Kurz oder Lang seinen Skalp (abgezogene Kopfhaut) haben würden, da sie sich Alle zu seinem Untergange verschworen hätten, entgegnete Brown ruhig lächelnd: „Der Engel des Herrn wird mich bewahren." Er erntete die größten Lorbeeren nach der Einnahme von Ossawatomie, wo er mit dreißig Mann die mehrere Hunderte zählenden Missourier angriff und zerstreute, nachdem er sechszig von ihnen getödtet hatte. Er hieß seit dieser

Heldenthat im Munde des Volkes immer der Ossawatomie-Brown. Doch nicht genug damit, die Angriffe der Missourier abzuwehren, so trug er den Krieg in ihr eigenes Lager. Er befreite zu verschiedenen Zeiten die Sklaven in den an Kansas gränzenden Grafschaften von Missouri und führte mehrere Züge Schwarzer mit den Waffen in der Hand durch Kansas, Nebraska, Jowa, Illinois und Michigan nach Kanada. „Gebt mir Männer mit gesunden Grundsätzen," pflegte Brown zu sagen, „Männer, die sich selbst achten und mit einem Dutzend von ihnen will ich Hunderten dieser durch Schnaps und Beute zusammengehaltenen Gränzbanden die Spitze bieten." In diesen wenigen Worten spricht sich der Charakter des Mannes aus; das ist der von den Todten wiedererweckte Cromwell'sche Puritaner, der auf Gott vertraut und sein Pulver trocken hält.

Brown verschwand auf einige Jahre. Von Haus und Hof vertrieben, ohne stetigen Heerd kannte er jetzt kein anderes Ziel als Rache für Kansas, Krieg gegen die Sklaverei. Er suchte einen allgemeinen Sklaven-Aufstand zu organisiren; doch scheint er über die ersten Versuche nicht hinausgekommen zu sein. Plötzlich tauchte er am 16. Oktober 1859 Abends bei Harpers Ferry wieder auf. Dieser kleine, etwa 3000 Einwohner zählende Ort liegt am südlichen Ufer des Potomac, im Staate Virginien, gegenüber Maryland und nicht weit von Pensylvanien. Es befindet sich dort ein bedeutendes Vereinigten Staaten-Zeughaus. Brown hatte schon ein Jahr vorher in der Nachbarschaft eine Farm gemiethet, um die Gegend genauer kennen zu lernen und von hier aus auf die Befreiung der Sklaven in Virginien und Maryland zu wirken. Er rechnete auf deren Erhebung in Masse und beabsichtigte einen Marsch in das Innere von Virginien. Seine Vorberei-

tungen waren, so weit es auf Munition und Waffen ankam, sehr gut getroffen. Man fand in seinem Hause über 1500 Gewehre, Aexte, Piken und Säbel. Allein in der Hoffnung auf massenhafte Betheiligung am Zuge täuschte er sich; die Freunde und Vertrauten blieben aus. Trotzdem machte er sich mit siebenzehn Weißen und vier Schwarzen auf den Weg. Brown bemächtigte sich am 16. Oktober Abends des Zeughauses in Harpers Ferry ohne jeden Widerstand, führte verschiedene in der Nachbarschaft gemachte Gefangene dahin ab und besetzte die über den Potomac führende Eisenbahnbrücke. Die Einwohner des Ortes unterwarfen sich im feigen Schrecken, sie erblickten in den 22 Angreifern eine ganze feindliche Armee und ergaben sich, ohne nur den Versuch eines Widerstandes zu wagen, auf Gnade und Ungnade. So war Brown während des ganzen 17. Oktobers der unbeschränkte Herr eines wichtigen Waffenplatzes; er versäumte jedoch, seine Lage gehörig auszubeuten. Statt die Eisenbahnbrücke abzubrechen, die Züge aufzuhalten, den Ort niederzubrennen und dann ins offene Land zu ziehen, schonte er aus falscher Humanität seine Gegner mehr als er im eigenen wohlverstandenen Interesse gesollt hätte. Am 18. Oktober früh Morgens kamen die Vereinigten Staaten Marine-Truppen an. Sie stürmten das Zeughaus, Brown mußte sich nach einer kurzen, aber tapfern Gegenwehr schwer verwundet ergeben; seine beiden mitkämpfenden Söhne waren an der Seite des Vaters gefallen. In seinem Besitze fand sich die vollständig ausgearbeitete, ziemlich konfuse Constitution einer neuen provisorischen Regierung, an deren Spitze er als Obergeneral stand. Im Gegensatz zu diesen unklaren Bestrebungen spricht sich Brown in seinen Proklamationen und in der mündlichen Anordnung sehr bewußt und klar

über sein Ziel aus. „Wir sind Abolitionisten des Nordens,“ sagt er ungefähr; „wir kommen, Euch Eure Sklaven abzunehmen und sie zu befreien; unsere Organisation ist weit verzweigt und muß durchdringen. Ich habe viel in Kansas gelitten und erwarte, daß ich auch hier leiden werde für die Sache der Freiheit. Sklavenhalter betrachte ich als Räuber und Mörder und ich habe geschworen, die Sklaverei zu vernichten und meine Mitmenschen zu befreien. — — Ihr Leute im Süden solltet Euch vorbereiten auf die Lösung der Sklaven-Frage. Sie muß kommen und wird kommen, ehe Ihr sie erwartet. — Mit mir werdet Ihr bald fertig sein — ich bin schon nahezu abgethan — aber mit dieser Sklavenfrage seid Ihr noch lange nicht fertig!“

Die Gefangenen wurden von dem feigen Pöbel aufs Brutalste mißhandelt, ihre Leichen sogar noch verstümmelt und im Triumph durch die Gassen geschleppt. Brown dagegen erfreute sich einer sehr sorgsamen Pflege, weniger aus Humanität, als aus dem Wunsche, Aufschlüsse von ihm zu erlangen und dem Staate Virginien, so wie dem ganzen Süden den Genuß eines hochnothpeinlichen Halsgerichts zu gönnen. So wurde denn schleunigst am 25. Oktober, obwohl er noch schwer an seinen Wunden darniederlag, die Untersuchung gegen Brown in Charlestown, dem benachbarten Gerichtssitze, eröffnet und am 2. November geschlossen. Diese Untersuchung ist ein Hohn auf die Justiz und eine der widerlichsten Farcen, die je im Namen des Rechtes aufgeführt sind. Die Gefangenen sahen sich da von einem Haufen aufgeregter und tobender Zuschauer umgeben, welche sie thätlich bedrohten; sie stehen vor einer Jury, welche sich als ihr erbittertster Feind bekennt und dennoch in aller Form Rechtens eingeschworen wird. Um das Ganze würdig zu krönen, wird der Vertheidiger Brown's vom Auditorium

mit persönlicher Gewalt bedroht, falls er es versuchen sollte, das Verbrechen seines Klienten zu beschönigen.

Diesem Kriegszustande innerhalb der vier Wände des Gerichtshofes entsprach das Leben und Treiben außerhalb desselben. Charlestown ward in Belagerungszustand erklärt, alle Formen europäischer Vorbilder wurden ängstlich nachgeahmt oder vielmehr karrikirt. Eine betrunkene Soldateska von welcher Einer vor dem Andern Furcht hatte, tobte durch die Straßen und übte die Polizei aus. Es herrschte der bewaffnete Pöbel, die ruchloseste Anarchie. Zugleich aber erklärte der kommandirende Offizier dem nördlichen Anwalt Brown's, daß er ihm für sein Leben nicht stehen könne, falls er es wagen sollte, seinen Klienten weiter zu vertheidigen. Dieselben Milizen, welche der die Vereinigten Staaten Truppen befehligende Kapitain dadurch ehren zu können glaubte, daß er ihnen den ersten Angriff auf die im Zeughause übrig gebliebenen vier Insurgenten anbot, da der Kampf doch zunächst sie betreffe und der Feind sich auf ihrem Boden befände, dieselben 2000 Helden, welche aus Falstaff'schen Gründen dies generöse Anerbieten mit Entschiedenheit zurückwiesen, dieselben Milizen kühlten jetzt ihr Müthchen an unschuldigen Reisenden, schnüffelten in jedem Fremden einen Hochverräther und ließen sich als die Retter des Vaterlandes feiern.

Dieser Zustand der Dinge war nur ein Abbild der in ganz Virginien herrschenden Angst. Der Staat befürchtete überall Sklavenaufstände und bewaffnete Einfälle. An 5000 Milizen waren auf den Beinen; aller Orten bildeten sich sogenannte Sicherheits-Ausschüsse, deren einer vor dem andern erschrak. Charlestown war auf fünfzehn Meilen in der Runde besetzt, und doch witterte man hinter jedem Busch einen Abolitionisten. In der Nähe des Ortes

brannte ein Heuschober ab. Der „Oberst“ Davis, welcher gerade das Kommando hatte, hielt ihn für das Feuersignal der abolitionistischen Armee. Das Vaterland stand also in höchster Gefahr und schleunige Hülfe that Noth. Allein der tapfere Oberst, statt auf den vermeintlichen Feind loszurücken und ihn mit einem Schlage zu zermalmen, schonte das Leben der ihm anvertrauten Truppen und sein eigenes. Dagegen telegraphirte er nach Richmond und Washington die dem Staat und dem ganzen Süden drohende Gefahr. Gouverneur Wise beorderte sofort Artillerie und Cavallerie, Scharfschützen und Infanterie von Richmond und Alexandria. Vor ihrem Abmarsch hielt er von den Stufen des Richmonder Capitols herab an einen Theil der „besten Söhne Virginiens“ eine hochtrabende Rede im Soulouque'schen Bulletinstil, belobte sie, daß sie vor Angst nicht blaß aussahen und bereit waren, dem Rufe der Ehre zu folgen (wörtlich!). Als nun die tapfern Virginier und vom Präsidenten Buchanan gesandten Vereinigten Staaten-Truppen auf dem Kampfplatze ankamen, war der Heuschober schon abgebrannt und somit der Feind verschwunden. (Ich bemerke hier in Parenthese für die europäischen Leser, welche mit den hiesigen Zuständen nicht bekannt sind, daß diese Geschichte keine Erfindung ist, sondern sich im November 1859 in Charlestown wirklich zugetragen hat.)

Dem kranken Brown war seine Bitte um einen sechstätigen Aufschub der Untersuchung nicht bewilligt worden; er wurde daher auf seinem Feldbette ins Gerichtszimmer getragen. Er war nicht im Stande, sich von seinem Schmerzenslager zu erheben und mußte liegend, mit verbundenem Kopfe den Verhandlungen folgen. Der Staat Virginien konnte seinen gefürchteten Feind nicht schnell genug los werden. Da er seine Absicht nicht leugnete

und mit edler Entrüstung gegen einen von seinen ängstlichen Freunden gewählten Vertheidigungsgrund, wonach er wahnsinnig sein sollte, protestirte, so bot die Untersuchung selbst wenig interessante Seiten. Brown wurde am 2. November dahin verurtheilt, daß er am 2. December 1859 wegen Hochverraths, Mordes im ersten Grade, Verschwörung und versuchten Sklavenaufstandes in Charlestown gehängt werden sollte.

Es verdient hier als bezeichnend für die Stimmung des Südens hervorgehoben zu werden, daß sich aus verschiedenen Sklavenstaaten Individuen die Ehre ausbaten, Brown hängen zu dürfen. Aus Mississippi meldete sich sogar eine Frau. Andere südliche Staaten sandten Proben von Hanf für den bei der Exekution zu brauchenden Strick ein. Süd-Carolina — der rabiateste südliche Staat — trug mit seinem baumwollenen Strick den Sieg davon.

In dem Charakter dieses Mannes ist Alles wie aus einem Guß. Eisern und kernig trägt er sein Schicksal mit einer wahrhaft antiken Ruhe und beschließt sein Leben mit der Fassung eines Weisen. Selbst die kleinsten Züge, die aus seinen letzten Lebenstagen bekannt geworden sind, tragen das Gepräge großer geistiger Kraft und Ueberlegenheit.

Am Vorabend vor seiner Hinrichtung besuchte ihn seine hochherzige Frau im Gefängniß. Sie fällt ihm weinend um den Hals; Brown bleibt fest und tröstet sie liebevoll. Während der vier Stunden, welche der Staat Virginien für diese Zusammenkunft bewilligt hatte, ordnete er mit ihr seine Angelegenheiten. Beim Schluß der Unterredung äußerte er den Wunsch, daß man seine und seiner beiden bei Harpers Ferry gefallenen Söhne Leichen verbrennen

und die Asche in einem Kruge sammeln möge. Wie Patroklos wollte der alte Held begraben sein; allein seine Frau redete ihm diesen Wunsch aus. Sie wäre nach Ablauf der festgesetzten Frist gerne noch länger bei ihrem Manne geblieben; allein dieser erklärte, daß es unter seiner Würde sei, vom Staate Virginien eine Gunst zu erbitten, und so schieden Beide für immer.

Die letzten Zeilen, welche er unmittelbar vor seiner Abführung zum Galgen schrieb, lauten: „Ich bin nun überzeugt, daß die große Ungerechtigkeit, welche auf diesem Lande lastet, nur durch Ströme von Blut beseitigt werden kann. Als ich zuerst in diesen Staat (Virginien) kam, dachte ich anders; aber nun bin ich überzeugt, daß das ein Irrthum war.“ Als er aus dem Gefängniß kam, sah er eine Sklavin mit ihrem Säugling am Wege stehen. Er ging auf die Frau zu und gab dem Kinde seinen Abschiedskuß. Der Sitz des Wagens, der ihn aufnahm, war sein eigener Sarg. Ein Geistlicher befand sich nicht an seiner Seite. In der ganzen Umgegend von Charlestown gab es keinen Diener der christlichen Liebe, der nicht ein wüthender Sklavereifanatiker war; Brown wollte sich seine letzten Stunden nicht durch den heuchlerischen Trost seiner Feinde verderben lassen. Er würde ihm tausend Mal lieber sein, erklärte er, von einem Dutzend ihn segnender Sklavenkinder und einer für ihn betenden Sklavenmutter begleitet, in den Tod zu gehen, als unter der Obhut sämmtlicher Pfaffen Virginiens.

Die feierliche Prozession zum Galgen setzte sich gegen 11 Uhr am 2. December in Bewegung. An der Spitze des Zuges ritt „General“ Taliaferro — der Mann, sollte man dem Namen nach schließen, müßte schon an König

Arthurs Tafelrunde gesessen haben — mit einem Stabe von fünf und zwanzig Offizieren. Sechs Kompagnien Infanterie und eine Schwadron Reiter umgaben den Wagen Brown's. Seine Haltung blieb ruhig und würdig von Anfang bis zu Ende. Ringsum blinkten 1500 Bayonette. Das Volk ward gar nicht zugelassen und von den Truppenmassen ¼ Meile weit vom Galgen weggedrängt. Warum, fragte er, darf nur das Militär in den Kreis? Die Henker gaben ihm keine Antwort. War es doch die Furcht, die sie ritt, die Furcht vor eingebildeten Schaaren, die noch im letzten Augenblicke zur Befreiung ihres Opfers herbeistürmen könnten, die Furcht vor den Worten, die er noch als Lebewohl über die Massen schleudern könnte. Brown sprang rüstig vom Wagen und stieg zuerst von seinen Begleitern festen Schrittes die Treppe zum Galgen hinauf. Er sah einen Augenblick auf die denselben umzingelnden Militärmassen und das hinter ihnen stehende Volk, senkte dann seinen Kopf, um ihn mit den vorn zusammen gebundenen Händen erreichen zu können und warf seinen Hut auf den Boden. Hierauf zog man ihm die Mütze über das Gesicht und legte ihm den Strick um den Hals. Der Gefängnißwärter bat ihn dann, auf die Fallthür vorzutreten. Mit fester Stimme erwiderte Brown: „Ich kann ja nicht sehen, Sie müssen mich führen." Mit Hülfe des Aufsehers trat er vor. Seine Füße standen sechs Zoll auseinander, als der Sheriff sich niederließ sie zu binden. Brown zog die Füße aneinander und ließ sie ruhig fesseln. Jener fragte ihn: „Wollen Sie ein Schnupftuch und wollen Sie es als Signal fallen lassen, wenn Sie bereit sind?" Brown entgegnete: „Nein, mein Herr, ich bin stets bereit!" In dieser schrecklichen Stellung mußte er zehn Minuten verbleiben. Zehn lange Minuten weideten

sich die Henkersknechte an dem Anblick ihres Opfers, das unbeweglich, unerschüttert dastand. So lange dauerte es nämlich, bis die stümpernden Truppen auf die verschiedenen Plätze vertheilt werden konnten. Brown stand schon mehrere Minuten in dieser fürchterlichen Position, als ein Oberst heranritt und rief: „Herr Sheriff, wir sind noch nicht fertig!" Also neues Warten! Brown hatte, auf der Fallthür stehend, die Mütze über das Gesicht gezogen, den Strick um den Hals; aber nicht das geringste Zeichen von Furcht und Aufregung war an ihm zu bemerken. Mitleidig fragte ihn der Aufseher, ob er nicht müde sei? Brown erwiderte fest: „Ich bin nicht müde, aber laßt mich nicht länger warten als nöthig ist." Das sind seine letzten Worte. Endlich waren die Militär-Evolutionen beendigt. Ein anderer „Fancy-Oberst" rief: „Alles fertig, Herr Sheriff!" Die Fallthür sank. Ein leichtes Zucken der Hände und Alles war vorbei. Brown's Herz hörte erst nach 35 Minuten auf zu schlagen.

Der Staat Virginien übergab die Leiche der treuen Gattin, die bei Harpers Ferry gewartet hatte, um sie mitzunehmen und in freier Erde zu bestatten. Sie war die würdige Frau Brown's. Als bei ihrer Rückkehr von der letzten Zusammenkunft mit diesem der Anführer der sie eskortirenden Reiter sie trösten wollte, erwiderte sie ihm mit Hoheit, daß sie seines Trostes nicht bedürfe, daß sie stolz darauf sei, das Weib John Brown's, des Märtyrers der Freiheit, zu sein, und daß der Galgen sie so wenig schrecke als ihren Mann. Sie hatte nicht die traurige Genugthuung, die Leichen ihrer beiden bei Harpers Ferry gefallenen Söhne mitnehmen zu können. Der eine, Olivier, war bereits verwest und unerkennbar, als sie das Grab öffnen ließ, in welchem man ihn mit den übrigen Rebellen

verscharrt hatte und den anderen, Watson, hatten die Barbiere von Winchester, einem benachbarten Städtchen, secirt. Brown's Leiche wurde nach North Elba im Staate New-York, seinem letzten Wohnsitze, gebracht und dort im Beisein zahlreicher politischer und Privat-Freunde feierlich beerdigt.

Wenn noch irgend ein Zweifel an den tief eingreifenden Folgen der Brown'schen That obgewaltet hätte, so würde ihn die vom Süden und den Conservativen des ganzen Landes eingenommene Haltung gründlich widerlegt haben. Diese erinnert unwillkürlich an die 1848ger Anklage gegen die Juden und Literaten, die an der ganzen Revolution Schuld waren und von den Reaktionären ebenso geschimpft wie gefürchtet wurden. Ueberhaupt beweist dies Attentat eine auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen den amerikanischen und europäischen Zuständen. Dieselben Ursachen erzeugen natürlich dieselben Wirkungen. Das Prinzip des Despotismus — die unverantwortliche Gewalt, welche über die Leiber, Geister und Einnahmen anderer Menschen ohne ihre Zustimmung verfügt — ist höchstens durch Zufall oder Oertlichkeit in seinem Charakter modificirt und sagt überall dasselbe. Jeder Despotismus kann nur durch den Schrecken bestehen; der Terrorismus der Terroristen aber entspringt aus ihrem eigenen Schrecken. Die Inquisitionstortur in Rom, oder die trockene Guillotine in Cayenne und das Auspeitschen von Männern und Frauen im Süden der Vereinigten Staaten, oder die Schandthaten der Grenzstrolche in Kansas — alle diese Greuel hüben und drüben sind die nothwendigen Auswüchse eines Systemes, welches die Gewalt zu seinem Ursprunge und seiner Grundlage hat. John Brown erinnert an Orsini, dessen Attentat offenbar auch

welthistorische Nachwirkung hervorgebracht hat. Hier wie in Frankreich ist die improvisirte That eines Einzelnen mächtig genug, die herrschende Macht in ihren Grundfesten zu erschüttern. Ja, während drüben nur ein Despot von dem Schrecken einen heilsamen und vielleicht tief eingreifenden Impuls empfängt und das Volk gleichgültiger Zuschauer bleibt, zittert im Süden der Union — wie dies sogar Buchanan in seiner jüngsten Präsidentenbotschaft anerkennt — seit Brown's Putsch jeder Bürger vor der schwarzen Zukunft, und pressen besorgte Mütter, sobald sie einen Schuß hören, aus Angst vor einem Sklavenaufstand, den Säugling zitternd an die Brust. Man denke sich, zweiundzwanzig bewaffnete Männer, darunter fünf verachtete Neger, stürzen den ganzen Süden, ein Gebiet sechs Mal so groß als Deutschland, in den Paroxismus des Schreckens! Unser Eigenthum ist in Gefahr! erschallt der Angstschrei vom Potomac bis an den Rio grande. Dieser Terrorismus von 350,000 kleinen Herren, die alle wenigstens einen und mehr Sklaven haben, ist schlimmer als derjenige des absolutesten Herrschers. Ist doch seine Tyrannei nur die eines einzelnen sterblichen Mannes, während im Süden jeder Weiße den Büttel und Henker in einer Person vereinigt. Wie man in Virginien das ängstlichste Paß- und Polizeiwesen eingeführt hatte, um jeden scheinbar Verdächtigen von sich fern zu halten, so schlagen jetzt die südlichen Blätter ganz ernstlich die permanente Einführung des europäischen Paß- und Polizei-Systemes vor, um übelwollenden Correspondenten auf die Spur zu kommen und verkleidete Abolitionisten zu entdecken. Zugleich aber verlangen zu sie ihrem wirksameren Schutze ein stehendes Heer, das aus den Contingenten sämmtlicher südlicher Staaten zusammengesetzt sein und

unter einem gemeinsamen Commando stehen soll. In diesem Verlangen liegt, wie mir scheint, das offene, wenn auch indirekte Zugeständniß, daß der wiederholte Versuch eines Einfalls auf gar keinen so bedeutenden Widerstand stoßen und möglicher Weise gelingen würde. Der Süden bekennt seine Schwäche und Hülflosigkeit vor aller Welt.

Uebrigens bleibt es nicht bei den bloßen Drohungen. Jeder Tag bringt neue Nachrichten über die Gewaltthaten, mit denen man in den Sklavenstaaten jede freie Meinungsäußerung unterdrückt. In Norfolk in Virginien muß ein Deutscher bei Nacht und Nebel fliehen, weil er, ob verdächtiger Aeußerungen im Privatgespräche, gelyncht werden sollte. In Pulaski County in Virginien wird ein des Abolitionismus verdächtiger Bürger von einem aus den angesehensten Bewohnern des Orts bestehenden Vigilanz-Comité zum Tode verurtheilt, an den Beinen aufgeknüpft, fünf Mal wieder abgeschnitten und schließlich, als er von dieser schrecklichen Prozedur sich erholte, des Landes verwiesen. Ein irländischer Arbeiter wird wegen frecher Aeußerungen „ausgepeitscht, halb nackt ausgezogen, getheert und gefedert" und dann aus dem Staate verbannt. Ein Reisender, der in Nord-Carolina im Eisenbahnwagen mit Helper's in letzter Zeit vielfach genannter Schrift gegen die Sklaverei betroffen ward, wird ohne daß man den Zug anhielt, auf die Bahn geworfen und bricht natürlich den Hals. Aus einem einzigen County in Kentucky werden 36 Bürger ausgewiesen und mit harten Strafen bedroht, weil sie, obwohl der Mehrzahl nach selbst Sklavenhalter, in ihren Ansichten nicht entschieden genug sind. Einer meiner Bekannten, der bei einem Besuche in Savannah in Georgien im Privatgespräche bemerkte, daß ihm Brown verrückt gewesen zu sein scheine, wird bedeutet, daß er sich besser in Acht nehmen solle, da man

derartige das Verbrechen des Mannes beschönigende Redensarten nicht dulden könne.

In allen südlichen Staaten werden jetzt die Gesetze gegen die freien Farbigen verschärft. Louisiana und Arkansas, Mississippi und Missouri lassen ihnen nur die Wahl zwischen Verbannung aus dem Staate oder Verkauf in die Sklaverei.

Die Vereinigten Staaten galten bisher in Europa als das letzte Asyl der Freiheit, als die letzte Zufluchtsstätte aller von den Fesseln des politischen und religiösen Zwanges Gedrückten. Kommen dürft Ihr, ihr Europamüden; aber gegen die Sklaverei dürft Ihr keine Silbe sagen, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Es ist soweit gekommen, daß kein hervorragender Gegner der Sklaverei, selbst im Norden, seiner Freiheit mehr sicher ist. Im Süden wird eine Subskription eröffnet, um sich des wackeren alten D. Giddings in Ohio, einem freien Staate, zu bemächtigen und ihn zu hängen. Gerrit Smith wird wahnsinnig, weil man ihn während des Prozesses gegen seinen Freund und Gesinnungsgenossen Brown täglich mit Auslieferung an die Virginischen Standgerichte bedrohte. Dr. G. S. Howe, der bekannte Philanthrop und einer der edelsten Männer des Nordens, muß aus Boston nach Canada fliehen; Friedrich Douglas, der berühmte schwarze Agitator, hat sich, um mit Howe einer Auslieferung an Virginien zu entgehen, nach England geflüchtet. Die Republikaner suchen Schutz unter dem Scepter der Königin Victoria!

Die Presse steht seit dem Einfall Brown's im ganzen Süden unter der strengsten Censur, gegen welche gehalten die französischen Zeitungen sich einer goldenen Freiheit erfreuen. Der große Espinasse ist zu früh gestorben; der Edle hätte ein halbes Jahr länger leben müssen, um seine

Apotheose in der amerikanischen Republik zu feiern. Diese Censur geht nicht allein von den angesehensten Bürgern und Einzelstaaten aus; die Bundesregierung selbst führt sie ein und schlägt damit der Verfassung offen in's Gesicht. Ein Postmeister in Fall Church in Virginien hatte beim General-Postmeister in Washington angefragt, ob er bei Beförderung von Brandschriften (d. h. Antisklaverei-Schriften) den Gesetzen seines Staates gehorchen dürfe, welche die Verabfolgung derselben an die Abonnenten verbieten und deren Verbrennung durch den Richter verordnen. Der General-Postmeister Holt antwortete unterm 5. December 1859, daß der Postmeister in seiner Verantwortlichkeit als Bürger und Beamter prüfen und entscheiden müsse, ob die bei ihm ankommenden Bücher und Zeitungen in jene Kategorie gehören, und daß er in diesem Falle gehalten sei, sie nicht allein nicht an die Abonnenten abzuliefen, sondern sie auch zu vernichten. Virginien, erläutert Herr Holt, sei ebensowohl berechtigt, die dort ankommenden Brandschriften zu verbrennen, als ein Mann das Recht habe, den Zünder aus einer vor seine Füße geworfenen Bombe zu reißen. Diese Worte stehen in den demokratischen Zeitungen des „freiesten Landes der Welt!“ Natürlich beeilten sich die demokratischen Postmeister, die Worte ihres Ministers auf's Pünktlichste zu erfüllen. Diese Menschen, die kaum lesen können und als bloße Werkzeuge in den Händen Aemter gieriger Demagogen zu ihren Stellen gekommen waren, wirthschafteten mit wahrer Berserkerwuth gegen den unschuldigsten nördlichen Zeitungswisch. Nichts ist vor ihnen sicher; die russischen Kosacken handeln mit mehr Takt und Einsicht. Mit diesem Kreuzzuge gegen die nördliche Presse geht die Verfolgung der südlichen Zeitungen Hand in Hand. Tagtäglich hört man von Zerstörungen von Druckereien, von Vertreibung von

Redakteuren aus den Sklavenstaaten. Zahme Oppositionsmänner stellen ihre Ausgabe ganz ein, andere kriechen zu Kreuz und thun bei Zeiten Abbitte; kurz die südlichen Redakteure selbst schreiben mit dem Strick um den Hals.

Ich kann in dieser Verbindung auf das in der Presse des Südens und im Capitol zu Washington widerhallende Geschrei nach Auflösung der Union und Constituirung einer selbstständigen südlichen Republik nur hindeuten. Wenn die meisten dieser Tiraden auch nur auf Einschüchterung des Nordens berechnet sind, und deshalb nicht so wörtlich genommen werden dürfen, so fängt der Süden doch an zu fühlen, daß es um seine ausschließliche Herrschaft geschehen ist, sobald Ansichten und Bestrebungen wie die Brown'schen die Oberhand gewinnen. Er sieht sich also bei Zeiten nach Bundesgenossen um und obgleich finanziell, kommerziell und industriell vom Norden abhängig, gefällt er sich doch im kindlichen Traume eines südlichen Reiches, welches natürlich nur mit Hülfe eines europäischen Despoten gegründet werden kann. Hier ein Beispiel statt Vieler! Der „Richmond Enquirer“, das Organ des Gouverneurs Wise von Virginien, behauptet, daß der Süden sofort die Offensive gegen den Norden ergreifen könne und daß er sich zur bessern Erreichung dieses Zweckes gegen die kleine, dem Süden nichts kostende Vergütung eines Freihandelsvertrages ein so starkes Land- und Marine-Kontingent von Frankreich leihen müsse, als es zu seinen Angriffs- oder Vertheidigungszwecken nöthig habe.

„Unter solchen Umständen,“ sagt der „Enquirer“, „müßten wir uns offenbar an Frankreich halten, dessen Kaiser, fähig und weitsehend und so frei vou heuchlerischer Scheinheiligkeit und Fanatismus, als Victoria voll davon, eine England überlegene Kriegsflotte und eine Handelsmarine von ungeheurer Größe geschaffen hat, welche unter-

nehmungslustig ist und nur der Eröffnung eines Handels bedarf. Frankreich ist bereit, sich an kommerziellen Unternehmungen von irgend welcher Bedeutung zu betheiligen, ist jedoch fast unter jedem Breitegrade und auf allen Meeren durch das schon bestehende Monopol Englands ausgeschlossen. Ein Bündniß mit den südlichen Staaten würde Frankreich sofort die Beschäftigung für seine Schiffe und den Markt für seine Manufakturen verschaffen, wonach sein Kaiser so lang und eifrig gesucht. Für das Privilegium dieses Verkehrs würde er uns mit Freuden gestatten, einen Theil der großen Armee und Marine zu benutzen, welche er aufrecht zu erhalten, für die er aber keine Beschäftigung hat. Es wäre ihm möglich, uns die Militärmacht zu leihen und sie auf seine eigenen Kosten auf diesem Kontinente zu Gunsten unserer Handelsfreiheit zu unterhalten."

So weit die Thatsachen! Zum Schlusse noch ein Wort über Brown's Attentat. Selbstredend wurde er fast einstimmig verdammt. Vom engherzigen Advokatenstandpunkt aus, also dem jämmerlichsten, den es in der Welt nur geben kann, fanden sich natürlich gegen Brown die Argumente in Hülle und Fülle. Wären die Abolitionisten und Deutschen nicht gewesen, so würde man kein unbefangenes, männliches Wort über die ganze Angelegenheit gehört haben. In einem Lande, wo das Parteileben so ausgebildet ist wie hier, ist die Wahrheit den Parteizwecken unterthan. Innerhalb der Parteien wird hie und da eine Wahrheit gesagt, darüber hinaus selten oder nie. Es giebt daher auch im hiesigen öffentlichen Leben keine rücksichtslose Wahrheit. Wird es uns nützen, wird es unsern Gegner schaden? das sind die einzigen Gesichtspunkte, die in Betracht kommen. Die Demokraten nun suchten selbstredend politisches Kapital aus Brown's Unternehmen zu machen und dem Lande zu beweisen, daß es unter den Republi-

kanern seinem Untergange zusteuern würde und daß diese an allem Unglück Schuld seien. Sie thaten aber im Verläumden, Denunziren und Anklagen des Guten zu viel und erreichten deßhalb ihren Zweck nicht. Die Republikaner aber verleugneten theilweise ihre eigenen Grundsätze, ließen sich wie die dummen Jungen katechisiren, spielten die gekränkte Unschuld und benahmen sich überhaupt feig und erbärmlich, um nur den alten Brown desto ungestörter desavouiren zu können. Gleichwohl werden sie den politischen Vortheil aus Brown's Hinrichtung haben, weil das Volk immer auf Seiten des Leidenden, Besiegten steht.

Wenn sein Charakter selbst seinen erbittertsten Feinden Hochachtung und Bewunderung abgezwungen hat, so war der Eindruck, den er auf Gesinnungsgenossen und jedes unbefangene, freie Herz machte, ein unwiderstehlicher. Er erfrischt, er erhebt und erfüllt uns mit Siegesgewißheit; ja die bloße Thatsache, daß ein solcher Mann gelebt, gewirkt und gelitten hat, wiegt viele verzagte Momente, manchen politischen Schacher, ja selbst die Hoffnungslosigkeit der öffentlichen Zustände auf. Seinen Leib haben sie getödtet; allein sein unsterbliches Beispiel wirkt anregend und begeisternd und appellirt nicht vergebens an die edleren Leidenschaften, an die Opferfreudigkeit des menschlichen Herzens. Es schlummern noch herrliche Kräfte in diesem Volke; es kommt nur darauf an, sie zu entwickeln und zu bilden. Die Sache der Freiheit ist noch nicht verloren, wo solche Männer, wie Brown, möglich sind. Wie auch das Urtheil über die politische Berechtigung seiner That lauten möge, sie muß, weil sie aus innerster Ueberzeugung hervorging, also eine bewußte und freie war, vom sittlichen Standpunkt aus unbedingt als berechtigt anerkannt werden. Brown empörte sich gegen Gesetze, welche den Menschen zum Thiere erniedrigen, gegen einen naturwidrigen Zustand,

welcher faktisch unter dem Schutze der Vereinigten Staaten Regierung steht und nicht mehr durch den Stimmkasten oder die Wahlurne, sondern nur noch durch eine Revolution geändert werden kann. Alle konstitutionellen Garantien, auf denen diese Republik ruhte, sind längst vom Süden vernichtet; er hat Bundes- und gemeines Recht mit Füßen getreten und mit gewaltsamer Hand den Norden zum Kriege gezwungen. Brown war der Erste, der die Frage, um die es sich handelt, richtig verstand. Der Norden muß den Süden zurückschlagen, oder er ist verloren; es ist ein Kampf um seine Existenz.

Es kann sich also im vorliegenden Falle nur noch fragen, ob die von Brown zur Erreichung seines Zweckes gewählten Mittel die richtigen waren? Das sind sie nicht. Die Ausführung seines Planes war mangelhaft und schlecht; allein trotzdem liefert sie der Welt den Beweis, daß die Sklaverei die hiesige Gesellschaft im beständigen Kriegszustand hält, daß diese nur durch eine tyrannische Gewalt zusammengehalten werden kann nnd daß die Ver. Staaten mit Riesenschritten einer Revolution entgegeneilen. Entweder Sklaverei oder Freiheit; der unvermeidliche Konflikt zwischen beiden muß wohl oder übel ausgekämpft werden!

Brown ist der erste blutige Vorläufer des ihnen bevorstehenden Kampfes. Seine Hinrichtung ist die erste politische in der Union; sie bezeichnet schon deßhalb einen Markstein in deren Entwicklung; sie wird nicht die letzte sein. Denn dieselben Zustände werden dieselben Ideen erzeugen und dieselben Handlungen werden sich wiederholen und dieselben Folgen nach sich ziehen. Brown's Unternehmen mißlang. Allein was ist Mißlingen? Nichts als Erziehung, als der erste Schritt zum Bessermachen, sagt Wendel Philipps. Vivat sequens!

New York, Januar 1860.

Friedrich Kapp.

Die beiden Napoleone.

Von

Michelet.

Indem ich die beiden aus den französischen Staatsumwälzungen hervorgegangenen Kaiser der Franzosen mit einander zu vergleichen unternehme, möchte ich an die ausführliche Schilderung ihrer Standpunkte, die ich in meinem so eben im Verlage von Ferdinand Schneider erschienenen Werke in zwei Theilen: „Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten,“ entworfen habe, anknüpfen: und erlaube mir, den Leser auf diese Schrift hinzuweisen, damit derselbe an diesem Beispiele den Geist ersehe, der mich bei ihrer Abfassung geleitet hat, so wie die Gesichtspunkte entnehme, unter welchen ich dieselbe von denen betrachtet zu wissen wünschte, welche sich um die brennenden Fragen der jetzigen Menschheit bemühen.

Wenn ich in der Vorrede sagte, die Menschheit fange an zu verlangen, daß der Gedanke der Sache, die allgemeine Vernunft, die ewigen Grundsätze des Rechts, nicht mehr die Sprünge der in wilder Begier sich tummelnden Personen oder einer maßlos herrschenden Willkür, ihre Geschicke leite, und daß ich der gebildeten Mitwelt diesen vernünftigen Gedanken, diese unabänderlichen Gesetze, so weit ich sie erkenne, Angesichts der Thatsachen, darzulegen gesonnen sei: so fallen gewiß einem Jeden die Ideen ein, welche die beiden Napoleone für sich in Anspruch nehmen

und die sie, ungeachtet ihrer maßlosen Willkürherrschaft, in der Weltgeschichte zur Geltung zu bringen suchen.

Dieser Widerspruch zwischen dem ewigen Gedanken und der ewigen Willkür ist gerade das, woran beide Kaiser kranken: oder vielmehr das, was wir an diesem Wendepunkte der Geschichte selbst als etwas Nothwendiges zu betrachten haben. Der richtige Gesichtspunkt, aus welchem dieser Widerspruch zu lösen ist, ist freilich schon sowohl von freisinniger, als von rückschreitender Seite geahnt worden. Wenn Mignet vom Oheim sagt, er sei revolutionär für Europa, für Frankreich kontrarevolutionär, und Stahl vom Neffen, er sei der Vollstrecker des letzten Willens der Staatsumwälzung: so bleibt eben das Räthsel zu lösen, warum die Idee der französischen Staatsumwälzung, um ihrer Verwirklichung entgegen zu gehen, sich auf den Thron der Willkürherrschaft niederlassen mußte. Amerika hat keinen Hof, keinen Erbadel, keine Staatskirche und keine stehenden Heere. So hat sich eine auf vollständige Selbstregierung gegründete Volksherrschaft daselbst ausbilden können, die keines leitenden Helden bedarf, um die neuen Ideen durch die Thatkraft eines Einzelnen, in dessen Geiste sie entstanden, ins Leben zu führen. Sie keimten sogleich in den Gemüthern der Vielen und wurden von Allen zum Dasein getrieben, ohne der Hülfe einer bevormundenden Regierung benöthigt zu sein. Amerika stellt uns aber darum doch nicht die Zersplitterung des Einzellebens dar, wenn auch das Band der Geister weniger das sichtbare, in einer Person verkörperte, als vielmehr ein unsichtbares ist, das einem Jeden mit Bewußtsein lebt und sie um so enger an einander schließt.

In Europa sind bisher alle Versuche, einen auf durchgängige Gleichberechtigung gegründeten Volksstaat einzu-

richten, gescheitert; sowohl 1789, als 1830 und 1848. Die erste Staatsumwälzung fiel Napoleon I., die dritte Napoleon III. in die Hände, während die zweite von allen Napoleon I. nachahmenden, durch Metternich geleiteten Regierungen des europäischen Festlandes erstickt wurde. Woher kommt dieser ungeheure Unterschied der alten und der neuen Welt? Mit Ausnahme der wenigen Weltweisen und einer vorgerückten Minderheit ist in Europa die Masse des Volks noch nicht im Stande, sich das unsichtbare Band der Geister im Volksleben ohne Verpersönlichung zu denken. War nun bis zur ersten französischen Staatsumwälzung der rechtmäßige Fürst in seiner Person dieses Sinnbild der Ordnung und der Einheit, so wurde der Glaube daran durch diese weltgeschichtliche Begebenheit allerdings erschüttert. Und den aus dem Volke selbst hervorgegangenen Napoleonen gelang es, sich an des rechtmäßigen Fürsten Stelle zu diesem Sinnbilde der Volkseinheit zu machen. Ihre Kraft liegt eben darin, aus dem Volke entsprungen zu sein; ihre ganze Macht schöpfen sie aus den Gedanken, welche die Staatsumwälzung ihnen überlieferte. Ihr Ansehen dauert nur so lange, als sie diesen Ideen treu bleiben und die Völker dieselben noch nicht aus eigenem Entschlusse zu verwirklichen vermögen. Aber weil weder die Fürsten, die nur ihren Thron gegen die Ueberfluthungen der Staatsumwälzung zu retten suchen und sich darum zur starren Erhaltung alles Bestehenden hinneigen, noch das Volk, das nach plötzlichem Aufbrausen und ungestümem Anlauf zur Selbstregierung wieder in die tausendjährige Gewohnheit des Bevormundens und Gängelns zurückfällt, den neuen Ideen Gestaltung geben können, so haben wir bisher immer noch die beiden Napoleone den Anstoß zu solchen Neubildungen geben sehen.

Napoleon I., den ich deßwegen als den letzten Helden der Geschichte bezeichnen zu können glaubte, weil er in seiner Person den ganzen Inhalt des weltgeschichtlichen Zwecks zusammenfassen wollte, sah alle Parteien in Frankreich, alle Fürsten Europa's nur als soviel Widersacher seiner Ideen, als soviel Hindernisse für die Durchführung der ihm gewordenen weltgeschichtlichen Bestimmung an; so daß er jedes Mittel, wie Krieg, Todesurtheile, Treubruch, Verfassungsverletzung und dergleichen für erlaubt hielt, um seinen Willen, den er für den der Vorsehung ausgab, zu verwirklichen. Der Standpunkt der christlichen europäischen Menschheit, daß die Person die Unendlichkeit in sich selber trage, kam in der moralischen Weltanschauung des vorigen Jahrhunderts, z. B. als die Ueberzeugungstreue des Gewissens, das die Stimme Gottes sei, zum Bewußtsein. An den Anfang unserer Geschichte als eine unbegriffene Vorstellung der Religion in der Lehre von der Göttlichkeit Christi hingestellt, hat Napoleon I. an dem Ende dieser Entwicklung gewagt, diesen Gedanken für sich in Anspruch zu nehmen und Ernst damit zu machen. Zwar beklagt er den Unglauben, selbst der Fischweiber, dem er begegnen würde, wenn er sich für den Sohn des ewigen Vaters ausgeben wollte.*) Aber gehandelt hat er so, als wäre er die persönlich gewordene Vorsehung selber.

Indem er nun aber, Kraft dieser Sendung, die er sich zutraute, die Welt im Ungestüm seiner persönlichen Leidenschaft umgestalten wollte, um die Volksthümlichkeit herzustellen, die weltliche Macht des Papstes zu brechen, die Knechtschaft der Meere aufzuheben, den gesellschaftlichen Wohlstand des Menschengeschlechts zu erzeugen und die

*) A. a. O. Th. I, S. 234.

Menschheit zum Bewußtsein ihrer Einheit zu bringen, erkannte er zu spät, daß alle diese Ideen sich eben deßhalb nicht verwirklichten, weil sie noch mit der Farbe seines persönlichen Ehrgeizes übertüncht waren. Statt die Völker zu befreien, setzte er nur seine Verwandte auf ihre Throne. Mit dem Papste konnte er gar nicht zu Stande kommen, obgleich er ihn in Fontainebleau gefangen hielt. Der englischen Seeherrschaft setzte er nun die Landplage der Festlandssperre entgegen. Und ungeachtet aller seiner Bestrebungen für die Wohlfahrt und die Brüderlichkeit der Menschheit erschöpften seine steten Kriege Frankreich nicht minder als Europa und ließen die Völker in unversöhnlichem Haß gegen einander entbrennen.

Napoleon der Große trat vom Schauplatz der Weltgeschichte mit dem Versprechen ab, die großen Dinge, die er vollbrachte, zu beschreiben. Und hier nahmen seine Ideen noch eine ganz andere Gestalt an, als während seiner europäischen Thätigkeit. Er theilt den Standpunkt Europa's, die Vollendung nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit zu haben. Mit diesen Ideen von Jugend auf genährt, sehen wir nun den Napoleon, den Victor Hugo in seinem Ingrimm den Kleinen nennt, die äußere Geschichte des Familienhauptes nur wiederholen, hauptsächlich aber dessen Gedanken zur Ausführung bringen wollen. Er stürzt einen Freistaat um, erhebt sich zum Kaiser, macht Rußland, macht Oesterreich den Krieg. Aber er weiß, daß er kein Held ist, daß die Ideen nicht bloß in ihm leben, daß er sie nicht bloß mit der Größe seiner Persönlichkeit durchzusetzen habe; sondern die Nachwelt, sagt er, führt den Gedanken eines großen Mannes von selber aus. *) Er

*) A. a. O. Th. II, S. 273.

vermißt sich also nicht, mit der ungestümen Thatkraft seines Stammherrn die Pläne der Vorsehung in Europa zu verwirklichen, sondern er hält sich für das Werkzeug, das der Welt nur den Anstoß zur Thätigkeit giebt. Er wartet die Gelegenheiten ab, da wo sein Oheim Alles vom Zaun brach. Er läßt die Umstände heranreifen, bis er plötzlich hervortritt und dem Welttheil eine Lage schafft, in die derselbe sich finden muß. Europa hat noch nicht die Fähigkeit Amerikas, aus dem Geiste aller Einzelnen die öffentlichen Verhältnisse der Vernunft gemäß zu gestalten. Aber Europa fängt an, ein Bewußtsein Aller über das, was geschehen soll, zu gewinnen. Nur wissen wir noch nicht recht, wie es anzufangen sei. Die Ränke, die Verschlossenheit, die Hinterlist Napoleon's III., die nothwendig sind, um Europa zur Thatkraft anzuspornen, sollen aber Europa endlich zur Einsicht bringen, daß es solcher leitenden Persönlichkeit nicht mehr bedarf, daß die Sache sich endlich durch den Willen Aller vollziehen müsse. Die Häßlichkeit der Leitung soll Europa die Leitung überhaupt verleiden.

Der Leiter selbst zeigt aber diese Selbstsucht, diesen Eigenwillen, dies Denken an seinen Vortheil, an seine Vergrößerung, an die Befestigung seiner Herrscherfamilie, weil er noch die Erinnerung eines Helden ist. Er befreit Italien, eben um seine Herrschaft an die Stelle der Oesterreichischen zu setzen, ein Königreich Etrurien für seine Vetter zu gründen. Napoleon I. hätte längst einen Verwandten gegen den Willen der Florentiner eingesetzt. Napoleon III. weicht aber der Macht der Thatsachen. Er giebt nach. Er wird sogar dem Papst, zu dessen Schutz er gekommen zu sein behauptet, sein Ländergebiet nehmen. Er hat nur noch so lange Macht in Europa, als die Völker nicht selbst das Werk ihrer Umgestaltung, Neubildung, Freiheit in die

Hand nehmen. Er hat Rußland zu inneren Umgestaltungen gebracht; er hat Oesterreich den Anstoß gegeben, wie zögernd es auch den angewiesenen Weg einschlägt. Wollen wir Deutsche warten, bis er seine Rheingelüste in andere Vorwände hüllt und durch einen Krieg uns zur Einigung mahnt? Wenn Preußen sich kräftig an die Spitze des Fortschritts in Deutschland stellte, die ganze volle verfassungsmäßige Freiheit auf sein Banner schriebe, alle Stämme Deutschlands würden mit solcher Macht ihre Fürsten zum deutschen Bundesstaat drängen, daß ein Volksparlament, ein Staatenhaus in Frankfurt und Preußen an der Spitze mit Nothwendigkeit daraus hervorgehen würde.

Zerrissen, wie wir sind, von Oesterreich schadenfroh verlassen, ohne daß England sich einmischte und während das Napoleon III. befreundete Rußland schwankte, würde uns ein kurzer Krieg vielleicht den Rhein kosten, Frankreich vielleicht das Elsaß. Wollen wir es auf diese blinde Würfel des Kriegsglücks ankommen lassen? oder uns nicht lieber aus eigener Kraft, ohne Einbuße oder Vergrößerung, verjüngen? Und wer weiß, ob, wenn das Unglück uns die Freiheit bringt, das Glück sie uns bringen würde. Ein siegreiches Heer pflegt die Alleinherrschaft zu stärken. Nichts aber würde Napoleon III. empfindlicher treffen, als ein aus sich selbst erstarkendes freies Deutschland. Preußen in Deutschland aufgehend, hält das Geschick Europa's in Händen. Und sähe sich der Kaiser der Franzosen rings von freien Völkern umgeben, er würde sicherlich, nachdem seine Napoleonischen Ideen durch den allgemeinen Willen der Völker selbst ins Dasein gerufen worden, auch im Innern Frankreichs sein Gebäude mit der Freiheit krönen, wie er es ja auch versprochen hat, und der Oheim zuletzt geschehen ließ, als es schon zu spät für ihn geworden war.

Was uns Deutsche betrifft, so halte ich es nicht für durchaus unmöglich, daß unsere vierunddreißig Fürsten und vier Freistaaten sich verständigen, obgleich es ihnen weit schwerer fallen möchte, als den dreizehn großen Freistaaten des Nordamerikanischen Bundes 1787 und den vierundzwanzig kleinen Kantonen der Schweiz 1848. Die größere Schwierigkeit liegt darin, daß Fürsten eifersüchtiger auf ihre Souverainetätsrechte sind, als freistaatliche Regierungen. Denn da in Freistaaten das Volk doch Oberherr ist, so bleibt es dieses, sowohl wenn es in kleinen Staaten getheilt ist, als wenn es Ein Ganzes bildet. Das ganze Geheimniß der Lösung der Frage besteht also darin, daß den Fürsten begreiflich gemacht werde, ihre Oberherrlichkeit leide durch einen Bundesstaat so wenig, daß sie durch denselben vielmehr vergrößert würde. Freie Verfassungen in jedem deutschen Staate vorausgesetzt, wie sie denn auch von Rechtswegen bereits darin bestehen, so ist der Schlüssel der Aufgabe der, daß die Oberherrlichkeit jedes verfassungsmäßigen deutschen Staates nach Innen gar nicht geschmälert werde. Im Verein und unter Zustimmung der Landesvertretung bleibt jede Regierung in Deutschland für die inneren Landesangelegenheiten durch die Bundesgewalt so wenig berührt, wie bisher, ja weniger als der Bund sich jetzt widerrechtlich anmaßt. Durch Vertrag aller deutschen Länder werden aber gewisse allgemeine deutsche Angelegenheiten der Bundesgewalt, an welcher auch alle Regierungen Theil nehmen, übertragen. Münzen, Gewicht, Wechselordnung sind bereits Gemeingut aller Deutschen. Preußen leitet jetzt schon die Zollangelegenheiten des deutschen Zollvereins. Die auswärtigen Angelegenheiten, die Leitung des Heeres in Kriegszeiten, das Seewesen, das Bundesgericht, die Feststellung der Ausgaben für Bundes-

zwecke u. s. w. müßten allerdings der Bundesgewalt anvertraut werden. Was hat aber Baden, selbst Hannover und Baiern jetzt für einen Einfluß, zum Beispiel, auf die auswärtigen Angelegenheiten Deutschlands, wenn es für sich handelt? Sie sollen freilich nicht ihre Selbstregierung verlieren; sie sollen vielmehr dadurch, daß sie als berechtigtes Glied in die Bundesgewalt eintreten, erst in diesem Vereine die Macht erlangen, die sie vereinzelt nie besitzen können, — und zwar auf folgende Weise.

Das ganze deutsche Volk wählt natürlich für Frankfurt nach Maßgabe der Bevölkerung das Volkhaus für die Gesetzgebung der bezeichneten Gegenstände. Sollte sogar durch Verschmelzung der Sonderrechte ein allgemeines bürgerliches und peinliches Gesetzbuch für ganz Deutschland durch dieses Volkshaus ausgearbeitet werden, welchen Eintrag thäte dies den einzelnen Staaten? Jede Gesetzgebung könnte es ja frei annehmen oder nicht, wie Landrecht und kaiserliches Recht früher neben einander bestanden. Sind die Grundrechte nicht bereits auf diesem Wege allgemein angenommen gewesen? Haben wir es nicht beim Wechselrecht wirklich so bleibend geschehen sehen? Wird das Handels- und Seerecht nicht jetzt auf ähnliche Weise für ganz Deutschland vorbereitet?

Die Schwierigkeit macht allein die Zusammensetzung des Staatenhauses, in welchem eben die Oberherrlichkeit jedes deutschen Landes ihre gesetzliche Stelle finden muß. Soll die Gesetzgebung oder die Regierung des einzelnen Staates die ernennen? Ich meine: Beide. Die Gesetzgebung schlägt etwa die Kandidaten vor, unter welchen die Regierung die Senatoren wählt. Was die Zahl derselben betrifft, so braucht gar keine Aenderung im bisheri-

gen bundesrechtlichen Stimmenverhältnisse statt zu finden. Die achtunddreißig Staaten besitzen siebenzehn Stimmen im engeren Ausschuß, indem die kleineren zusammengelegt nur je Eine Stimme haben. Das Plenum aber zählt neunundsechszig Stimmen, indem die kleinsten Eine und die größeren eine nach ihrem Umfang steigende Stimmenzahl haben. Mögen wir nun die Stimmenzahl gleichmäßig verdoppeln, oder lieber bei der einfachen Stimmenzahl stehen bleiben, wie ja auch der Amerikanische Senat nur sechsundsechzig Stimmen zählt, unser deutsches Staatenhaus müßte, wie jener, gleichsam als ein Reichsrath, in stehende Ausschüsse, die nach den verschiedenen Thätigkeiten der Bundesregierung gebildet wären, eingetheilt sein. Es gäbe also einen Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen, das Seewesen, das Zollwesen, das Gerichtswesen, die Geldangelegenheiten u. s. w. Das Reichsministerium leitet diese gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands nur in Uebereinstimmung mit diesen Ausschüssen des Senats, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dies Staatenhaus wäre der verjüngte, dem Bedürfniß der Vernunft entsprechende Bundestag. Und jedes der achtunddreißig deutschen Länder hätte darin durch seinen Stimmenantheil den ihm gebührenden Einfluß auf die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands, während bis jetzt Oesterreich und Preußen, wenn sie einig waren, allein entschieden, und, wenn sie es nicht waren, meistentheils Oesterreich seine Ansicht durchsetzte.

Aber Oesterreich ist ja eben der Stein des Anstoßes. Nun denn! will Holland für Luxemburg und Limburg, Dänemark für Holstein und Lauenburg, Oesterreich mit seinen deutschen Provinzen nicht in den Bundesstaat ein=

treten, so bleibt für sie das bisherige Verhältniß des Staatenbundes bestehen. Werden erst alle Völker Oesterreichs unter sich einen Bundesstaat bilden, wie die Ungarn ihn jetzt vorgeschlagen haben, so wird es Deutschland, wenn diese acht Millionen nicht, von Oesterreich abgezweigt, zum deutschen Bunde geschlagen werden können, weniger schmerzhaft sein, sie zum österreichischen Bunde gehören zu sehen, weil dann zwischen Preußen und Oesterreich kein Grund des Zwiespalts mehr vorhanden wäre. Freie Staatsverfassungen aller Völker, sagt Kant, würden die Kriege unmöglich machen.

Wenn nun Europa, wenn namentlich Deutschland, so gerüstet, sich Napoleon III. entgegenstellte, wenn wir, mit Einem Worte, bei uns die Idee der freien Volksthümlichkeit verwirklicht hätten, er hätte dann für seinen Ehrgeiz nicht mehr den Vorwand, fremde Volksthümlichkeit zu befreien. Er müßte, um sich zu halten, seinem Volke die Freiheit geben; und er würde es thun, um sich zu halten, wenn er es überhaupt im Stande ist. Wenigstens wäre es das einzige Mittel, seinen Sturz zu verhindern. Denn ohne Verleihung der Freiheit würde er sicherlich noch viel eher stürzen. Jedenfalls würde ihm der Scepter Europa's entrissen, damit auch nicht mehr der Schatten eines Helden, mit dem Schilde der Ideen umgürtet, Europa leite, sondern endlich auch diese Erdhalbkugel zur Selbstregierung komme, indem die leitenden Ideen die Massen durchdringen und der allgemeine vernünftige Wille auch als der der Mehrzahl erscheine, der sich auf gesetzmäßige Weise in den freien Einrichtungen des Staates durchführt und ungeschmälert zur Geltung gelangt.

Nach diesem Hafen muß der Lauf der Weltgeschichte steuern! Während nach dem Anstoß der ersten französischen

Staatsumwälzung die erträumte Freiheit Europa's in eine allgemeine Alleinherrschaft endete und uach Napoleon's I. Abdankung Frankreich durch Europa's Aufstand die Freiheit, die dieses sich nicht selber geben konnte, erhielt, so wird jetzt durch das in der erwähnten Weise herbeigeführte Abtreten des dritten Napoleon, ohne weitere kriegerische Anstöße desselben, der ganze Welttheil die Freiheit erringen.

F. von Schiller.

Ein kulturgeschichtlicher Protest.

Von

Adolf Stahr.

Motto:
„Aus dem Diplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich beruhigt.“
(Schillers Gattin an Fritz von Stein.)

„F. von Schiller."

Ein kulturgeschichtlicher Protest.

Zur Einleitung.

In dem Reskripte Sr. Excellenz des Kgl. Preuß. Ministers des Innern, Grafen von Schwerin, an den Vorstand des Centralkomités für die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstage, welches die Berliner Zeitungen vom 26. Oktober d. J. 1859 mittheilten, las man unter andern folgende Stelle:

> „Der Abschluß eines Jahrhunderts nach der Geburt eines Mannes von so großem Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Geistes, wie F. von Schiller, ist gewiß ein würdiger Gegenstand festlicher Feier, der die Theilnahme aller Gebildeten im Volke gesichert ist. — — Damit kann aber sehr wohl eine Verschiedenheit der Auffassung über die Grenzen, innerhalb deren sich eine solche Festfeier zu bewegen hat, bestehen und Ew. Wohlgeboren werden gewiß selbst nicht verkennen, daß diejenigen Theile des Programmes, die sich auf die öffentlichen Aufzüge durch die

Straßen der Stadt und die Feier auf dem Gensdarmenmarkt beziehen, weit über das Maaß dessen hinausgehen, was bei ähnlichen Erinnerungsfesten das Hergebrachte ist."

Diese Worte und namentlich die von mir unterstrichenen, riefen den folgenden Aufsatz hervor, den ich als einen kulturhistorischen Protest zu bezeichnen mir erlaubte. Ich sendete denselben am 28. Oktober an die „Nationalzeitung," und als dieselbe, obschon mit der Tendenz einverstanden, den Abdruck für den Augenblick ablehnen zu müssen glaubte, Tags darauf an die „Volkszeitung" zur Veröffentlichung. Aber auch diese nahm Anstand dem Aufsatze ihre Spalten zu öffnen. Man bat vielmehr den Verfasser solche Veröffentlichung bis nach der vollbrachten Festfeier zu verschieben. Zwar die Bezeichnung des zu feiernden Genius als „F. von Schiller" und die Warnung vor Ueberschreitung der Grenzen des bei ähnlichen Gelegenheiten „Hergebrachten" durch eine öffentliche Begehung des Festes — wie sie später in Wien, Dresden, Stuttgart u. s. w. dennoch statt gefunden hat — diese Dinge wollte Niemand gut heißen. Allein man glaubte durch eine solche Aeußerung des Tadels den mühsam gewonnenen Boden für die Schillerfeier in Berlin gefährdet; man fürchtete eine störende Einwirkung auf die öffentliche Meinung, die ohnehin schon in Berlin nichts weniger als ungetrübt geblieben war. Es kostete nicht eben allzuviele Mühe den Verfasser, wenn auch nicht von der Gefährlichkeit seines Protestes für die Schillerfeier zu überzeugen, so doch zu dem nachgebenden Entschlusse zu bewegen, die folgenden Blätter bis nach Beendigung der Festfeier ungedruckt liegen zu lassen.

Inzwischen erlebte derselbe sehr bald die Genugthuung, daß der ehrwürdige Jakob Grimm sich in gleichem Sinne

an öffentlicher Stelle aussprach. In seiner Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859, gab er sein über ganz Deutschland hinausschallendes Urtheil ab über den Eindruck, welchen jene offizielle Bezeichnung Schillers als „F. von Schiller“ in einem großen Theile des deutschen Volkes hervorgebracht hatte. Dieses Urtheil aber, mit welchem diese Blätter zu schmücken erlaubt sein mag, lautete wie folgt:

„Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schillern der Adel zu Theil, und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes von verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im Voraus verneinen; weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringern Würde bedürfen wird, weil Talent sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen; alle Welt aber glaubt es steif und fest, daß Dichter geboren werden und hier galt es einem als König im Reiche der Gedanken waltenden. Schon 1786 hatte Bürger gesungen:

Mit einem Adelsbrief muß nie der ächte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen,
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen,

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist erscheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauernstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Gutes

werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergeht, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Göthe oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch nothwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn Friedrich von Schiller, Wolfgang von Göthe zu schreiben. Ueber solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden Schiller."

Dieses Wort wird nimmer vergessen werden in der deutschen Kulturgeschichte. Der große Humboldt hat es einmal ausgesprochen, daß er auf keine seiner wissenschaftlichen Arbeiten, wohl aber darauf stolz sei, daß er von früher Jugend an gegen die Sklaverei und für die Freiheit mit Schrift und Rede gewirkt habe. Und so wird auch dieses Wort Jakob Grimm's den von ganz Europa verehrten Mann der Wissenschaft zugleich in alle Zukunft vor seinem Volke und vor allen Kulturvölkern der Erde als den Mann erscheinen lassen, der die Ehre und den Adel des freien Mannes und Bürgers gegen die Anmaßung veralterten Vorurtheils würdig vertreten hat.

Damit aber auf unseren geadelten Dichterheroen selbst nicht etwa der Makel ruhe, daß sie eine solche Adlung als eine „Erhebung" angesehen und hingenommen hätten, scheint es nothwendig, in kurzer Darstellung zu zeigen, wie es mit dieser Adelserhebung unserer Unsterblichen zugegangen und wie sie selbst darüber gedacht haben. Dies zu thun war der Zweck der folgenden Blätter, die ich jetzt hiermit der Oeffentlichkeit übergebe.

I.

Als der groß- und freigesinnte Herzog Karl August von Weimar von der jämmerlichen Engherzigkeit der Hof- und Adelsverhältnisse seiner Zeit und seines Hofes gezwungen ward, die Komödie aufzuführen, den Dichter des Tell von der Wiener Hofkanzlei adeln zu lassen, da schrieb die Gattin Schiller's, schrieb Charlotte von Lengefeld, selbst eine Adlige, an einen Freund, den jungen Freiherrn von Stein, die Worte, welche allein hinreichen, diese deutsche Frau als die würdige und ebenbürtige Gattin des größten Dichters der Nation im Gedächtnisse unseres Volkes hinzustellen:

> „Aus dem Diplom kann Jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich beruhigt."

Ja, er war „ganz unschuldig" an dieser Lächerlichkeit und sein trostloses Weib konnte sich mit diesem Bewußtsein trösten, als Schiller mit lächelndem Achselzucken die ihm gebotene „kahle Ehre," wie er sie nannte, annahm, weil er dieselbe nicht zurückweisen konnte, ohne seinen wohlwollenden Fürsten zu beleidigen, der es gut gemeint hatte,

und der im Grunde seines großen Herzens wahrlich nicht anders als Schiller selbst über diese „kahle Ehre“ dachte. „Sie werden gelacht haben,“ schrieb Schiller an einen adligen Freund, „da Sie von unserer Standeserhebung hörten.“ Er setzte voraus, daß selbst ein Freiherr und Edelmann, eben weil derselbe zugleich ein freier und adeliger Mann war, die Lächerlichkeit empfinden würde, welche darin lag, einen Schiller, durch Zufügung einer Sylbe zu seinem Namen, „erheben“ und ihn durch dieselbe absondern zu wollen von seinem Volke. Er setzte es voraus und mußte es voraussetzen; denn der Mann, an den er seine Worte schrieb, war — Wilhelm von Humboldt; dieser Mann war nicht nur derjenige, welcher schon bei Lebzeiten seines großen Freundes die fast über das Maaß des Menschlichen hinausgehende Erhabenheit Schiller's mit unerreichten Worten der Verehrung schilderte; er war seiner Zeit auch Preußischer Staatsminister und, als solcher, einer der ruhmvollsten Förderer der glorreichen Wiedererhebung des Preußischen Staates und des Preußischen Volkes aus tiefstem Falle und tiefster Schmach.

Heute aber, ein halbes Jahrhundert später, beim Jubelfeste der deutschen Nation, dessen Feierglocken über den ganzen Erdball tönen, — heute noch redet ein anderer Preußischer Minister zu Preußens Hauptstadt und zum Preußischen Volke von — „F. von Schiller“!! und warnt im Angesichte eines Erinnerungsfestes, das in der ganzen Geschichte der Kultur und Bildung seines Gleichen nicht hat, seine Mitbürger und Volksgenossen, welche die Erlaubniß zu einer öffentlichen Kundgebung der Huldigung des Genius von ihm erbitten müssen, — warnt er die Bewohner der großen deutschen Kulturhauptstadt Berlin vor der Gefahr: durch eine solche öffentliche Kundgebung

„weit über das Maaß dessen hinauszugehen, was bei **ähnlichen** Erinnerungsfesten das **Hergebrachte** (!) gewesen sei!!"

„Das Hergebrachte!" — und „F. von Schiller!" — diese Ausdrucksweise stellt sich ebenbürtig dem Stile des Adelsdiploms aus der Wiener Hofkanzlei vom Jahre 1802 an die Seite, in dessen gespensterhaften Perrückensprache es als eine Empfehlung Schiller's für die Erhebung in den Adelsstand angeführt wird, daß sein Vater unter den Reichstruppen gegen Preußen und seinen großen König gefochten habe! und alle Kurfürsten, Fürsten, geistliche und weltliche Herren, Grafen und Freiherrn „bei einer Pön von 50 Mark löthigen Goldes" gewiesen und verpflichtet werden, „genannten Johann Christoph Friedrich von Schiller als Unsern und des heiligen römischen Reichs rechtgebornen Lehens- und Turniergenossen zu erkennen, zu ehren und zu würdigen."

Indessen das heilige römische Reich von Anno 1802 ist längst seitdem zu Staub zu zerfallen. Mögen also die, welche es trifft, noch immer die von ihm verhängte „Pön von 50 Mark löthigen Goldes" respektiren. Wir andern, wir Bürgerliche des großen deutschen Volks, wir brauchen das nicht. Wir können nach wie vor es dem deutschen Fürsten nachthun, der neben den beiden größten deutschen Dichtern in freier Gruft zu ruhen sich als Ehre bestimmte, und der auf den Sarg, welcher die sterblichen Reste des Unsterblichen umschließt, nichts weiter setzen ließ als die ächt goldnen Lettern:

SCHILLER.

II.

Aber Schiller und Göthe, wird man sagen, haben doch selbst diese ihnen widerfahrene „Erhebung" in den Adelstand sich ruhig gefallen lassen, vielleicht gar dieselbe gewünscht und nachgesucht, jedenfalls ihre Unzufriedenheit darüber nicht verlautbaren lassen!

Was Schiller betrifft, so haben wir bereits gesehen, wie Er darüber dachte, und daß Er die Sache als das was sie war, als eine Lächerlichkeit empfand, die Er, der „Bringer jener Zeiten, die da kommen werden," dessen „Jahrhundert seinem Ideal nicht reif war," mitleidig lächelnd hinnahm. Aber auch Göthe befand sich in demselben Falle und in derselben Stimmung und es ist gut und thut dem deutschen Volke nöthig, daß es erfahre, durch welche Klasse von Menschen und durch welche Vorurtheile ihrer Anmaßung, Göthe und Schiller, nicht nur ohne, sondern gegen ihren Wunsch und Willen gezwungen wurden, sich zu „Herren von" machen zu lassen.

Herzog Karl August von Weimar dachte nicht geringer als sein fürstlicher Zeitgenosse Markgraf Karl Friedrich von Baden, der in seinem Briefe an Klopstock den Dichter mit den Worten zu sich einlud: „Freiheit ist das Edelste was der Mensch haben kann und die sollen Sie bei mir finden." Mit derselben Zusicherung hatte der jugendliche Herzog Karl August den Dichter des Werther und des Götz von Berlichingen zu sich berufen. Und er war geistesstark genug den Widerstand und das Murren seines Adels und Beamtenthums darüber, daß er den Frankfurter Bürgerssohn und Dr. juris, mit dem er, der Fürst, das brüderliche Du tauschte, zu seinem Geheimen Rathe mit Sitz und Stimme in seinem höchsten Kollegium erhob, in jenem berühmten Reskripte niederzuschlagen, das als ein

ewiges Denkmal seiner freien fürstlichen Gesinnung in der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts dasteht. Aber er war nicht stark genug, so wie er seinen eigenen Hof zwang, so auch die verwandten kleinen Höfe seiner Umgebung zu zwingen, den bürgerlichen Minister und Freund seines Herrn als ebenbürtig für die adlige Gesellschaft des „Hofgeschmeißes" der „heimtückischen Hofleute", wie Göthe sie in gleichsinnigen Briefen an die Stein nannte, aufzunehmen. Jahre lang wehrte sich Göthe gegen die Absicht des Herzogs, diesen Widerstand der Hofleute durch die Adlung des Dichters zu brechen. Er empfand die Lächerkeit, ja die Demüthigung des Genius, welche in solcher sogenannten „Erhebung" lag, und die den Dichter des Tasso und der Iphigenie vielmehr gleichstellt mit dem ersten besten eitlen Thoren, der sich aus einem Schulze oder aus einem Meier zu einem Herrn von Schulze oder Meier machen läßt. Er empfand ganz ebenso wie der bürgerliche Dichter der Leonore empfand, der solchen Adelverleihern zurief:

„Mit einem Adelsbrief muß nie der ächte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen;
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen!"

Herzog Karl August selbst wagte es daher auch nicht, den Dichter zu bereden, sich diese Komödie gefallen zu lassen. Er bat seine fürstliche Mutter, die Herzogin Amalie, dem Freunde vorzustellen, in welche schlimme Lage der Widerstand Göthe's ihn gegenüber seinen fürstlichen Herren Brüdern setze. Die alte Fürstin übernahm dies Geschäft, und nach langem Sträuben entschloß sich Göthe auf ihre Bitten und Vorstellungen, seinem fürstlichen Herrn und Freunde auch dieses Opfer zu bringen. In einem seiner

Briefe an Frau von Stein (vom 17. November 1781) schrieb er der Freundin: „die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe ihr sehr einfach meine Meinung gesagt und Einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir auch noch (mündlich) erzählen will." Die Meinung, welche er gesagt, war also von so starker Art, daß der vorsichtige und diskrete Mann sie dem Papiere nicht anvertrauen mocht. Erst im Juni des folgenden Jahres (1782) erfolgte der vom Herzog ausgewirkte kaiserliche Adelsbrief, den Göthe der Freundin mit den Worten schickte: „ich bin so wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann." Dies scheint sehr mäßig und mit Götheschеr Milde ausgedrückt; aber es scheint auch nur so. Denn wobei man sich „gar nichts denken kann," das ist nach einer anderweit bekannten Definition Göthe's eben nur „der Unsinn."

Aber über die Verhältnisse und Anschauungen, welche seinen Herrn gezwungen hatten, diese „Farce" mit ihm zu spielen, über die Prätensionen und den Hochmuth einer Kaste, welche jeden Bürgerlichen, auch den Edelsten und Besten, den gottbegnadigten Dichter, den tiefsinnigsten Denker, den Stolz seiner Nation für unwürdig ihrer „Gesellschaft," für eine „bürgerliche Kanaille," wie der damalige Ausdruck hieß, ansehen zu dürfen glaubte, so lange ihm das „von" vor seinem Namen fehlte — über diese Menschen und Dinge konnte Göthe sich sehr wohl „etwas denken." Was er sich dabei dachte, das hat der Dichter des „Werther" in eben dieser Dichtung mit zornbrennenden Worten der Empörung ausgesprochen; und sein großer Kritiker Napoleon hat es sehr wohl gefühlt, welches zweite Motiv, neben dem der unglücklichen Liebe, dem Helden

jener Dichtung die Pistole in die Hand gab. Es war seine Existenz, es war die Lage und Empfindung eines stolzen Jünglingsherzens in einer Welt und Gesellschaft, wo der bürgerliche Gesandtschaftssekretair Werther von seinem eigenen Gesandten, „der ihn liebte und auszeichnete," aus dessen Salon ausgewiesen werden mußte, weil die ganze adlige Gesellschaft bei dem bloßen Anblick einer nicht salonfähigen, bürgerlichen Kreatur in ihrem ganzen Kreise in Aufstand gerieth! Napoleon sagte von dem großen Dichter Corneille: „wenn er zu meiner Zeit gelebt hätte, ich würde ihn zum Fürsten gemacht haben!" Göthe, der Bürgerssohn, empfand sich als geborner Fürst. Der geadelte Minister sprach es zu seinem Eckermann aus: „Ich fühle mich stets selber so vornehm, daß ich's nicht eben sehr merkwürdig gefunden haben würde, hätte man mich zum Fürsten gemacht." Er konnte so empfinden. Denn ein „Fürst" heißt ein „Vorderster," und Er war ein Vorderster seiner Nation, wie sie keinen zweiten gehabt hat außer ihrem Schiller.

Aehnlich wie mit Göthe's ist es mit Schiller's Adelung zugegangen. Er war „ganz unschuldig" an derselben, wie seine edle Gattin schrieb. Aber die Rücksicht auf diese Frau war es, welche ihn bewog, die „kahle Ehre" anzunehmen, die ihm selbst „lächerlich" erschien, und die obenein, wie er an seinen Freund Körner klagte, die Last seines Lebens noch vermehrte. „weil sie ihm einen Aufwand verursachte, auf den er nicht gerechnet war." In dem kleinen Weimar von damals spielte die Frage: ob adlig, oder nicht adlig, ob „Herr" schlechtweg oder „Herr von" eine Rolle, die eben wegen der Kleinheit des Ortes und wegen der Enge der Verhältnisse zuweilen selbst für einen Schiller ihr Lästiges hatte. Die Schwester seiner Frau hatte als

Gattin eines „Herrn von“ nicht nur Zutritt, sondern einen hohen Rang am Hofe, während die Gattin eines Schiller nach den herrschenden Adelsansichten, die als Gesetz der „Gesellschaft“ galten, dadurch, daß sie zu einem Bürgerlichen „herabgestiegen“ war, ihre Standesehre verloren hatte und keinen Zutritt zum Hofe haben durfte! Schiller selbst aber, der schon als der gefeierte Dichter der Nation dastand, mußte es erleben, daß einem Kotzebue, den der Herzog von Weimar verachtete, sich die Thüren der Hofgesellschaft öffneten, weil er — ein von vor seinem Namen führte, während einem Schiller diese Thüren verschlossen waren! Wenn die ägyptische Mumienhaftigkeit solcher Vorurtheile in einer großen Stadt weniger fühlbar gewesen wäre, so war sie doppelt und dreifach „unangenehm fühlbar“ in dem kleinen Weimar, das im Grunde nichts war, als, wie Frau von Stael sich ausdrückte, „ein großes Schloß.“

Es giebt Verhältnisse und Vorurtheile, die selbst ein Starker und Mächtiger nicht allein umgestalten und aufheben kann. Das war die Lage, in der sich Karl August befand; und es gereicht ihm zur Ehre, daß Er, der diese Vorurtheile verachtete ohne sie beseitigen zu können, das einzige Mittel ergriff, welches sich ihm darbot, um der Unwürdigkeit ihrer Folgen für einen Schiller ein Ende zu machen. Eben so wenig kann es für Schiller ein Vorwurf sein, daß er aus Achtung vor seinem wohlwollenden Fürsten und aus Rücksicht für seine Gattin sich den Adelsbrief gefallen ließ, der ihm ohne sein Willen und Wollen dargebracht ward, wie er sich einige Jahre zuvor den Bürgerbrief gefallen ließ, mit dem die Republik Frankreich, welche allem Adel in Frankreich ein Ende

gemacht hatte, den berühmten deutschen Schriftsteller zu ihrem Bürger erklärte!

Aber wenn Göthe und Schiller auch als Mitglieder der Weimarischen „Gesellschaft" die Adlung über sich ergehen ließen — an der Spitze ihrer Werke, ihrer unsterblichen Geistesthaten, durch die sie sind, was sie sind, haben sie nimmer das von vor ihre Namen gesetzt, vor diese Namen, die in der Weimarischen Fürstengruft ohne Adelszeichen die schlichten Eichensärge unserer Unsterblichen schmücken; vor diese Namen, nach denen ihre Zeit und ihr Jahrhundert die Zeit und das Jahrhundert Göthe's und Schiller's heißt und heißen wird bis ans Ende der Zeit.

Wer aber heute in den Tagen, wo das deutsche Volk den hundertjährigen Geburtstag seines Schiller feiert und begeht, von „F. **von** Schiller" sprechen kann, der bezeugt dadurch: daß er Theil hat an dem Geiste eines hochmüthigen Vorurtheils vergangener Zeit und daß er sich scheidet von dem Volke, dessen Apotheose seiner Lieblinge, seiner großen Männer und Helden darin besteht, daß es, indem es sie allen äußern Glanzes und Ranges entkleidet, sie eben dadurch auf die Höhen und über die Höhen der Menschheit erhebt; er bezeugt endlich: daß er sich abtrennt von dem Geiste der Bildung unserer Zeit, der nur noch einen „Göthe" und einen „Schiller" kennt.

Die jüngste Literatur-Bewegung in Frankreich.

Von

Karl Grün.

Es ist jetzt schon eine halbe Generation her, daß wir von Paris aus unsern Freund Proudhon brieflich von der Herkulesarbeit der deutschen Kritik unterhielten, die sich in den Augiasstall der Theologie gewagt und dort ein gewaltiges Ausfegen unternommen hat. Der berühmte Kritiker des Eigenthums antwortete uns von Lyon: „Kriegerischer Germane, sehen Sie zu, daß Sie Ihr Pulver nicht an die Spatzen verschießen."

Heute sitzt derselbe Proudhon in Brüssel im Exil, weil er allzu stark, nicht etwa gegen Spatzen, wohl aber gegen Dompfaff, Kreuzschnabel, Mönch, Cardinal und sonstiges Kirchengevögel gefeuert, mit andern Worten, weil er die „Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche" verfaßt hat, eine dreibändige Analyse theologischer Begriffe und Begriffslosigkeiten.

Die Franzosen, welche in der Zeit der schweren Noth den Kopf oben behielten, haben jetzt auch eingesehen, daß nicht jedes Volk in jedem geistigen Zustande zur Freiheit taugt, selbst wenn die Revolution fertig vor ihm niederfallen sollte; sie haben erlebt, daß in dem stolzen Frankreich von 1789, 1792, 1830 und 1848 noch immer ein katholischer Bauernkaiser möglich war und sie haben ihre langwierige Muße dazu benutzt, nach deutscher Art in den Augiasstall der Theologie hineinzuwaten. Bekanntlich nennen sich die Theologen oft Philosophen.

Da ist z. B. der berühmte Eklektizismus, die landläufige Philosophie der Julidynastie, jener offizielle Langohr, der den Kopf zwischen scholastischen Wesenheiten und analytischen Begriffen wehmüthig hin und her wendete und endlich im Juste-Milieu verhungerte.

Herr Victor Cousin hat das System aus Descartes und deutscher Philosophie zusammengeflickt, in diesem Bettlermantel lange Jahre paradirt und als der Wind endlich zu scharf wehte, warf er das nothdürftige Habit ab, um im Budoir etlicher vornehmer Phrynen aus den Zeiten der Freude und des vierzehnten Ludwig unterzukriechen. Diogenes auf der Jagd nach einem Rudel Aspasien!

Einer der Schleppträger des Herrn V. Cousin, Magister eloquentiae einer tugendsamen Opposition, ist Herr Jules Simon, Verfasser der Religion naturelle und des Devoir, Commis-Voyageur für erschütternde Phrasen, das Ideal aller gemäßigt-liberalen Crinolinen. Auch Herr Simon thut bisweilen als ob er etwas analysire und einen Vorstellungsknäul auflösen wolle; aber er trägt Sorge, das zu lösende Wirrniß zuvörderst an ein Haupt- und Urknäul festzubinden, welches er zu entwirren verbietet, ja von dem er behauptet, sein ganzes Verdienst bestehe gerade in seiner Unentwirrbarkeit: „Es ist offenbar, daß das Unendliche ist (gerade wie die Seele, gerade wie die Pflicht); es ist abgeschmackt, daß es nicht sei; nichts widersetzt sich der Existenz des Unendlichen; wenn das Unendliche nicht ist, so ist nichts möglich, und im Gegentheil alles möglich, unter der Bedingung, daß das Unendliche ist.“ „Gott läßt sich aus nichts schließen, aber er läßt sich überall wahrnehmen, man muß nur sehen können.“ Ins Indische übersetzt heißt das: Siwa ist, man kann ihn zwar nicht beweisen, aber ohne Siwa wäre nicht einmal der Lingam

vorhanden. Siwa läßt sich aus nichts schließen, aber in jedem Phallus oder Stier läßt er sich wahrnehmen, man muß nur sehen können. Und so kommt denn der spirituale Herr Simon dahin, die Abstraktion aller Abstraktionen unter die Loupe des Chemikers und das Teleskop des Astronomen zu verweisen. Man weiß aber, was sie dort seit den Tagen des großen Laplace geworden ist!

Hat sich Herr Cousin wenigstens dem Sturme der Zeiten entzogen, um mit „weiblichen Charakteren" einen harmlosen Umgang zu pflegen: so bildet sich dagegen Herr Simon ein, er sei auf der Bresche geblieben, indem er dem Mormonen-Messias Joë Smith Konkurrenz im Religionserfinden macht oder im absolutesten Tone über Dinge abspricht, von denen er nicht das erste Worte versteht, z. B. über Kapital und Arbeit. Der Meister ist behaglich konservativ geworden, der Schüler aber boshaft reaktionär.

Gegen diesen Eklektizismus zieht ein stahlgewappneter Kämpe zu Felde, Herr H. Toine, Verfasser einer gekrönten Preisschrift über Livius und eines gar pikanten Buches: „Die französischen Philosophen im 19. Jahrhundert." Nie ist ein theologischer Schwindel herrlicher aufgelöst und als blauer Dunst erwiesen worden, als wenn Herr Toine die Plattheiten der Eklektiker ins Gemeinverständliche übersetzt.

Maine de Biran sagt einmal mit wichtiger Offenbarungsmiene: „Jeder kann an sich selbst beobachten, daß die direkten Vorstellungen der äußern Sinne, wie die Bilder oder Anschauungen des inneren Sinnes und die Ideen selbst die Produkte der Verstandesfähigkeit, wenn sie successive von dem Ich unter verschiedenen sensitiven Modifikationen, oder mit einem veränderlichen Gefühl der Existenz, einem traurigen oder kummervollen, angenehmen oder leich-

ten, reflektirt oder betrachtet werden, sich bis auf einen gewissen Punkt diesen Variationen proportioniren, was die Grade der Klarheit oder Dunkelheit, Beweglichkeit oder Beständigkeit, des Vertrauens des Zweifels betrifft, welche diesen Ideen einen besonderen Charakter und gleichsam eine eigenthümliche Physiognomie aufdrücken." Herr Toine übersetzt das so: „Wenn ihr Kolik oder Migräne habt, so hat euer Raisonnement weniger Klarheit, eure Aufmerksamkeit eine geringere Dauer, eure Schlüsse sind weniger sicher, als wenn ihr bei guter Gesundheit seid." Es fällt ihm bei jenem Schwulst des Eklektikers der Scholar ein, der ein guter Hellenist, aber ein schlechter Reiter war und der vom Maulesel herab einen Bauer also apostrophirte: „Landmann, thu' einen Schritt der Annäherung gegen die Person meines Individuums, um die Aequipollenz zwischen den beiden Hebelarmen meiner Hippostase herzustellen."

Herr Cousin wird schlagend charakterisirt, als der Mann der „mittleren Wahrheiten," der auch nicht eine Ader von einem Philosophen gehabt. Der Mann im Bettlermantel orakelt z. B. also: „Mehr als jemals der psychologischen Methode getreu, vertiefte ich mich immer mehr in die Beobachtung, anstatt sie zu verlassen, und durch die Beobachtung erreichte und entwirrte ich in der der Intimität des Bewußtseins, bis wohin Kant gar nicht gedrungen war, unter der scheinbaren Relativität und Subjektivität der nothwendigen Prinzipien, das momentane aber reale Factum der spontanen Wahrnehmung der Wahrheit, einer Wahrheit, einer Wahrnehmung, die als nicht selbst reflektirend, unbeachtet in den Tiefen des Bewußtseins vor sich geht, aber dort die wahrhafte Grundlage dessen ist, was später unter logischer Form in den Händen der Reflexion ein

nothwendiger Begriff wird. Alle Subjectivität und alle Reflexivität erstirbt in der Spontaneität der Vorstellung."

Herr Toine: „Zwei und zwei sind vier. Als ich zum ersten Male zwei Objekte mit zwei andern zusammen sah, und begriff, daß sie vier ausmachten, bemerkte ich nicht, daß immer, überall und nothwendig zwei und zwei vier machen. Diese Bemerkung ist später gekommen, als ich durch Reflexion meine Gedanken beobachtete. Man denkt zuerst; nachdem man gedacht hat, reflektirt man über seine Gedanken. Sie sehen, mein lieber Kant, daß Ihr System in Trümmer zerfällt, denn ich habe mich in die Intimität des Bewußtseins bis zu einem Grade vertieft, wohin Sie nie gedrungen sind."

Der edle Jouffroy, der zwischen der Restauration und der neuen Revolution in der Schwebe hing, verwickelte sich in seiner „Bestimmungslehre" in die lächerlichsten Widersprüche: „Die Natur eines Wesens zeigt seine Bestimmung an. Die Natur eines Menschen aber ist zusammengesetzt aus unendlichen Aspirationen (nämlich die Natur des zufälligen Menschen Jouffroy!), die unsere gegenwärtige Lage nicht befriedigen kann; folglich giebt es für uns eine zukünftige Bestimmung und eine Reihe von Existenzen, in denen wir sie befriedigen können." Ganz vorzüglich, sagt Herr Toine, laßt uns sehen. „Die Natur eines Wesens zeigt seine Bestimmung an; dieser Satz gilt sowohl für den Ochsen als für den Menschen. Die Natur des Ochsen ist 15 Jahre zu leben und sich dann zu reproduziren; also ist die Bestimmung des Ochsen 15 Jahre zu leben und sich reproduziren. Aber seine gegenwärtige Lage hindert ihn daran, der Mensch verschneidet ihn mit sechs Monaten und speist ihn mit drei Jahren. Folglich wird der Ochse, von dem ich gestern gegessen habe, in einer an-

dern Welt wieder geboren werden, dort noch zwölf Jahre leben und Kälber erzeugen." So weit bringt es die „Bestimmungslehre" der Eklektiker!

Herr Toine beweist aber nicht nur die Absurdität der eklektischen Philosophie; er führt auch aus, daß diese Absurditäten nothwendig gewesen, daß der Sensualismus des 18. Jahrhunderts diesen Rückschlag herbeiführen mußte. Die bloße Analyse Condillac's ließ kalt, gewährte unter dem Druck des Empire und der Restauration keinen positiven Anhalt. Die Staël, Chateaubriand, Lamartine kündigten den Mystizismus an, die Eklektiker brachten dieses Herzensbedürfniß zu Buche. Indem sie den „Brei des Herzens" aufwärmten, haben sie leider Logik, Psychologie und Philosophie zu Grunde gerichtet. Die ganze Doctrin ist jetzt nichts als „eine Badewanne, sehr sauber, sehr ruhig und sehr lau; die Väter setzen aus Gesundheitsrücksichten ihre Kinder hinein."

Herr Jules Simon übersetzt diese Toine'sche Kritik wieder sehr rührend dahin: „Glücklich wer an Gott glaubt, ohne so viel Raisonnement, gleichsam durch eine natürliche Gnade und wer in der Wissenschaft nur die Bestätigung seines Glaubens sucht!"

Herr Toine ist kein Hegelianer, aber es ist wohlthuend zu lesen, was dieser spirituelle Franzose von sich selbst sagen darf: „Ich habe Hegel alle Tage, ein ganzes Jahr lang in der Provinz gelesen (ich spreche von Hegel selbst, nicht von der plumpen Sekte, die ihn fortgesetzt und entstellt hat.) Wahrscheinlich werde ich nie wieder Eindrücke empfinden gleich denen, die er mir geschaffen hat. Von allen Philosophen ist keiner zu solcher Höhe emporgestiegen, kein Genie hat diese wunderbare Unermeßlichkeit erreicht. Er ist Spinoza multiplicirt mit Aristoteles." Den Fehler der

nachkantischen Philosophie giebt Herr Toine im Ganzen richtig dahin an, daß man als Metaphysiker die Natur zu definiren gesucht habe, ohne durch die Erfahrung hindurchgegangen zu sein. „Sie haben es in Deutschland versucht mit einer heroischen Verwegenheit, einem erhabenen Genie und einer Unvorsichtigkeit, größer noch als ihr Genie und ihre Verwegenheit. Sie haben sich mit Einem Rucke bis zum obersten Gesetz hinaufgeschwungen, sie schlossen die Augen über die Natur und unternahmen es, durch geometrische Deduktion die Welt wiederzufinden, die sie nicht betrachtet hatten. Ohne exacte Begriffsbestimmung, der französischen Analyse bar, von vornherein hinaufgeschwellt auf den Gipfel der staunenswerthen Pyramide, deren Stufen zu erklettern sie verschmäht hatten, haben sie einen tiefen Sturz gethan. Aber in diesem Ruin, tief unten in diesem Abgrunde, übertrifft das Trümmergeröll ihres Werkes noch alle menschlichen Instructionen an Pracht und Massenhaftigkeit, und der gebrochene Plan, den man darin wiedererkennt, deutet dem künftigen Philosophen durch seine Unvollkommenheit wie durch sein Verdienst das Ziel an, das man erreichen muß und die Bahn, welche vorerst nicht betreten werden darf."

Herr Etienne Vacherot, ehemaliger Studiendirektor an der höheren] Normalschule — was jetzt in Frankreich noch etwas taugt, ist fast durchgängig „ehemalig," a. D. — ein grundgelehrter Mann von viel mehr germanischem Ingenium als der kaustische Herr Toine, spricht von seinen Lehrern in der Philosophie und „meine Lehrer sind Creutzer, Schelling, Hegel, Herr Cousin," der letztere wahrscheinlich als bloßer Vermittler mit den ersteren. In seiner zweibändigen „Positiven Methaphysik" zerschlägt auch dieser Kritiker die Illusionen des Eklektizismus: er habe nur eins

geleistet, nämlich die Beanstandung der „falschen, engen, plumpen Ideen" des 18. Jahrhundert; aber sein dogmatisches Werk reduzire sich neben „sehr seltenen und unvollständigen Versuchen" auf die Wiedereinsetzung der alten Metaphysik der Platon, Descartes, Malebranche, Bossuet, Fenelon, Leibniz, Clarke. Diese Elemente, gereinigt und sinnreich verbunden — also eine geschmackvolle Olla Podrida — könnten nur diejenigen täuschen, welche nicht wüßten, daß „die Kritik Kant's und seiner Schule alles das bis in die Wurzel zerstört habe." Wer aber wisse, was von Kant bis Hegel vorgegangen sei, der lasse sich „nicht anführen." Man könne den Eklektizismus „genießen" — wir haben das oben bei Gelegenheit des jungen Ochsen gesehen — und „als Geschichte bewundern" — als Fabel anstaunen —; aber „als Wissenschaft könne man ihn unmöglich im Ernste nehmen."

Der Franzose tauge eigentlich gar nicht zur Philosophie, erklärt der Franzose Vacherot; er sei viel zu viel ein Mann der „Disciplin und der Parole." Man nenne sich in Frankreich „Materialist," um nicht für einen Platoniker oder Cartesianer gehalten zu werden; „Atheist," um sich nicht vor der vulgären Theologie in den Staub zu werfen; „Pantheist," um Gott und die Welt anders zu unterscheiden, als die Masse. „Der französische Geist denkt nur Angesichts der Masse, er ist niemals allein und frei vor dem Objekt seines Nachdenkens. Das Publikum ist beständig anwesend, räth ihm, inspirirt ihn, modifizirt die Entwicklung oder den Ausdruck seines Gedankens. Er sieht stets die Wahrheit nur durch das Prisma der öffentlichen Meinung. Wir Franzosen sind Leute der Disciplin, im Denken wie in der Schlacht. Unsere Denker wie unsere Soldaten begeistern sich unter dem Applaus der Menge.

Der helle Tag der öffentlichen Meinung ist die wahre Studirstube unserer Philosophen, selbst wenn sie thun, als schlössen sie sich in ihre vier Mauern ein, um nachzudenken. Der französische Geist hat das Mot d'ordre im Munde, in den Tagen revolutionärer Trunkenheit, wie in denen der konservativen Erstarrung. Er giebt die Parole nicht, er empfängt sie. Die Cartesius sind selten, die Spinoza unmöglich. Viele Schriftsteller und wenig Denker, bewundernswerthe Klarheit, mäßige Originalität der Bücher."

In dieser meisterhaften Photographie hat Herr Vacherot die ganze Schwäche, aber auch die volle Stärke der Franzosen dargelegt. Sie sind kein Volk der starken und eigensinnigen Individualität, sie sind die Race der Soziabilität, berufen, Großes durch Einheit, durch Harmonie der Massen zu erzielen. In ihren ersten Revolutionsakten wie in ihren Angriffskriegen sind sie bewundernswürdig. Das Mot d'ordre wird ausgeführt, coûte que coûte. Alles kommt daher bei ihnen auf die Parole an, auf den gedanklichen Inhalt der Führer und Leiter. So lange ihnen blos die Analyse, die Verneinung gepredigt wird, werden sie meisterhaft einreißen, aber stümperhaft aufbauen. Finden sie erst den Inhalt der gesellschaftlichen Zukunft, so wird sich in kürzester Frist etwas Unerhörtes ereignen. Der Einzelne wird ihnen stets weniger bedeuten als uns; aber sie werden ein imposantes Ganze darstellen.

Unterdessen blickt Herr Vacherot sehnsüchtig auf den Aufbau der deutschen Philosophie hinüber: „Deutschland hat sein metaphysisches Werk vollbracht mit seinen Vorzügen und Mängeln. Trotz der Exzesse und der Reaktionen wider diese Exzesse, ist der große Gedanke Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's in die Substanz des deutschen Geistes übergegangen; er ist von den Höhen der Schule

in den Durchschnitt der gelehrten Welt hinabgestiegen. Die Arbeit Frankreichs ist noch zu vollbringen; es muß die metaphysische Frage da wieder aufnehmen, wo Kant sie stehen gelassen hat."

Es liegt ein erhabener Trost darin, daß die Denker aller Länder fast gleichzeitig auf den großen Immanuel als auf ihren unverwerflichen Ausgangspunkt zurückkommen, bei dem alle neuere Philosophie anfange und der das ewige Kriterium aller Fortschritte abgeben müsse. Nicht nur Deutsche und Franzosen begegnen sich in der feiernden Anerkennung dieser klassischen Nüchternheit und enthaltsamen Weisheit, sondern auch die Oberitaliener stimmen selbstbewußt ein und ihr scharfsinniger Pseudonymus Ansonio Franchi reiht sich würdig an Toine und Vacherot.

Daß die Parole in Frankreich bisher noch nicht die rechte gewesen, beweisen die fruchtlosen Versuche der Herren Michelet und Quinet, die doch beide mit dem wünschenswerthetesten Talente ausgerüstet und auch hinlänglich gelehrte Männer sind. Von Herrn Michelet könnte man zwar behaupten, er sei überhaupt kein Denker, sondern ein Aesthetiker, ein akademischer Fantaisist, der pikant-schönen Darstellung nachjagend in der Geschichtschreibung wie im politischen Pamphlet. Ja, seine neuesten Versuche in der Sozialphilosophie haben etwas sehr Bedenkliches, man erkennt den Verfasser von „Priester, Frau und Familie" kaum wieder, es sei denn, daß die Beschäftigung mit dem Jesuitismus auf den Schriftsteller abgefärbt habe. Erhob er nämlich früher als Lehrer am Collége de France den Mahn- und Warnruf wider die heilige Hermandad, welche das bürgerliche Leben vergifte und das politische unterhöhle: so sind seine letzten beiden Bücher, „die Ehe" und

„die Liebe“ einer feinen jesuitischen Feder würdig. Diese Detailmaterie ehelicher Zustände, diese hundert Vorsichtsmaßregeln und Kunstgriffe, welche der Mann mit der Frau vorzunehmen hat, um ihrer „sicher“ zu sein, dieser Epikureismus und Eudämonismus, der den gefangenen Kanarienvogel umgeben und ihn für die „Freiheit“ entschädigen soll, sind die glänzendste Abbitte, die Herr Michelet einem Directeur de Conscience nur thun konnte. Herr Michelet ist am Ende aller Enden ein eingefleischter Katholik, ohne eine Ahnung davon zu haben. Von der „Liebe“ haben wir einen einzigen Satz gelesen, dann das Buch zu- und den Verfasser zu den Todten geworfen. Wir lasen nämlich: „Ich habe Säuglinge gesehen, die schon verliebt waren.“ Das genügte uns vollständig; zu dieser Höhe der Physiologie können wir nicht hoffen uns jemals zu versteigen.

Mit Herrn Quinet ist es etwas Anderes, sein Gegensatz wider Jesuiten und Ultramontanismus war von jeher ein berechtigter. Herr Quinet ist im Grund und Wesen ein protestantischer Ascet, Epigone der Reformation. Er übersetzt sein historisches Bedauern, daß die romanischen Nationen vor dreihundert Jahren nicht mit Luther, Calvin und Zwingli gegangen sind, in den Wunsch und die Predigt: sie möchten noch jetzt massenhaft aus der katholischen Kirche treten, um jeden Preis, und sich der ersten besten protestantischen Gemeinschaft anschließen. Er gab dieser Tendenz den allerstärksten Ausdruck in seiner glänzenden Einleitung zur neuen Ausgabe des Marnix de Ste. Aldegonde, eines der kühnsten Antipapisten des 16. Jahrhunderts; er sprach davon, den Katholizismus „im Koth zu ersticken,“ die Kirchen mit Gewalt zu schließen, den Katholizismus zu behandeln, wie dieser einst den Paganismus behandelt habe.

Wir frugen ihn: auf Grund welches neuen Glaubens, oder gestützt auf welche allgemein verbreitete Ansicht von Welt und Menschen? Denn ohne ein Neues, das der Opfer werth ist, stürzt man das verrottetste Alte nicht. Wir erhielten natürlich keine Antwort. — Die romanische Race ist auf Grund ihrer Naturbestimmung nicht mit in den Protestantismus eingetreten, und wenn sie sich wieder mit uns vereinigen soll, so wird dies wahrlich nicht auf dem Boden eines papiernen Papstes geschehen, den gerade die germanische Welt mittlerweile herzlich satt bekommen hat. Auch sehe man, worauf der beredte Herr Quinet die neueste Welt insgesammt vereiden möchte: „Nach der Zerstörung des Katholizismus bleibt das Bewußtsein des modernen Menschen, der sucht, prüft und sich kühn durch das Evangelium hindurch seinen Weg zu Gott und zur Freiheit zurückbahnt.“ So wohlfeil wird man wohl mit der modernen Menschheit nicht fertig werden, daß man ihr a priori sagt, was in ihrem Bewußtsein schlummert und diesen Inhalt durch eine Abstraktion — „Gott“ — und durch eine Negation — „Freiheit“ — ausdrückt!

Giebt es aber diesmal kein neues Credo an die Stelle des alten zu setzen, ist es nicht thunlich, noch einmal Altar wider Altar zu errichten: wohlan, so wird der Krieg ein langsamer, methodischer, aber desto sicherer. Man pflanzt die Kultur an zur Beeinträchtigung des Kultus, man ruft zu Hülfe wider die alte Ueberschwänglichkeit, man baut Schulen und Festsäle zur Erbauung des Volkes! Daß dies Alles nicht im tiefsten Frieden und mit Rosenwasser vollbracht werden kann, wissen wir sehr wohl; aber die äußere Handhabe, die uns Herr Quinet darbietet, ist gerade so wurmstichig wie sein Inhalt des modernen Bewußtseins: „Die französische Revolution, gestützt auf alle dem

Katholizismus feindlicher Sekten.“ Man sieht, das ehemalige Collége de France ist gänzlich veraltet und die neuere Gedankenbewegung in Frankreich war eine absolute Nothwendigkeit. Herr Quinet ist noch mit keinem Fuß aus dem 18. Jahrhundert herausgekommen, Herr Michelet aber gar in die bequeme Kasuisterei des 17. Jahrhunderts zurückgesunken.

Da hat der gelehrte Herr Patrice Larroque, ehemaliger Rektor der Akademie von Lyon — auch ein „Ehemaliger,“ a. D. — mehr Zeug. Durch ausgedehnte Studien unterstützt, gewahrte Herr Larroque die Grundmängel des 18. Jahrhunderts, die trostlose Negativität, ja die schreiende Unmoralität z. B. Voltaire's, des typischen Helden jener Periode. Er fühlte, daß man nicht reaktionär zu sein braucht, um das Volkspathos in dem „Mädchen von Orleans“ nicht mit Latrinenkoth zu bewerfen, daß der Kampf wider das Pfaffenthum noch kein Kampf wider die Hallucinationen der Menschheit ist, daß es eine Aufklärung geben muß, bei welcher das Volk nicht nothwendig als „Kanaille“ traktirt wird, daß eine Revolution nicht damit zu beginnen braucht Pompadour auf Amour zu reimen und den Gegenstand der gekrönten Verworfenheit le plus beau nom de France zu nennen! Herr Larroque sah die deutsche Exegese bis zur Höhe der Gefühlsphilosophie hinaufklimmen, und während Herr Quinet noch mit Neander im Bunde eine Lanze für den „historischen Christus“ einlegte und die Rechte des Pectus predigte, wurde Herr Larroque zum französischen Strauß, wie Herr Littré von der Akademie zum Uebersetzer David Friedrich's geworden war.

Das Hauptwerk des Herrn Larroque, welches mit Vacherot's „Demokratie“ im Banne der französischen Konfiskation schmachtet, heißt: Examen critique des Doctrines

de la Religion chrétienne, „Kritische Prüfungen der Lehren der christlichen Religion," von P. Larroque, zwei starke Bände in gr. 8, zu denen sich ein dritter Band gesellt: „Religiöse Erneuerung," Rénovation religieuse (Brüssel, Van Meenen u. Cie.). Was hier aufgebaut oder erneuert wird mag der abermaligen Kritik verfallen, doch bezeugt Herr Larroque unendlich mehr Respekt vor dem Verstande der Menschheit, als die alten Konfessionen sammt dem Herrn Quinet.

Auch darin sind die Koryphäen der neueren Literaturbewegung in Frankreich wundersam einverstanden, daß sie ihr Land und Volk ernst und schonungslos kritisiren. Bei uns in Deutschland kann man über Mangel an Selbstkritik nicht klagen: von Lessing's und Herder's Zeiten an haben wir uns die bittersten Wahrheiten eingeschenkt, und in der Restaurationsperiode war nur derjenige deutsche Schriftsteller klassisch, der die Selbstpersifflage unserer Nationalität am glänzendsten aufführte. Jedermann weiß, daß und wie diese Ironie endlich in offenbaren Verrath überging. Aber wo waren für Frankreich die Zeiten des lachseligen Rabelais hingekommen, der zum größten Gaudium des „Hofes und der Stadt" im ersten Buch seines „Gargantua" erzählte: „Das Volk von Paris ist so dumm, so maulaffig, so albern von Natur, daß ein Marktschreier, ein Kalenderausrufer, ein Maulesel mit seinen Schellen, ein Violinkratzer auf einem Kreuzwege mehr Leute um sich versammeln wird, als ein guter evangelischer Prediger." Derselbe Rabelais citirt eine alte Scharteke des Joaninus de Barrauco, worin der Witz gemacht wird, die Pariser heißen eigentlich „Parrhesier," mit einem Gräzismus, d. h. „Prahlhänse im Reden."

Seit sich die absolute Kriegsmacht konsolidirte, kam solcher Humor in Verruf und Abgang. Die „großen"

Könige, welche die Nation und den Staat vorstellten, durften sich doch nicht sagen lassen, sie repräsentirten ein „dummes, maulaffiges, albernes Volk." Als später die Nation das Werk und die Rolle der Könige selbst übernahm, nannte sie sich gleichfalls nur die „große" Nation, und wehe dem der daran zweifelte!

Wir hörten oben die Offenherzigkeit des Herrn Vacherot über die französische Philosophie. In seiner „Demokratie" wird derselbe Schriftsteller noch viel deutlicher: „Es ist sehr wahr, daß das französische Volk die Gleichheit der Freiheit vorzieht und daß sein Eifer für die Gleichheit nicht so weit geht, die Anforderungen seiner Eitelkeit zum Schweigen zu bringen .... In Wahrheit ist die Liebe zur Gleichheit die einzige tiefe und lebendige Empfindung in diesem Lande. In sofern ist die französische Gesellschaft allerdings eine Demokratie. Leider hat diese demokratische Empfindung, aus Mangel an geistiger und moralischer Bildung, bei der ungeheuren Mehrheit der Personen nicht den Charakter eines politischen Begriffes; es ist ein Instinkt, der sich mehr durch den Neid, denn als Prinzip der Gerechtigkeit offenbart. Die Achtung vor dem Recht und noch mehr das Gefühl der Pflicht sind abwesend. Volk von Helden und Bedienten! hat Chateaubriand in einem Anfall von nationaler Misanthropie gesagt. Die Wahrheit ist, daß die Bedientenhaftigkeit nicht weniger gemein in Frankreich ist als das Heldenthum, und daß man dort nicht selten bei demselben Manne den Helden und den Bedienten zugleich findet. Was man am Wenigsten findet, das sind die einfachen Bürgertugenden ... Es giebt eine Wahrheit, die hart ist für die nationale Eigenliebe, die man aber nothwendig aussprechen muß: Frankreich nimmt in der

neueren Geschichte einen großen Platz ein durch seine Armeen und Ideen, seine Sprache, Literatur, Philosophie und Revolution; aber im Punkt der Erziehung und des Unterrichts der Masse ist es hinter England, Deutschland, den Vereinigten Staaten, im Allgemeinen hinter allen protestantischen Ländern zurückgeblieben... Die katholische Erziehung macht keine freien Menschen, der militärische Geist schafft keine Bürger. Das Volk, Arbeiter und Bauern kennen das Moralgesetz nur unter dem Rock des Priesters und das politische Gesetz unter der Uniform der Gensd'armen. Die tiefe Unwissenheit der Massen in Allem, was die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers betrifft, ihre betrübende Unfähigkeit zu jeglicher Selbstregierung, ihre passive Haltung unter der doppelten Vormundschaft der Kirche und des Staates, sind gewichtige Hindernisse für das Aufkommen der Demokratie in Frankreich." Vergleicht man das Genie der romanischen Race mit dem der germanischen so „findet man ernstliche Gründe zu zweifeln, ob Frankreich mit seiner Leidenschaft für die Gleichheit wirklich besser zu einer wahrhaften Demokratie vorbereitet ist, als England und Deutschland."

Der Historiker Henri Martin drückte sich 1847 schon ziemlich unparteiisch über die Grundzüge des französischen Nationalcharakters aus, während sein Kollege Herr Michelet in apokalyptischer Aufgedunsenheit das französische „Volk" kurzweg zum Messias salbte, der Europa zu erlösen bestimmt sei. Henri Martin sagte in seiner Schrift: „Frankreich, sein Genie und seine Besteuerung": „Das gallische Genie erscheint als eins und sich selbst gleich in der Geschichte; seine Hauptcharakterzüge sind eine außerordentliche moralische und physische Thätigkeit; mehr Eifer als Beständigkeit in der Anwendung dieser Thätigkeit; immer

bereit den Gegenstand zu wechseln; eine aufbrausende und verwegene Tapferkeit; eine Soziabilität, ein Interesse an Allem, was in der Welt vorgeht, ein sympathetisches, außerordentliches Streben in zwei Zeitaltern des Widerstreits, wo das Menschengeschlecht sich in ausschließende und feindselige Gruppen getheilt hatte, eine Soziabilität und Sympathie, welche einzig die Griechen mit den Galliern gemein hatten, welche aber bei diesen letzteren in ihren glücklichen Resultaten paralysirt wurden durch die Entwicklung einer intraktabeln Persönlichkeit (?), einen Geist der Nachahmung im Guten wie im Schlimmen, der gerade aus der Soziabilität herstammte; eine glänzende Einbildungskraft, eine Lebhaftigkeit des Geistes, die mit Scharfsinn und spöttischem Leichtsinn gemischt war; eine seltsame Unbeständigkeit, was die Personen und äußeren Dinge betrifft."

Herr Charles Dollfus, ein ächter Mühlhauser aus dem Elsaß, der freilich perfekt französisch versteht, sich aber in seinen philosophischen Schriften bis zur Kühnheit der Neu-Hegelinger vorwärts wagt (S. dessen Lettres philosophiques und Révélateurs et Révélations), ist mit dem Ausdruck: „intraktable Persönlichkeit" des Herrn Martin gar nicht zufrieden und annotirt den Passus so: „Wir nennen das die gallische Eitelkeit, die sehr verschieden ist von der Macht der Persönlichkeit und welche die Persönlichkeit viel eher zu vermindern als zu erhöhen strebt." In seinem jüngsten streng politischen Buche: Liberté et Centralisation formulirt Herr Dollfus seine Ansicht über die Franzosen dahin: „Anstatt stolz zu sein, sind wir eitel; anstatt geduldig und hartnäckig zu sein; wissen wir nur Sprünge auf das Ziel hin zu machen und dann den Muth zu verlieren, wenn wir es auf den ersten Satz nicht erreicht haben. Ein stolzer Mann gehört nur sich

selbst, er nährt seinen Stolz mit dem Gefühl seiner Unabhängigkeit. Ein eitler Mensch gehört nur seiner Eitelkeit, seine Eitelkeit verfügt über ihn, sie liefert ihn um ein Bändchen, um einen Titel, um ein Stück Gewalt, das ihn hervorheben soll. Eitel und verkäuflich (vanus und venalis) sind zwei Eigenschaftswörter, die selbander gehen."

Mit besonderem Behagen citirt Herr Dollfus den kürzlich verstorbenen Alexis de Tocqueville und dessen klassisches Werk: „Das alte Regime und die Revolution," worin der Charakter der Franzosen also gezeichnet ist: „Zu allem fähig, nur zum Kriege ausgezeichnet. Verehrer des Zufalls, der Gewalt, des Erfolgs, mehr als des wahren Ruhmes; mehr zum Heroismus angethan als zur Tugend, mehr zum Genie als zum gesunden Sinne; fähiger große Pläne zu fassen, als große Unternehmungen durchzuführen; die glänzendste und gefährlichste aller Nationen Europas, und am besten dazu geeignet, abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber niemals der Gleichgültigkeit zu werden."

Der gedankliche Aufschwung des Herrn Dollfus wird in seiner letzten Schrift zu politischer Bedeutung; er erblickt nämlich das große Mistbeet der französischen Eitelkeit, den permanenten Aderlaß jeder Charakterfestigkeit, in dem abscheulichen Centralisationssysteme, welches dem ganzen übrigen Lande alle Selbstständigkeit aussaugt, um dafür aus Paris die Börse alles Einflusses, den offenen Markt für Gewissen und Ueberzeugung zu machen. Die Stockfranzosen werden indessen den „Elsässer" merken und verstimmt werden.

Von welcher praktischen Wichtigkeit das schärfere Denken allsofort wird, und wie sich dessen politische Conse-

quenzen ausnehmen, davon liefert die Vacherot'sche „Democratie" das leuchtendste Beispiel. Viele glaubten den profunden Metaphysiker ganz gewiß auf gradem Wege nach Wolkenkuckucksheim und mochten sich recht sicher vor ihm halten. Herr Vacherot hat diese Verächter der „Quintessenz" rasch enttäuscht, indem er in zierlichem Oktavbande Staat und Gesellschaft neu construirt, und dabei unendlich positiver zu Werke geht, als die meisten Revolutionäre und Sozialisten von Profession. Er gibt ein wirkliches detaillirtes Programm der Dinge, wie sie nach der nächsten Katastrophe werden sollen; der Gelehrte verleiht der politischen Discussion Hand und Fuß.

Herr Vacherot wehrt sich zunächst gegen die falschen Begriffsbestimmungen der „Democratie". Democratie sei noch nicht vorhanden durch Abwesenheit der Adelsherrschaft und Feudalität. Er bekämpft die blinden Anbeter des allgemeinen Stimmrechts: „sie erblicken in ihm das letzte Wort der Democratie, welches auch moralisch, sozial, ökonomisch die Lage des abstimmenden Volkes sei, und ohne zu bedenken, daß Unwissenheit, Aberglaube, Unmoralität, Elend die Ausübung des Volksrechtes vereiteln oder gefährlich machen können. Andere endlich, die sich wenig um Freiheit und Würde scheeren, prostituiren sogar den Namen der Demokratie an ein politisches Regime, das alle Klassen der Gesellschaft unter die Richtwage des Despotismus hinabdrückt, und aus der allgemeinen Abstimmung ein lächerliches Spielding, ein Werkzeug der Knechtung macht.

Der Verfasser unterscheidet sich vortheilhaft von der nur allzu großen Klasse der Staatsflüchtigen, die in neuerer Zeit aus Haß wider die Centralknechtungsmaschine der Staatsregierung überhaupt ein Attribut nach dem andern, eine Funktion nach der andern abdisputiren wollten.

Der Staat, dieses wesentlichste Organ der Gesellschaft, ohne welches die Gesellschaft gar nicht zu sich selbst kommt, ist sowohl dem englischen Oekonomismus wie einem gewissen Sozialismus ein Dorn im Auge; ließ der erstere auch ein gutes Haar an ihm, so rupfte es ihm der letztere aus. Beide Sekten verwechselten zudem beständig die pariser Absorptionsmaschine mit einem im Centrum konvergirenden Organismus, der von einer lebendigen Mitte aus Anstoß und Harmonie zu empfangen hätte. Die Oekonomisten fürchteten von einem tüchtigen Regierungsorgan mit Recht eine Störung ihres so simplen Ideals: Abplattung alles politischen Lebens zu konkurrirendem Kauf und Verkauf, Verödung der civilisirten Welt zu einem unabsehbarem Markte. Die Individualisten des Soizalismus — wie diese beiden Wörter auf einander knarren! — sahen mit Schrecken im Staate das Prinzip der Gemeinsamkeit und Solidarität der Bürger hervorkommen, und fürchteten dabei die Einzigkeit ihres absoluten Ich einzubüßen.

Herr Vacherot fürchtet sich nicht und erschrickt nicht. Der Staat ist ihm die Vollendung der Gesellschaft, das Organ der sozialen Gerechtigkeit, das, weit entfernt die persönliche Freiheit zu beeinträchtigten, ihre festeste Schutzwehr bildet. Sein Staat — ein Idealstaat, hoch über der Zeit und dem Raume aufgebaut — schießt aus einer einzigen Nationalversammlung zusammen, welche der legislative Ausdruck der Souveränität ist. Die Exekutive entspringt aus der Legislative: die Nationalversammlung wählt einen Präsidenten — des Ministerraths, der ihr verantwortlich ist, den sie absetzen kann, wie sie ihn einsetzte. Der Conseilspräsident ernennt seine Minister, die nur ihm verantwortlich sind und daher mit ihm stehen und fallen. Die dritte Gewalt ist die administrative, von der

die richterliche als Species nur eine Unterabtheilung bildet; an ihrer Spitze steht der zu modificirende „Staatsrath.“

Der Katholizismus erhält so wenig wie irgend eine andere Religionsgesellschaft Gehälter und Unterstützung vom Staate. Der Staat besorgt den Nationalunterricht auf breitester Grundlage; was auch die Gemeinde an finanziellem Succurs leiste, selbst der Elementarlehrer wird Staatsdiener, auf Grund staatlicher Prüfung und Bestallung. Die Erziehung ist Sache der Familie, welche natürlich das religiöse Bedürfniß nach Belieben befriedigt. „Das Prinzip des Katholizismus ist nicht nur die Autorität, das hat er mit allen Religionen gemein; sondern die Autorität in Allem und überall, unter allen Formen, die Intervention in die geringsten Details des Dogmas und der Disciplin; er ruft jeden Augenblick höhere Leitung an und treibt das Mißtrauen in die menschliche Freiheit bis zur Abdankung jeder persönlichen Initiative. Eine katholische Gesellschaft ist sicherlich vieler ritterlicher, mystischer oder militärischer Tugenden fähig: Eine wird ihr immer fehlen, die Tugend der Selbstregierung!

Herr Vacherot reservirt dem Staate — unter permanenter Aufsicht der Nationalversammlung — nicht nur die von liberaler Seite zugegebenen Attribute: Armee, Justiz, Polizei, Finanzen; sondern auch den Unterricht zum Allerwenigsten das Recht, freie Schulen den Privatschulen gegenüber zu errichten und die letzteren streng zu kontroliren. Die öffentlichen Arbeiten, ganz besonders die von historisch-ästhetischer Bedeutung, ferner aber auch die des öffentlichen Nutzens, wie die Kommunikationsmittel, z. B. Eisenbahnen, die mindestens in letzter Instanz an die große Domäne der Gesellschaft zurückfallen müßten. Für Viele geht der muthige Verfasser dabei zu weit, ja die Besorgniß vor diesem

Anstoß hält ihn im Punkte des Unterrichts auf halbem Wege zurück: er will nämlich nicht recht daran, dem Staate auch moralischen Einfluß, das Recht der Erziehung einzuräumen, während er doch fühlt, daß ein Lehrer der Philosophie sich schwerlich solches Einflusses enthalten kann. Wir bemerken ihm darauf: Entweder repräsentirt Ihr Staat auch die sittliche Seite der Gemeinschaft, oder er neigt noch zu dem Polizei-Ideale der Oekonomisten hin. Im letzteren Falle ist Ihr Staat noch gar nicht vorhanden, und muß erst werden; im ersteren Falle bethätigt Ihr Staat seine innere Natur. Und eine der Hauptanforderungen an den wahrhaften Staat der Zukunft ist gerade die Herstellung der Harmonie in den so wild auseinander fahrenden Gefühlen und Empfindungen der Bürger. Gerade die heutige Anarchie ist das Ideal der bloßen Staatspolizisten geworden; mit der Abschaffung der offiziellen Religionen bis zur Nationalkirche erwächst dem Staate die allerwichtigste Pflicht — der „ästhetischen Erziehung;" und der ist in Wahrheit gar kein Staatsmann, der nicht ohne Bedenken und ohne alle Gespensterfurcht den großen Gedanken Schiller's frischweg in die Hand nimmt! In der deutschen klassischen Literatur, in Lessing, Göthe und Schiller, liegt das tausendjährige Reich wie in einer Pandorabüchse eingeschlossen.

Die sozialen Reformen, die Herr Vacherot beantragt, gehen weit, weit über die Wünsche und Ansichten der doktrinären Demokratie hinaus. Man lese diese kühnen und interessanten Erörterungen im Buche selbst nach. Wir wollen an dieser Stelle weder mit Herrn Vacherot über Eigenthums- und Organisationsfragen rechten, noch Debatten im Schooße derjenigen Phalanx anregen, welche die mehrmals niedergeworfene Fahne der Demokratie wieder auf-

zurichten so eben den Muih bezeigt. Auf jeden Fall handelt es sich hier um Fragen der Zukunft, deren definitive Diskussion sogar größere Freiheit, ausgebildetere Staatlichkeit in Deutschland voraussetzt. Nur das mögen sich die Staatspolizisten einstweilen wohl merken: das jüngste und gründlichste Buch, welches in Frankreich erscheint, hält die ökonomische Reform der Gesellschaft für die wichtigste, für geradezu unumgänglich, für das einzige Mittel wider den albernen Auslauf der Revolutionen und die Eskamotage der Staatsstreiche.

Nur die leitenden Prinzipien des Herrn Vacherot müssen wir als getreuer Berichterstatter kurz andeuten: Nie und nirgends hat der Staat sein Expropriationsrecht aufgegeben und nirgends ist eine Grenze für dieses Recht abgesteckt. Schadloshaltung ist stillschweigend vorausgesetzt. „Das Recht der Gesellschaft über das Eigenthum kann nicht in Zweifel gezogen werden, sie hat niemals darauf verzichtet.“ Kann aber die Gesellschaft Eigenthum in dieser oder jener Form zurücknehmen, so hat sie nicht das Recht, den „Werth“ zu konfisziren, oder wie Herr Vacherot sagt, das „Kapital.“ In einer „Tauschbank“ wäre sie auch im größten Maßstabe errichtet, vermag der Verfasser das Heil nicht zu erblicken; er scheint an dieser Stelle wenigstens zu ahnen, wiewohl er nicht genug Oekonom ist, um konsequent zu bleiben, daß der Kredit nur eine abgeleitete Funktion ist, welche über die Grundthatsachen der Wirthschaft keine Macht hat. Der Kredit kann nicht die Produktion organisiren, sondern höchstens die Cirkulation, den Handel, den Austausch.

Ueber den Industrialismus heißt es wörtlich: „Wenn man den Propheten einer gewissen industriellen Religion Glauben schenkte, so wäre die Industrie, und zwar in naher

Zukunft berufen, den Tempel des Janus definitiv zu schließen; das vollständige Netz der Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen würde die Aera der allgemeinen Brüderschaft einleiten. Das heißt ohne die moralischen Kräfte rechnen, welche die Menschheit bewegen. Die Industrie besitzt solche erhabene Tugend nicht. Darin, wie in allen anderen Dingen, ist sie die Magd, nicht die Königin der Civilisation ... Es wäre unvorsichtig, die Sache der Freiheit und der Demokratie in Europa und in der Welt für gewonnen zu erachten, an dem Tage, wo die Eisenbahnen, die Maschinen und die Wunder der Industrie ihre Oberfläche bedecken werden. Ins Herz des Menschen und der Gesellschaft muß man blicken; da ist das Prinzip, der wahre Focus der Civilisation."

Das politisch-soziale Credo des gelehrten Herrn Verfassers, welches künftig von keiner bewußten Demokratie mehr ohne die reiflichste Erwägung gelassen werden kann, lautet also: „Die soziale Reform, welche die Arbeit zu befreien und die Lage des Arbeiters umzugestalten hat, ist eine Nothwendigkeit der Demokratie. Nicht darauf eingehen und doch fortfahren sich „Demokrat" zu nennen, hieße das Prinzip ohne die Konsequenzen wollen. Die Logik verlangt, daß man beide Dinge zugleich annehme oder verwerfe. Wer an die Zukunft der Demokratie glaubt, muß an die ökonomische Umgestaltung als an ihre Bedingung glauben."

Wenn das ein Fortschritt über die blos bürgerliche Bewegung von 1789 des Herrn Edg. Quinet ist, so ist der Fortschritt über 1793 nicht minder trefflich und anerkennenswerth: „Die große Revolution von 1789 konnte ihren Weg durch Frankreich und die Welt ohne so viele Excesse und Reaktionen machen. Das vergossene Blut, die

Proskriptionen, die Konfiskationen, die gewaltsamsten Maßregeln des „öffentlichen Wohles" erklären sich durch die Entfesselung der Leidenschaften und den Kampf der Interessen. Wer wagt zu behaupten, daß sie zum Triumph der Prinzipien nothwendig waren, wie das Mittel zum Zwecke? Man muß es sehr laut sagen, die Nothwendigkeiten der Geschichte, welche Gerechtigkeit und Gewissen nicht auf sich nehmen, sind nur traurige Zufälle, die wir dem elenden oder schrecklichen Spiel der menschlichen Leidenschaften verdanken. In der ökonomischen Revolution, die sich vorbereitet, hat ganz gewiß die Wissenschaft den Vortritt vor der Politik, und Kreditinstitutionen sind viel geeigneter sie zu realisiren als Dekrete."

Ob diese „Kreditinstitutionen" so ganz ohne „Dekrete" zur Welt kommen werden, daran darf man namentlich dann mit Recht zweifeln, wenn man die Beschreibung des heutigen Oekonomismus, ein Bild der Erwerbswelt wie sie steht und geht, gelesen hat: Oben die Finanzfeudalität, das Bürgerthum in der Mitte zerquetscht und auf das kleine Volk hinabgedrückt. Elend ist das allgemeine Geschick, nichts ist weniger garantirt als Ordnung und Sicherheit. Die einzige Regierungsform, welche auf solche Zustände paßt, ist ein Despotismus, der die Ordnung durch den drohenden Apparat einer unwiderstehlichen Militärgewalt aufrecht erhält. Die reiche und müssige Geldaristokratie kann die Freiheit nicht wollen, sie bedarf des Despotismus. Alle sind wider diese kleine Aristokratie und den Einen Despotismus."

Die Erfahrungen, welche Herr Vacherot mit seinem Buche vor Gerichte gemacht hat, konnten ihm, dafern er nicht vorher davon überzeugt gewesen wäre, den Beweis liefern, daß er mit solchen Behauptungen in die Lücke des

Harnisches hineingestoßen hatte. Während der Untersuchungsrichter — auf höhere Weisung — die Schriften Girardin's, Montalembert's, Edm. About's frei gab, ward Herr Vacherot vor die sechste Zuchtpolizeikammer verwiesen, und hier schnaubte der Staatsanwalt, Herr Merveilleux (omen ab nomine) Duvignot, den Verfasser an wie einen Antichrist, wie den Menschenmörder von Anfang. Als Herr Em. Ollivier, der junge demokratische Abgeordnete zum Corps legislatif, die Vertheidigung damit eröffnete, daß er eine ruhige Diskussion in Aussicht stellte, während der Vertreter des Staates einen „Aufruf an die Leidenschaften" erlassen habe, ward er sofort vom Präsidenten unterbrochen und zum Widerruf aufgefordert. Da der Advokat wiederholt erklärte, er habe nichts zu widerrufen, so verurtheilte ihn der Gerichtshof zu dreimonatlicher Amtsentsetzung! Das wird Euch lehren, die Vertheidigung von Menschen übernehmen, welche gesagt haben: In Frankreich ständen Alle wider eine kleine Geldaristokratie und den Einen Despoten! — In einer folgenden Gerichtssitzung ward Herr Vacherot zu Einem Jahre Gefängniß und 1000 Fr. Buße verurtheilt. — Wir schließen unsere literarische Uebersicht mit der Erwähnung eines naturwissenschaftlichen Werkes, das den Gesammttitel führt: Genèse selon la Science, „Genesis nach der Wissenschaft," von Paul de Jouvencel, einem soeben heimgekehrten Flüchtlinge. Der erste Theil heißt: „Die Anfänge der Welt," der zweite: „Das Leben;" ein dritter und vierter stehen in Aussicht.

Den Deutschen, die sich bei Gelegenheit des mehrjährigen Streites zwischen „Materialismus" und „Idealismus" auf Seiten der „Materie" zu stellen versuchten, ist dieser Vorsatz nicht so recht gelungen. Die Koryphäen

des deutschen „Materialismus" sind zum Theil viel zu „geistreich," um ihre Scheidung vom „Geiste" so ohne Weiteres vollziehen zu können. Auch disputiren, argumentiren, polemisiren sie viel zu scharf und zu lebhaft, als daß man ihnen ihren Kultus der absoluten Stofflichkeit aufs Wort glauben dürfte. Der wahrhafte „Materialismus" ist wie die beste Frau, er macht nicht von sich reden; er steckt viel öfter da, wo die „spiritualsten" Anflüge in den Einleitungen und Vorreden zu lesen sind. N'est pas matérialiste qui veut!

Herr de Jouvencel hatte den schweigsamen, selbstredenden französischen Materialismus vor sich, der mit handwerksmäßigem Aplomb sein Faß weiter wälzt, wie eine richtige Maschine analysirt, kombinirt, auch zur Noth erfindet, sich aber dabei gar selten einfallen läßt, daß er wohl etwas zur Erweiterung und Ausbildung des menschlichen Erkenntnißvermögens beitragen könnte. Die französische Naturwissenschaft, die ganz gemüthlich neben dem Ultramontanismus einherwandelte, hatte es nicht zum deutschen „Materialismus" gebracht.

Herr de Jouvencel hat die ganze Aufgabe der jüngsten deutschen Propaganda, zusammen mit der Vollendung der Selbstironie unserer Aufklärer, getrost auf seine Schultern genommen. Im Exil zum eifrigen Nachdenken gebracht, sagte er sich selbst: das französische Volk sei viel zu unwissend zur Freiheit; aller bisherige Unterricht, des Grundes und der Methode ermangelnd, schlage nothwendig zur Verdummung aus. Ganz besonders sei das weibliche Geschlecht vernachlässigt, und doch hange von der Frau, bei dem sozialen und chevaleresken Charakter seiner Landsleute, die Zukunft des Landes ab.

Die Einleitung zu den „Anfängen der Welt" erörtert

mit französischem Reiz den Entstehungsgrund des Buches selbst, und giebt dann einen recht methodischen Abriß der Lehre von Gesetzen und Kräften, Zeit und Raum, Materie, Substanz und Körper; sodann die Grundlagen der Physik bis zum Magnetismus und zur Elektrizität; endlich die Elemente der Chemie und eine Anschauung der kosmogonischen Theorie von Laplace und Buffon. Der Verfasser behauptet, sein Buch müsse von 15—16jährigen Mädchen verstanden werden. Allerdings sind die Beispiele so bündig als interessant gewählt, und die Linearzeichnungen im Anhange so deutlich als möglich.

Bei dem zweiten Bande, „das Leben" betitelt, müssen wir allerdings ein Fragezeichen hinter die 15—16 Jahre machen, obgleich auch hier die Eleganz mit der Gründlichkeit wetteifert. Hier giebt der Verfasser die Analyse der Pflanzen- und Thierwelt, keine Flora und Fauna, wohl aber eine reale Entwicklung des organischen Lebens selbst, und zwar vermittels der „Serie" oder des Reihengesetzes. Cuvier hatte dieses Gesetz instinktiv erkannt, der Sozialist Fourier darüber gefabelt, Proudhon war der Lösung nahe gewesen, hatte sie jedoch aus Mangel an Realkenntnissen nicht erreicht. Herr de Jouvencel erklärt die Serie als das mathematische Gesetz, das allen Dingen und Erscheinungen zu Grunde liege, das beständig die Quantität in die Qualität umschlagen lasse und er sieht die Welt an als ein Convolut von unzähligen abgebrochenen, lückenhaften, sich kreuzenden und durchsetzenden Serien. Alles Daseiende ist ihm konkret gewordene Serie, jedoch darf man die Zahlenreihe nicht in den Individuen aufsuchen und verfolgen, sondern nur in den Lebensäußerungen oder Funktionen, wenn man will im Organ. Die Individuen selbst sind Kombinationen von Organen,

und nur vom Organ selbst, nicht vom Individuum ist zu behaupten, es stehe hoch oder niedrig auf der Leiter der Wesen. Man sieht, daß hier ein neuer genialer Ausweg für den Streit über die „Continuität der Serie" aufgefunden ist.

Die voreiligen Systematiker aller Schulen mußten sich sagen lassen: „Von unüberwindlichen Erziehungsvorurtheilen beherrscht, von Besorgnissen zurückgehalten, die des wissenschaftlichen Geistes wenig würdig sind, haben die Naturforscher bis jetzt mit mehr oder weniger Kunst und Genauigkeit die Wesen untersucht und beschrieben; aber mit sehr wenigen Ausnahmen haben sie keineswegs „experimentirt;" sie sind weit mehr Künstler als Gelehrte gewesen, so daß noch zur Stunde die Naturbeschreibung eine „Illustrirte Zeitung" ist, ein konfuser Haufen von Sagen, Romanen, richtigen Beobachtungen, wahrhaft wunderbaren Entdeckungen, genialen Aperçus, falschen Systemen, unanwendbaren Regeln, die man hartnäckig anwendet, unzähligen Ausnahmen, von denen man nichts begreift, und endlich von Glaubensartikeln, die man auf sich nehmen und bekennen muß trotz ihrer Abgeschmacktheit, wenn man Carriere machen und seine Bücher verkaufen will." Die selbstgewissen „Materialisten," welche seit Jahren die „philosophischen Vorurtheile und Irrthümer" ausreuten, werden sehr ergötzlich auf das Unkraut im eigenen Garten verwiesen. Freilich macht das die laufende Philosophie nicht gescheidter.

Wie nun die organische „Zelle," selbst ein Produkt einer Serie von chemischen Elementen, sich in neuen Serien durch Pflanzen- und Thierwelt hinauf bis zum Menschen hin erhebt, das werden wir im dritten Theile der „Genesis" erfahren. Der vierte soll die Bewegung des Menschen-

reiches oder die Geschichte, als abermals dem Gesetze der Serie unterworfen, darlegen und somit eine physiologische Philosophie der Geschichte liefern. Der Verfasser giebt uns eine Ahnung von seiner Auffassung des menschlichen Lebens, wenn er sein Gesetz von der „modificirenden Kraft" aufstellt. „Jedes Wesen, selbst das Resultat einer gewissen Anzahl vorhergegangener Modificationen, ist begabt mit einer Modificationskraft in Bezug auf die Phänomene, von denen seine Existenz und Entwicklung abhangen. Diese Modificationskraft steht im Verhältniß zur Abhängigkeit, d. h. zu der Zahl der Modificationen, deren veränderbares Resultat jenes Wesen in jedem Augenblick ist. Das will sagen: daß je höher auf der Stufenleiter der Wesen die Zahl der vorhergegangenen Modificationen und der actualen Lebensbedingungen steigt, von denen ein Wesen abhängt, desto mehr auch sein Vermögen zunimmt, jene Bedingungen in einer ihm konformen Weise, auf eine seiner Entwicklung günstige Art zu modificiren."

Die höchste „Abhängigkeit" ist also die „Freiheit" selbst; oder wie Hegel in der Logik für alle diejenigen erwies, die kein ehernes Stirnband um das verdonnerte Haupt tragen, „die Nothwendigkeit selbst schlägt in die Freiheit um." Der Mensch, der von allen vorhergehenden Daseinsformen abhängig ist, dessen actuale Lebensbedingungen Legionen heißen, wird gerade dadurch autonom, die begreifende Gewalt über die Natur.

Das ist denn zuletzt aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff geworden, aus jenen vier „geistreichen" Elementen. Es geht zwar alles mit „natürlichen" Dingen zu, weil es eben keine „unnatürlichen" Dinge giebt; aber das Ende vom Liede ist doch „verflucht gescheidt," noch

viel gescheidter als jene vier „geistreichen" Erzväter oder Erzmütter.

Paul de Jouvencel aber verdient eine ehrenvolle Erwähnung, daß er so „spirituell" gewesen, den „Spiritus" in der „Materie" selbst nachzuweisen, und uns gewissermaßen mit Fäusten greifen zu lassen, wie die freie stätige Entwicklung eben so sehr Form als Materie ist, und wie der Riß zwischen der Welt und den Gedanken lediglich durch etliche subjektive Hirnschaalen geht, die sich durch gründlicheres Wissen und Denken erst zu heilen haben.

Paul de Jouvencel schließt sich in der Freiheit der Aperçus, in der Naivität der Gründlichkeit, in der saubern Sorglichkeit des Stiles, in der selbstgewissen ruhigen Ironie an Herrn Toine an, obgleich der letztere unendlich kunstvollere Evolutionen in der Satzbildung vollführt, vielleicht sogar etwas Manége reitet. Wir haben also einen großen Kreis beschrieben, von der Kritik der formalen Philosophie und der Bestimmung neuer Grundlagen der Logik an, durch Religion und Staat hindurch, bis zur begrifflichen Naturforschung und Naturanschauung. In diesem Kreise ist Alles begriffen, was „Menschenbrust durchbebt und Menschengeist erhebt."

Noch mehr, wir haben uns nicht vom Boden des zweiten Empire entfernt, und doch auf unserer Botanisirungsrunde noch ganz andere Pflanzen entdeckt, als polizeiliches Schlingkraut, Börsen-Cocculus, ultramontane Cannabis-Felder und transatlantischen Cayenne-Pfeffer. Es giebt auch noch Vernunft in Frankreich, ernstes entsagungsvolles Studium, interesselose Liebe zu Volk und Menschheit, Opferfreudigkeit der Ueberzeugung ....

Seit Jahren erfährt Deutschland, Dank der bornirten Majorität unserer Tagespresse, nur Unerbauliches und Be-

drohliches aus dem westlichen Nachbarlande, und die Kurzsichtigen und Kleingläubigen hatten sich mit der Zeit in den Kopf gesetzt, ein Kampf auf Tod und Leben sei das einzig noch mögliche Verhältniß zwischen uns und den Franzosen. Wir eröffnen daher mit besonderer Genugthuung diese neue fröhlichere Perspektive auf Genossenschaft in Gedanken und in der That.

Jene von uns aufgeführten Männer sind der Belebung des Chauvinismus gründlich abhold; sie lauschen den deutschen humanitären Bestrebungen mit sympathetischem Ohr. Sie bilden, das ist wahr, augenblicklich die einflußlose Minorität im Lande; aber niemals galt der scharfe Spruch des „Demetrius" in vollerer Ausdehnung als für das jetzige Frankreich: „Die Mehrheit ist der Unsinn."

Wir haben erlebt, daß unsittliche Minoritäten ohne jegliche Anwartschaft auf die öffentliche Achtung, blos durch rücksichtslose Brutalität auf ein Dezennium hin zur unumschränkten Herrschaft in civilisirten Ländern gelangen können, obgleich sie nur durch Corruption zu gewinnen und aus faulenden Stoffen sich einen Thron zu bereiten wußten. Welch' ganz anderer Erfolg läßt sich von der Wahrheit, der Redlichkeit, dem sittlichen Willen erwarten — wenn erst seine Stunde schlägt, und die Todten ihre Todten hinaustragen! —

Kurhessen

unter

dem Vater, dem Sohne und dem Enkel.

Von

* * * * * *

Man lieset von einer Wittwe, die stund und betete für ihren Tyrannen aufs allerandächtigste, daß ihn Gott wolle ja lange lassen leben. Der Tyrann hört's und verwundert sich, weil er wohl wußte, daß er ihr viel Leides gethan hatte, und solch Gebet seltsam war. Denn das gemeine Gebet für die Tyrannen pflegt nicht so zu lauten. Er fragte, warum sie so für ihn betete? antwortete sie: Ich hatte zehn Kühe, da dein Großvater lebte, der nahm mir zwei; da betete ich wider ihn, daß er stürbe und dein Vater Herr würde. Da das geschah, nahm mir dein Vater drei Kühe. Abermals betete ich, daß du Herr würdest und er stürbe. Nun hast du mir vier Kühe genommen, darum bitte ich nun für dich, denn ich sorge, wer nach dir kommt, nimmt mir die letzte Kuh auch, mit allem, das ich habe.

Dr. M. Luther's Bedenken ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können.

Nicht die vielbesprochene Frage, ob in Kurhessen die „außer Wirksamkeit gesetzte" Verfassung vom 5. Januar 1831 wiederherzustellen sei, soll hier nochmals mit Rechtsgründen erörtert werden. Es ist sattsam bewiesen, und hat eigentlich für den unbefangenen Beobachter niemals des Beweises bedurft, daß Herr Hassenpflug Anno 1850 und Anno 1852 die Bundesversammlung nicht mit der Wahrheit berichtet, oder, wie der juristisch noch untadelhaftere Ausdruck lautet, einige kleine Bundesbeschlüsse „erschlichen" und durch diese Beschleichung nach dem alten Satze: „volenti non fit injuria" an der eben rehabilitirten Jungfrau in der Eschenheimer Gasse kaum eine große Sünde begangen hat. Wir wollen von einem etwas älteren Datum an die Leidensgeschichte eines Stückchens von Deutschland zu Nutz und Frommen des Restes der Nation erzählen. Es ist das ein gar lehrreicher Mikrokosmos, so eine Art umgekehrter Musterwirthschaft oder eine politische Auflage von „Salzmann's Krebsbüchlein, wie man Kinder nicht erziehen soll." Was in Kurhessen geschehen ist und geschieht, ist — das beherziget! — aller Orten möglich und in dieser Möglichkeit liegt eine erschreckende Kritik der deutschen Gesammtverfassungszustände. Die Despotie in großen, eine ganze Nation umfassenden Staaten mag die Rechtfertigung ihrer historischen Nothwendigkeit

schon durch die Thatsache ihres Bestehens erbringen — tu l'as voulu George Dandin! — und findet da in der natürlichen Spannungsfähigkeit des Bogens die Grenze ihrer intensiven Ausdehnung. In kleinen Ländern aber, die kein selbständiges politisches Dasein führen, deren öffentliche Zustände auf der Bürgschaft der Nachbarstaaten beruhen, wie das in Deutschland und Italien seither der Fall war, ist die Wirksamkeit der naturgesetzlichen Regulatoren ausgeschlossen, und darum fällt hier die Mitschuld an einer bestehenden Willkürherrschaft auf eben jene Nachbarn.

Noch in einem Punkte wird unsere Darstellung kurhessischer Zustände sich von der in zahlreichen Schriften der jüngsten Zeit gegebenen unterscheiden. Diese literarischen Erzeugnisse sind, so zu sagen, außerhalb der Thore gehaltene Parlamentsreden. Dem bezeichneten Charakter getreu, halten sie auch an dem Brauche parlamentarischer Versammlungen fest, vom Gesetz für unverantwortlich erklärte Personen mit keiner Verantwortung zu beschweren, sondern diese allein auf die offiziellen Prügeljungen, Minister genannt, abzuwälzen. Die Geschichtschreibung, auch die zeitgenössische, kann um der ihr obliegenden Pflicht der Wahrheit willen solcher künstlichen Fiction keinen Raum gestatten.

Reich war in vergangener Zeit die Kasseler Linie des Hauses Hessen an hervorragenden Regenten. Der Ahnherr Philipp der Großmüthige gehört durch sein Eingreifen in die staatlich-kirchlichen Händel des Reformationszeitalters der allgemeinen Geschichte an. Wilhelm der Weise stand an politischer Einsicht und Energie des Charakters dem Vater wenigstens nicht nach, wenn schon die stattgefundene Theilung des Landes dessen Bedeutung herabgedrückt hatte. Moritz der Gelehrte war einer

der wenigen Eingeweihten in Heinrich's IV. weltumgestaltende Plane, deren Ausführung die Jesuiten durch das Messer eines Meuchelmörders zu coupiren wußten; und besiegelte mit seiner, ihm durch äußere Gewalt und den Verrath des Landesadels aufgenöthigten Thronentsagung seine Anhänglichkeit an die evangelische Sache, welche er im Sinne einer seiner Zeit vorauseilenden Humanität aufgefaßt hatte. Sein Sohn Wilhelm verdiente sich den Namen des Beständigen durch muthiges Ausharren bei der ererbten Politik inmitten aller Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges, und dessen Wittwe, die große Vormünderin, wie sie genannt wird, Amalie Elisabeth von Hanau, führte dieselbe mit einer Freund und Feind Achtung einflößenden Kraft und Klugheit bis zum Friedensschlusse durch. Fürsorge für die geistigen und materiellen Interessen des Volkes, wie man dieselben im Geiste der Zeit verstand, charakterisirt alle Vorgenannten. Auch in den folgenden Generationen treten noch einzelne Züge der alten Fürstentugend hervor, aber allmählig zeigen sich, wie bei anderen Geschlechtern, Abnahme und Verunstaltung der Eigenart des Stammes. Von jener Fähigkeit, in die Geschicke Deutschlands mit großen politischen Conceptionen einzugreifen, ist nur eine gewisse Fertigkeit in pedantischer Erledigung praktischer Geschäfte übrig geblieben, die gewaltige Energie der Vorfahren zu kleinlichem Starrsinn zusammengeschrumpft. An die Stelle einer weisen Oekonomie, die den Wohlstand des Landes zu erhöhen strebt, um die Mittel zur Kraftentfaltung nach außen zu gewinnen, ist Geldgeiz und persönliche Habsucht getreten. Der alte militärische Geist äußert sich in Soldatenspielerei. Nichts ist unverändert geblieben als jene übermäßige geschlechtliche Begabung des Ahnherrn, und neu hinzugekommen mit

fremdem Blute eine unglückliche Anlage, die bald sich zum ausgebildeten Irrsinn steigert, bald wenigstens die höheren geistigen Functionen mit einem Nebel verhüllt.

Aus der hessischen Fürstengeschichte des vorigen Jahrhunderts ist den Lebenden fast nur der Bericht einer heillosen Maitressenwirthschaft und der noch heilloseren Seelenverkäuferei überliefert worden. Condottieri sind freilich seit dem Beginne der neueren Geschichte viele deutsche Fürsten gewesen, heute verkauften sie ihre Truppen an die hispanische Krone, morgen an Frankreich, und so lange die Zwecke, deren Verwirklichung es bei diesen Kriegen galt, auf dem europäischen Festlande gelegen waren, konnte solches Treiben allenfalls seine Rechtfertigung in der eigenen politischen Betheiligung der Bandenführer finden. Aber dieser Entschuldigung begaben sich die hessischen Landgrafen, als sie gleichzeitig einen Theil ihrer Regimenter in den Dienst Maria Theresia's und einen andern in den deren Gegners, des Kaisers aus dem Wittelsbacher Hause, stellten. Vollends welches andere Interesse, als das schnöden Geldgewinnes, konnten sie haben, wenn sie ihre Truppen über den Canal sandten, um den Prätendenten bei Culloden zu schlagen, oder gar über den weiten Ocean, um gegen die Freiheit Nordamerika's zu fechten? Und diese Truppen waren nicht mehr, wie früher, freigeworbene Abenteurer, sondern Kraft der Staatsgewalt ausgehobene Landeskinder.

Auch die Maitressenwirthschaft war eine so weit verbreitete Unsitte, daß es unbillig sein würde, einem Zeitgenossen des vierzehnten oder fünfzehnten Ludwig einen besondern Vorwurf daraus zu machen. In Hessen aber dauerte diese Schandwirthschaft noch fort, ja erreichte erst ihren Höhepunkt, als längst bei anderen Höfen, wenn nicht die

gesteigerte Moral, so doch das aufdämmernde Gefühl von den Pflichten der öffentlichen Stellung dem Hineinragen des Privatscandals in das Staatsleben ein Ende gemacht hatte. Dabei standen Menschenhandel und Ausschweifung in einem traurigen Zusammenhang. Der Erwerb der Sünde wurde von der Sünde vergeudet. Ein Fluch haftet an jenen englischen Subsidien, dessen Nachwirkung bis zur Stunde den Frieden der Nachkommen vergiftet. Das Ringen um die Erhaltung dieses Horts ist, wie wir sehen werden, das innerste Motiv zu dem nicht enden wollenden Zwiespalt zwischen Fürst und Volk im Lande Hessen.

Wilhelm, der neunte Landgraf des Namens, der später als Kurfürst die Bezeichnung des Ersten annahm, hatte eine vielversprechende Erziehung genossen. Nach dem Uebertritt seines Vaters zum Katholicismus wuchs er fern von dem geräuschvollen Kasseler Hofe unter der Obhut seiner, von ihrem Gatten getrennten Mutter, einer englischen Prinzessin, in dem stillen Städtchen Hanau auf und übernahm nach erreichter Volljährigkeit die selbstständige Regierung dieses abgetrennten Landestheils. Aber auch hier schon zeigten sich bei ihm die Neigungen seines Stammes. Der Erbprinz verkaufte Soldaten an England. Die willkürliche Absetzung und Einkerkerung seines Kammerpräsidenten von Gall führte zu einem energischen Einschreiten des Reichsgerichtes. Die Intrigue einer Maitresse, welche späterhin, man sagt wegen einer unwillkommenen Liebesgabe, die Nachfolgerin des Präsidenten in dem Staatsgefängnisse zu Schloß Babenhausen wurde, hatte die Veranlassung zu dieser Geschichte gegeben. An seinen Lebensgewohnheiten änderte Wilhelm nichts, als er, damals schon ein Mann von 42 Jahren, 1785 auch

die Regierung der übrigen Provinzen antrat. Ein Fräulein, auf dem das Auge des Herrn mit Wohlgefallen ruhte, wurde über die Grenzen des Landes hinaus verfolgt und mit Gewalt zurückgeführt. Außerdem betrieb der Landgraf mit dem enormen, durch die Subsidien gewonnenen Vermögen, auf dessen Anerkennung als Landesguts die Stände des verarmten Landes jetzt die ersten vergeblichen Versuche richteten, vorzugsweise Bankiergeschäfte. Aber zu engherzig war er, als die Entscheidungstunde nahte, um sich entweder durch Aufwendung von Summen, welche großartige Schurken Anstands halber hätten annehmen können, die Gunst französischer Minister zu erkaufen, oder offen auf die Seite des im Geheimen begünstigten Preußens überzutreten. Er gedachte sich aus dem Spiele zu ziehen durch Aufrechthaltung einer formellen Neutralität, welche Napoleon nur so lange respectirte, bis er in dem Vernichtungskampfe von Jena den erklärten Feind zu Boden geworfen hatte. Ende Oktober 1806 betrat Marschall Mortier mit französischen Truppen das hessische Gebiet. Ohne Schwertstreich gab der Kurfürst sein Land preis und flüchtete, erst nach Itzehoe, dann nach Prag. Getreue Diener retteten sein kolossales Vermögen über die Grenzen, wo es die Grundlage wurde zur Schöpfung der europäischen Großmacht des Hauses Rothschild. Späne fielen auch für Andere ab.

Nach dem Tilsiter Frieden kam es zur Stiftung des Königreiches Westphalen, welchem die althessischen Provinzen einverleibt wurden und dessen Hauptstadt Kassel ward. Auf die streng pedantische, aber darum nicht sittenreine kurfürstliche Hofhaltung folgte die genial-lüderliche Wirthschaft des ausgelassensten französischen Prinzen. „Morgen wieder lustik," waren die einzigen Worte, die Jerome aus der schwierigen Sprache seiner Unterthanen erlernte.

Wilhelms-, jetzt Napoleonshöhe füllten Oreaden, eine Dryas lebt in jedem Baum, aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Freude Silberschaum. Hannoverscher und hessischer Adel männlichen und weiblichen Geschlechts schloß sich dem neuen Regimente ohne Bedenken an, Officiere folgten willig den Fahnen, die zu Sieg und raschem Avancement führten, junge Advocaten begeisterten sich für die öffentlich-mündliche Rechtspflege, die Handwerker der Residenz strichen mit vergnügten Mienen den Gewinn ein, der von einem verschwenderischen Hofe ihnen zufloß, aber das Volk in Masse verharrte in kalter Zurückgezogenheit. Wohl empfand es zum ersten Male die Wohlthat der Angehörigkeit an einem wirklichen Staatsverband, der den bisher in buntscheckigster Mannichfaltigkeit und strenger Abgeschlossenheit neben einander bestehenden Gliedern, wenn auch nach französischem Muster zugeschnitten, das bildungsfähige Element einer reichsständischen Verfassung und die Errungenschaften der großen Revolution, Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz in Rechten und Pflichten, Abschaffung der Feudallasten, eine geordnete Verwaltung, einheitliches Recht, Freiheit der Berufswahl, Uebereinstimmung in Münz, Maß und Gewicht, und ein, von keinen inneren Schranken durchzogenes, erweitertes Verkehrsgebiet als Morgengabe zubrachte. Aber Kriegscontributionen und regelmäßige Abgaben waren hoch, der Kaiser hatte sich in den eroberten Gebieten einen großen Theil der Domänen reservirt und zog die Revenüen davon außer Landes, die waffenfähige Jugend wurde für seine Zwecke nach fernen Schlachtfeldern geführt, die Conscription war so drückend und nicht populärer wie in der Blüthezeit der althessischen Seelenverkäuferei, die Franzosen be-

währten ihre altbekannte Unfähigkeit in der Behandlung fremder Volksindividualitäten, die eingesetzte Dynastie machte keine Anstrengungen sich zu nationalisiren, die Spionage der geheimen Polizei, der zudringliche Uebermuth des hohen und niedrigen Gesindels, das im Gefolge des Hofes einzog, erbitterten; das Selbstgefühl der unterdrückten Nation gegen die herrschende begann sich hier, wie in anderen Gegenden Deutschlands, zu regen. Zwar ein tollkühner Erhebungsversuch unter der Führung Dörnberg's im Jahre 1809 mißlang kläglich, aber, als Napoleon's Macht bei Leipzig gebrochen war, zerfiel das künstlich aneinander gefügte Gebäude des westphälischen Vasallenreiches ohne jeden selbständigen Widerstandsversuch in seine ursprünglichen Bestandtheile, und das Volk in Hessen jauchzte, schönen Verheißungen vertrauend, dem heimkehrenden Kurfürsten zu, dessen Bild es während der Trennung mit dem Nimbus des Märtyrers umgeben hatte. Dahlmann hat nach vielen Jahren die Geschichte zum Beweise der Anhänglichkeit der Deutschen an ihre Stammesfürsten in der für den 70jährigen Herrn gerade nicht schmeichelhaften Anekdote vom alten Esel erzählt.

Es währte nicht gar lange, da hatten sich alle freudigen Hoffnungen als eitel Täuschungen erwiesen. Eine Restaurationspolitik von so principieller Consequenz als damals in Kurhessen, ist vielleicht nirgends und zu keiner Zeit durchgeführt worden. Die Weltuhr wurde um sieben Jahre zurückgeschoben. Die Menschen erwachten eines schönen Morgens, rieben sich verwundert die Augen und mußten glauben, daß sie einen langen wüsten Traum geträumt hätten, denn es war im Jahre 1813 auf einmal Alles wieder wie es im Jahre 1806 gewesen. Obersten, die bei Borodino und Saragossa Regimenter geführt,

hatten sich über Nacht zu Lieutenants, Mitglieder des höchsten Gerichts zu Assessoren ohne Sitz und Stimme verjüngt. Der alte Siebenschläfer selbst war der leibhaftige todte Kaiser aus dem Kyffhäuser, der Bart war ihm zwar nicht durch den steinernen Tisch gewachsen, im Gegentheil das Kinn war glatt rasirt, aber der Zopf, der hing ihm hinten faustdick und ellenlang. Göttinger Studenten und Immermann in seinem Münchhausen mochten scherzen über den stattlichen Haarschmuck der Gebrüder Piepmeyer, dem hessischen Volke wurde bei der Operation des Frisirens die Haut über den Ohren dermaßen angespannt, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Man hat von den zurückgekehrten Bourbonen oft gesagt, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen, der Kurfürst hatte mehr auch nicht gelernt und Alles vergessen. Auch die unzweifelhaft heilsamsten Institutionen des westphälischen Reichs wurden spurlos ausgetilgt, an die treue Anhänglichkeit des Volkes, die doch einigen Dank verdient hätte, wurde nicht mehr gedacht.

Die staatsrechtliche Theorie, welche die Regierung ihren Handlungen zu Grunde legte, lautete folgendermaßen: Napoleon hat ohne vorgängige Kriegserklärung das Land mit Heeresmacht überzogen, er war ein Räuber, sein Bruder ein Usurpator. Der Kurfürst hat den begründeten Zustand der Dinge niemals in einem Friedensschluß anerkannt, er hatte den Sitz der Regierung zeitweise außer Landes verlegt, aber er blieb stets regierender Herr und trat jure postliminii in alle seine Rechte wieder ein, als das Kriegsglück sich ihm von Neuem zuwendete. Folglich sind alle sogenannten Regierungshandlungen der Zwischenzeit null und nichtig. Ein Königreich Westphalen hat niemals bestanden, also giebt es auch keine anzuerkennende Staatsschuld des-

selben. Forderungen an die Westphälische Krone, z. B. von Handwerkern für in die Königlichen, jetzt wieder Kurfürstlichen Schlösser gelieferte Arbeiten können gegen die Kurfürstliche Regierung nicht geltend gemacht werden, diese noch vorhandenen Arbeiten, Möbel und dergleichen, sind dagegen nach dem Rechte der Kriegseroberung dem Kurfürsten zugefallen. Die Kurhessische Regierung hat keine Verpflichtung zur Zurückzahlung der von den westphälischen Beamten geleisteten Cautionen. An den Usurpator bewirkte Zahlungen werden, weil sie erzwungen waren, anerkannt, mit demselben abgeschlossene Nachlaßverträge, Vergleiche u. s. w. aber sind ungültig. Veräußerte Staatsgüter, Mobilien und Immobilien, werden zurückgefordert, die mit dem Erlös davon von der Westphälischeu Krone gemachten neuen Erwerbungen aber verbleiben dem Kurfürsten. Nichtig sind insbesondere Verfügungen über der Krone heimgefallene Lehen, nichtig auch die Dispositionen von Privatpersonen über, während der Zwischenherrschaft allodificirte Lehen, denn die althessische Lehnsverfassung ist wieder hergestellt. Die Spitze der Absurdität erreichen die Schlußfolgerungen, welche man aus den aufgestellten Vordersätzen in Beziehung auf die in Hessen gelegenen Güter des vormaligen deutschen Ordens zu ziehen nicht zurückschreckte. Diese Güter waren bei der Säcularisation des Ordens durch den Preßburger Frieden Oesterreich zugesprochen worden. Als der Krieg zwischen dieser Macht und Frankreich von Neuem entbrannte, schenkte sie Napoleon den Landesherren, in deren Gebiete sie gelegen waren, was Oesterreich im Wiener Frieden anerkannte. Landesherr von Hessen war aber, nach der Kurhessischen Theorie, im Jahre 1809 nicht der König von Westphalen, der Bruder des Schenkers, sondern dessen Todfeind, der vertriebene

Kurfürst! Die Verfügungen des Ersteren über Deutsch-Ordens-Güter sind also ungültig, jedoch soll ausnahmsweise hier den Käufern, weil sie sich in einem verzeihlichen Rechtsirrthum befunden haben, der Preis zurückvergütet werden.

Daß der, keineswegs durch das Glück seiner Waffen — denn er hatte außer dem Kurprinzen, der sich zeitweise in York's Lager herumtrieb, nicht einen Mann in's Feld gestellt — sondern durch einen Vertrag mit den gegen Napoleon verbündeten Großmächten restaurirte Kurfürst ohne jede höhere Rücksicht auf thatsächliche Verhältnisse so exorbitante Rechtsgrundsätze aufstellte, ist aber noch nicht der ärgste Vorwurf, der das Verfahren trifft. Aehnliches, wenn auch nicht so Außerordentliches, geschah ja auch in andern Ländern, z. B. in Hannover und Braunschweig. Hier aber blieb der Rechtsweg ungehemmt, während man in Hessen, weil begründete Anzeichen vorlagen, daß die Gerichte die Entscheidungen der Verwaltung nicht gutheißen würden, die Prärogative der Legislative entweihte, um Privatrechtsansprüche des Fiscus durchzusetzen. Man übte Cabinetsjustiz in Form der Gesetzgebung. Massenhaft waren die Beschwerden, welche aus allen Theilen des Landes und wegen der verschiedensten Veranlassungen nach Eröffnung der Bundesversammlung in Frankfurt bei dieser gegen die Kurfürstliche Regierung wegen verweigerter Justiz einliefen. Wirklich nahm dieselbe anfänglich sich der Bedrängten kräftig an. Zwar verwunderte sich der Kurfürst darüber, daß der Bundestag Zweifel in seine Gerechtigkeit setze und einem Unterthan nachlasse, Beschwerden gegen ihn einzureichen, und verbat sich fernere Einmischung in innere Landesangelegenheiten, allein die Bundesversammlung verwunderte sich ihrerseits über die

Verwunderung des Kurfürsten und erklärte, sie werde sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines Bundesgliedes abhalten lassen, das Recht gekränkter Unterthanen zu schützen und auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreit, und Länder rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden seien, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür trete. In einem anderen Falle betrachtete sie die beschwerende Kurhessische Verordnung gar nicht als Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt, sondern lediglich als eine administrative Verfügung, „da gewiß kein deutscher Fürst eine über das Privateigenthum streitige Rechtsfrage zum Vortheil des Fiscus als Gesetzgeber werde entscheiden wollen," sie verwies deshalb die Beschwerdeführer in den Rechtsweg mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß „dessen Betretung denselben weder direct noch indirect durch gesetzliche Verfügungen gehindert oder benommen" werden dürfe. So war der Geist, welcher in der Bundesversammlung vor ihrer ersten Vertagung wohnte. Als sie wieder zusammentrat, waren theilweise die Personen und gänzlich die Gesinnungen verändert. Immer abgeschwächter fielen die Abstimmungen und Beschlüsse aus, und endlich gelangte man auf Oesterreichs Antrag zu der Anschauung, die Kurhessische Verordnung von 1814 sei ein Akt der Souveränetät, welchen die Landesgerichte als Gesetz anzuerkennen schuldig seien und über dessen materiellen Werth der Bundesversammlung kein Urtheil zustehe. Damit war der bequeme Standpunkt der Incompetenzerklärung erreicht, an dessen unnahbaren Klippen fortan alle frommen Wünsche der deutschen Nation auf Erfüllung der in der Bundesakte enthaltenen Verheißungen zerschellen sollten.

Es bleibt noch übrig, einen Blick auf den Verlauf zu werfen, welchen damals die Verhandlungen wegen Errichtung einer Landesverfassung in Kurhessen genommen haben. In dem bereits erwähnten Vertrag vom 2. December 1813, durch welchen der Kurfürst von den Alliirten die Wiedereinsetzung in seine Staaten erlangte, hatte er ausdrücklich versprochen, die Stände in die Constitutionen und Privilegien wieder einzusetzen, deren sie 1806 genossen. Als es ein Jahr später den kleinen Staaten wegen ihres Ausschlusses von den eigentlichen Verhandlungen des Wiener Congresses nicht ganz geheuer schien, trat Kurhessen an die Spitze eines Vereins von deutschen Fürsten und freien Städten, in dessen nach Art aller Sonderbünde pomphaftem Programme auch der Satz paradirte, aller und jeder Willkür solle, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, in den Einzelstaaten durch landständische Verfassungen vorgebeugt, und den Landständen als Recht die Einwilligung bei der Gesetzgebung, die Verwilligung und die Mitaufsicht über die Verwendung der Abgaben, sowie die Beschwerdeführung wegen wahrgenommener Mißbräuche jeder Art eingeräumt werden. In der That erfolgte noch in den letzten Tagen des Decembers 1814 die Einberufung eines Landtages zur Berathung über die „wichtigsten Landesangelegenheiten" auf den nächsten 1. März, und der Kurfürst entbot dazu aus freier Entschließung Abgeordnete aus dem Stande der Bauern, weil bei den veränderten Zeitverhältnissen die Gründe weggefallen seien, welche dieselben in vergangenen Jahrhunderten als Leibeigene von der Landstandschaft ausgeschlossen hätten. Freilich wurden gleichzeitig Frohnden und Dienste wieder hergestellt, daneben aber doch auch als erstes Erforderniß einer vernünftigen Staatsadministration, eines gerechten Abgabensystems der

theoretische Grundsatz ausgesprochen, daß gleiche Lasten mit gleichen Schultern zu tragen seien. Groß war die Freude, groß die Erwartung im Lande, aus der Ferne jauchzte Ernst Moritz Arndt dem Nestor der deutschen Fürsten den Dank des Vaterlandes zu. „Am Abend meines Lebens," sprach dann dieser selbst zu den versammelten Landständen, „wird es mir eine große Beruhigung gewähren, wenn die Resultate dieser Versammlung dahin führen, das Glück und Wohl meiner getreuen Unterthanen nicht blos für jetzt, sondern für immer durch feste und unumstößliche Bestimmungen dauerhaft zu gründen und zu sichern." Was Geringeres konnte auf diese schönen Worte folgen, als die Vorlage eines freisinnigen Verfassungsentwurfes? Sie erfolgte nicht! Und als die Stände daran mahnten, erhielten sie die Antwort, noch sei es nicht an der Zeit, zuvor müsse die Gesammtverfassung Deutschlands festgestellt sein, ehe an den Ausbau der Einzelverfassungen gegangen werden könne. Die Verheißung der Thronrede, auf die sich die Stände bezogen, deutete die Landtagscommission auf die beabsichtigte Aufhebung der bestehenden Steuerfreiheiten, übrigens werde die demnächstige Verfassung Bestimmungen enthalten, die auf den liberalsten Grundsätzen beruhten. Die einzige Proposition, welche an den Landtag gelangte, war eine Ersatzforderung von vier Millionen Thalern, welche der reichste Fürst an das vielleicht ärmste Land wegen alter Ansprüche und der von ihm angeblich bestrittenen Kosten der Rüstungen für den Feldzug von 1814 richtete. Auf den Ersatz für die dem Kurfürsten durch die westphälische Zwischenherrschaft erwachsenen Vermögensverluste wurde großmüthig verzichtet! Aber die Stände wollten sich auf die angesonnene Bewilligung nicht einlassen, sie verlangten Darlegung des Zustandes der Fi-

nanzen des Landes im Ganzen und sie erhoben die alten Ansprüche auf Anerkennung der großen, zumeist aus den englischen Subsidien herrührenden Activcapitalien als Landesvermögens. Das war der wundeste Fleck, an den sie rühren konnten! Monate vergingen unter Verhandlungen und Compromißvorschlägen, bis Anfangs Juli in gegenseitiger Verstimmung eine Vertagung des Landtags eintrat. Im Februar 1816 kamen die Stände wieder zusammen. Diesmal ging wirklich aus vertrauten Conferenzen wohlmeinender Männer ein Verfassungsentwurf hervor, der im Allgemeinen auf dem Niveau der Zeit stand und den der Kurfürst zu octroyiren gedachte. Eines Tages soll sogar schon Alles zum Erlaß des Gesetzes vorbereitet gewesen sein, als neue Bedenken auftauchten und der Vorrath der gedruckten Exemplare verbrannt wurde. Die Geldfrage war wiederum zur Störerin des Friedens geworden. Am 10. Mai erfolgte der definitive Schluß des Landtags. Ein Resultat war in keinem der Hauptpunkte erreicht. Die unerquicklichen Verhandlungen über Nebendinge können hier nicht verfolgt werden. Die Stände hatten die Schulden des Kurprinzen garantirt, einstweilige Fürsorge für die Bedürfnisse des Staatshaushalts getroffen. Viele Beschwerden waren aus dem Lande an sie gebracht worden, viele hatten sie aus eigenem Antriebe aufgegriffen. Als sie sich einer Bitte der erbärmlich gestellten Subalternofficiere um Gehaltsverbesserung annahmen, wurden zwei der Petenten als Rädelsführer cassirt, den übrigen aber, als diese gleichfalls den Abschied begehrten, derselbe verweigert. Commissar der Regierung bei dem Landtage war ein Mann gewesen, dessen dabei erworbener übeler Ruf in der neueren Geschichte Hessens nur noch von dem seines Sohnes über-

troffen wird. Wir brauchen kaum zu sagen, daß es der Vater Hassenpflug's war.

Am 4. März 1817 wurde ein sogenanntes Haus- und Staatsgesetz erlassen, worin auch des Bestehens einer landständischen Verfassung gedacht wurde. Damit hatte die Sache ihr Bewenden, zum Zusammentritt der Stände kam es bis zum Jahre 1830 in Kurhessen nicht wieder. Bei Gelegenheit von Berathungen über die Ausführung des Art. 13 der B.-A. erklärte Kurhessen im Schooße der Bundesversammlung, daß es nach Ordnung der Verhältnisse in den neuerworbenen Gebietstheilen das Nöthige anordnen werde.

Aus den letzten Regierungsjahren Wilhelms I. ist sonderlich Bemerkenswerthes nicht zu berichten. Ganz Deutschland seufzte unter dem materiellen Druck von Mißernten und Verkehrssperren, und unter dem geistigen der Demagogenriecherei. In Kurhessen war der allgemeine Zustand bis zu gänzlicher Verknöcherung des Staatslebens gesteigert. Nur die Juden wußten sich, nach der praktischen Art ihres Stammes, für klingende Münze ein bescheidenes Maß bürgerlicher Freiheit zn erkaufen. Am 27. Februar 1821 starb der alte Kurfürst. In einer Art politischen Testaments nannte er, neben der Religion, die Gerechtigkeit die Hauptstütze der Staaten und fand einen besonderen Ruhm eines Fürsten darin, wenn er Selbstherrscher genannt zu werden verdiene. Als Nachfolger hinterließ er seinen einzigen legitimen Sohn. Die Zahl seiner natürlichen Kinder hat er selbst schwerlich gekannt. Mehr als zwanzig hatte ihm allein die Gräfin Hessenstein geboren, „und alle ohne Liebe,“ wie die übrigens gutmüthige Dame in ihrem hohen Alter ihrer Erzählung hinzuzufügen pflegte. Zwei Söhne von einer andern Frau er-

langten unter dem Namen von Haynau, der Eine in Hessen, der Andere in Italien eine nicht beneidenswerthe Berühmtheit. Es gab damals ein sehr einfaches Mittel die Nebenkinder des regierenden Herrn zu versorgen, man vertheuerte den Preis des von den Unterthanen aus den Salinen zu beziehenden Salzes um einen Kreuzer auf den Sack und belehnte den Neugebornen mit dieser Rente.

Die Regierungszeit Wilhelms II. läßt sich kurz, aber vollkommen erschöpfend als die der Gräfin Reichenbach bezeichnen. Während die Truppen dem neuen Kurfürsten den Eid der Treue leisteten, wurde vor deren Augen der Thorus der Favoritin, die damals noch ihren Familiennamen Ortlöpp führte, in das Residenzschloß getragen, und als diese nach 10jähriger Herrschaft endlich gestürzt wurde, stieg ihr Freund freiwillig mit ihr vom Throne. Wilhelm hatte von Haus aus keine hervorragenden, weder gute noch schlimme Eigenschaften. Er liebte die Freuden der Tafel und das Spiel, aber seine Mittel erlaubten ihm das. Er hatte die Leidenschaft zu bauen, die noch verzeihlicher gewesen wäre, wenn er nur etwas mehr Geschmack gehabt und sich mit seinen vermeintlichen Verbesserungen nicht an die wirklich guten Baudenkmale früherer Zeit gewagt hätte. Sein größter Fehler war der Jähzorn, der sich nicht selten bis zum Grade der Unzurechnungsfähigkeit steigerte. Er schlug dann blindlings mit dem Stock oder auch mit dem Säbel drauf los, kroch aber sofort zu Kreuz, sobald er männlichen Widerstand fand oder die Folgen seiner Thaten vor Augen sah. Für die großen Regierungsangelegenheiten hatte er kein Verständniß, aber er war groß in Kleinigkeiten. So erfand er selbst, als ein Knecht durch den Sturz aus einer Scheunenluke den Tod gefunden, eine Construction, um solche Unfälle zu verhüten, die

nur leider so theuer war, daß sie selbst auf den herrschaftlichen Domänen nicht zur Ausführung kam. Trotz aller Schwachheiten hätte er, nach gewöhnlichem Maße gemessen, ein leidlicher Regent sein können, wenn er in bessere Hände gefallen wäre, und wirklich führte er nach dem Tode der Dame seines Herzens in stiller Zurückgezogenheit ein tadelfreies Privatleben. In der Zeit aber, von der jetzt die Rede ist, befand er sich unter den denkbar schlechtesten Einflüssen, und diese bestimmten ihn zu einer langen Reihe von Gewaltmaßregeln. Jene Emilie Ortlöpp war ein Berliner Frauenzimmer von niedriger Herkunft und gleich niedriger Gesinnung. Zwar war auch sie ohne eigentlich politischen Ehrgeiz, aber sie war herrschsüchtig im Hause, und der Staat galt ihr als ein Anhängsel des Hauses. Ihre Existenz schon und ihr prätentiöses Hervortreten störten selbstverständlich den Frieden der fürstlichen Familie. Männer und Frauen, die auf Ehre hielten, zogen sich, so weit es irgend möglich war, vom Hofe zurück. Um so üppiger wucherten die Creaturen der Maitresse empor. Kammerdiener waren die gewichtigsten und gefürchtetsten Personen im Staate, Geld zusammenzuscharren das oberste Prinzip der Frau, die die Bagatelle von 14 Millionen Gulden hinterlassen haben soll.

Nach dem Ableben des alten Kurfürsten war es nicht länger aufzuschieben, das äußere Ansehen des Staates etwas zu modernisiren. Die Zöpfe, die letzten in der Christenheit, fielen, und statt der Uniformen des alten Fritz wurden die knappen Röcke des Zeitalters Friedrich Wilhelms III. angelegt. Bei dieser Gelegenheit wurde die Organisation des Heeres von 20,000 Mann auf einen Bestand von 7000 Mann vermindert, was wenigstens eine thatsächliche Erleichterung in der auf einzelne Klassen der

Bevölkerung unerträglich drückenden Militärpflicht herbeiführte. Preußisches Muster diente im Wesentlichen auch für die neue Gestaltung der Civilverwaltung. Die Justiz wurde von der Administration getrennt und ein durchgebildetes bureaukratisches System eingeführt, welches immerhin als ein Fortschritt im Vergleich zu dem vorausgegangenen Zustande gelten konnte. Für die bisher ganz willkürlich und meist unzureichend besoldeten Beamten wurde, vorläufig wenigstens auf dem Papier, ein klassificirter Normalbesoldungs-Etat aufgestellt. Von der landständischen Verfassung war in dem Organisationsedicte, durch welches diese Neuerungen geschaffen wurden, auch wieder als bestehend die Rede, aber die Einberufung erfolgte darum doch nicht, obwohl dies unvordenklicher Gebrauch bei jedem Regierungswechsel gewesen war. Mehrmals erinnerte die Ritterschaft daran, ebenso vergebens. Zu dem Adel des Landes gestaltete sich Wilhelms II. Verhältniß überhaupt nicht freundlich. Er vergab die Freistellen in der Officier-Erziehungsanstalt auch an Bürgerliche und suchte einen Theil der Revenüen der aus säcularisirtem Klostergut gebildeten Fräuleinstifter den Töchtern höherer nichtadeliger Beamten zuzuwenden. Man muß sich aber hüten, die Abneigung deutscher Fürsten gegen die Aristokratie für einen Ausfluß volksfreundlicher Gesinnung zu halten. So lange das Bürgerthum noch nicht zu dem Bewußtsein seiner politischen Aufgabe erwacht ist, gilt an den Höfen der Adel als die zu fürchtende Opposition. Das war damals der Fall in Hessen. Argwöhnisch belauerte die Polizei die Kreise der höheren Gesellschaft, besonders glaubte sie bei denselben eine Hinneigung zu der von der Maitresse verdunkelten Kurfürstin und deren Sohn, dem jugendlichen Kurprinzen, wahrzunehmen. Eines Tages im Sommer

1823 sprengte der Kurfürst mit verhängtem Zügel von dem Lustschloß Wilhelmshöhe nach der nahen Residenz herab, bei der Thorwache gab er Befehl Generalmarsch zu schlagen, die Truppen rückten auf den Allarmplatz und hier erfolgte in ungewöhnlichster Form die Verweisung mehrerer Officiere, die für Anhänger des Thronfolgers galten, nach entlegenen Garnisonen. Radowitz, der spätere preußische General, welcher nach vielen Jahren, jedoch in veränderter Parteistellung zu den Personen, noch einmal in die hessische Geschichte verwickelt werden sollte, gehörte zu den Verbannten. Der Prinz selbst erhielt Marburg zum Aufenthaltsort angewiesen. Ein ganz räthselhafter Vorfall war in dessen Nähe ein Jahr früher auf einer Redoute geschehen. Zur Ausführung eines Maskenscherzes hatte er mit seinem Kammerdiener die Kleider getauscht. Dieser nimmt während der Verkleidung von einer unbekannten Maske eine dargebotene Erfrischung an und stirbt nach einigen Stunden — vergiftet.

Eine andere mystische Geschichte ereignete sich im folgenden Sommer. Der Kurfürst erhielt plötzlich von den verschiedensten Richtungen her Drohbriefe zugesandt. In einem derselben wurde er der Rache von hundert verschworenen Jünglingen überantwortet, wenn er nicht eine Verfassung gebe, nicht den Einfluß der arg geschmähten Gräfin Reichenbach auf Regierungsgeschäfte beseitige und selbst fortfahre, den Stock gegen seine Untergebenen zu schwingen. Eine Untersuchungscommission mit außerordentlichen Vollmachten wurde ein-, eine Belohnung bis zu 10,000 Thalern dem Entdecker des Verbrechens ausgesetzt, eine große Anzahl Unschuldiger ihrer Freiheit beraubt. Als alle Maßregeln erfolglos blieben, und die Briefe immerzu einliefen, richtete sich der Verdacht gegen die Polizei selbst. Der bis

dahin allmächtige Oberpolizeidirector von Manger wurde eingezogen, sein Bruder entleibte sich. Die Urheberschaft der Drohbriefe leugnete Manger, und sie hörten in der That auch nach seiner Verhaftung nicht gänzlich auf, aber er mußte zugeben, daß er der Entlarvung der Thäter entgegengewirkt habe, angeblich weil die Untersuchung sich sonst in unnahbare Regionen verstiegen haben würde. Der Majestätsbeleidigung, des Mißbrauchs der Amtsgewalt schuldig befunden, wurde er, freilich von einem verfassungswidrigen Gerichtshof, zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt, die ein Cabinetsbefehl auf Lebenszeit verschärfte. Die Polizei in ihren eigenen Garnen gefangen! Komisch genug, wenn die Folgen durch die Nährung des Mißtrauens für das Land nicht so betrübend geworden wären. Der Fürst gerieth immer tiefer unter den Einfluß seiner Umgebung. Zahllos sind die Gewaltthaten, groß und klein, in den folgenden Jahren. Nur theilweisen Schutz konnten dagegen die Gerichte gewähren, die in dieser Zeit ärgster Bedrängniß den alten Ruhm standhafter Unerschütterlichkeit glänzend bewahrten, und bis zu deren Depravation die Regierungskunst noch nicht vorgeschritten war.

Nur noch ein Beitrag sei angeführt zur Charakterisirung der Zustände. Die Reichenbach hatte einen Bruder, einen Taugenichts ersten Ranges, der nun auch im hessischen Staatsdienst zu hohen Aemtern befördert ward und den Namen der ausgestorbenen Herren Heyer von Rosenfeld erhielt. Seine rohen Begierden reichten bis in den häuslichen Frieden einer angesehenen Familie. Der beleidigte Ehemann, Officier, verlangte Genugthuung, er ward zur Strafe in rascher Folge von einem Regiment zum andern versetzt, und ein Duellmandat erschien, welches den tödtlichen Zweikampf mit den Strafen des Mordes, den

erfolglosen mit Verlust des Adels, Cassation und Schandpfahl bedrohte.

Finanzwirthschaft und ökonomische Verhältnisse des Landes geriethen in heilloseste Verwirrung. Die von den Ständen 1816 bewilligten Steuern wurden ohne Ermächtigung forterhoben, zu unstatthaften Zwecken verwendet, neue Abgaben ohne ständische Zustimmung aufgelegt, darunter ein Zollsystem, das dem Verkehr des überall vom Ausland durchschnittenen Staates die Pulsadern unterband. So kam das Jahr 1830 heran. Der Kurfürst war auf einer Reise nach Oesterreich begriffen, um für die Gräfin Reichenbach, die große Besitzungen in Böhmen erworben hatte, die Erhebung in den Fürstenstand des Kaiserreichs zu erwirken. Metternich wich ihm aus, die Negociation mißlang. Das führte in Karlsbad zu einer wilden Ehestandsscene, bei welcher der männliche Theil eine gefährliche Verletzung am Kopfe von der zarten Hand seiner Dame davon getragen haben soll. Thatsache ist, daß er längere Zeit hoffnungslos darniederlag. Der herbeigeeilte Leibarzt erhielt keinen Zutritt. Glücklicher war eine darauf von Kassel entsendete Deputation. Ihr zeigte der Kurfürst seine Versöhnung mit dem ebenfalls eingetroffenen Kurprinzen an und sagte baldige Rückkehr in die Residenz zu.

Er kam im Anfang des September. Würdig empfing ihn das Volk, schweigend, ohne feindselige Demonstration, aber auch ohne den beliebten offiziellen Freudenjubel. Einige Krawalle hatten allerdings in jener Zeit an verschiedenen Orten, auch in Kassel, um localer Ursachen willen stattgefunden, sie waren ohne Mühe von freiwillig zusammengetretenen Bürgerwehren unterdrückt worden. Gegen den Kurfürsten wurde kein Zwang geübt. Alles, was nun geschah, steht da als seine freie That, hervorgegangen aus

Einsicht der Nothwendigkeit, und die Geschichte muß ihm die Anerkennung zollen, daß, nachdem der erste schwere Entschluß gefaßt war, er rückhaltslos und vollständig zu gewähren verstand. Er berief die Landstände der althessischen Provinzen und gleichzeitig Deputirte aus den später erworbenen Gebietstheilen, welche bisher gar keine oder besondere Stände gehabt hatten, zu einem allgemeinen Landtage. Die Verschmelzung erfolgte. In kurzer Zeit ging aus den Verhandlungen der Regierung und der Landesvertretung die vielgenantne Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 hervor. Auf deren Inhalt näher einzugehen, können wir uns mit Rücksicht auf die uns gesteckten räumlichen Grenzen um so leichter versagen, als, leider! auch bei den entfernteren Lesern im Jahre 1860 eine genaue Bekanntschaft damit vorauszusetzen ist. Wer das als einen Vorzug ansieht, wird anerkennen müssen, daß in dem Werke mit vielem Geschicke das alte Recht des Landes mit den Anforderungen neuer Bedürfnisse verschmolzen ist. Die vorwaltende Tendenz, die Verhältnisse auf eine streng rechtliche, keine Lücke darbietende Basis zu stellen, erklärt sich zur Genüge aus der von uns erzählten Geschichte einer über ein Jahrhundert bestanden habenden Willkürherrschaft. Als ein glücklicher Griff muß es, wenn wir uns in die Anschauungsweise des constitutionellen Staatsrechts versetzen, bezeichnet werden, daß man in Kurhessen nicht dem Vorbild der größeren, sondern dem der kleineren deutschen Staaten folgte und nur Eine Kammer schuf, wie dies auch schon 1816 beabsichtigt war. Zu einer ersten Kammer war in einem verarmten, seiner Mehrzahl nach vom Hof- und Staatsdienst lebenden Landadel der Stoff nicht gegeben, und aus dessen eigenen Reihen wurde damals, wo der Dünkel des mit der Reaction von 1850

noch einmal aufflackernden Junkerthums die Köpfe noch nicht verwirrt hatte, eine solche Prätension mit keinem Worte laut.

Neben der Verfassung kam gleichzeitig zwischen Landesherrschaft und Ständen eine vertragsmäßige Verständigung über das vorhandene Capitalvermögen zu Stande. Auch hier ließ sich der Kurfürst den Ruhm der Initiative nicht nehmen. Er kam mit einer Proposition entgegen, und man vertrug sich dahin, daß aus der Masse zunächst die Schulden der Krone und des Landes berichtigt, und der Rest, welcher eine reine Revenüe von etwa 700,000 Thlrn. abwirft, in zwei gleiche Hälften zerlegt werden sollte, wovon die eine fortan den Staatsschatz, die andere ein unveräußerliches Fideicommiß des Kurfürstlichen Hauses bildete. Die Domänen, mit Ausnahme der Residenzschlösser und Parks, blieben unter der Verwaltung der seitherigen Staatsbehörden, aus ihrem Aufkommen wurde aber Wilhelm II. eine Rente von 392,000 Thalern und seinen Nachkommen in directer Linie eine solche von 300,000 Thalern unter dem Namen Hofdotation bestimmt.

Am 8. Januar übergab der Kurfürst vom Throne herab die Urkunde den Ständen und nahm deren und der Minister Eid darauf entgegen. Der Versöhnung mit dem Lande schien eine Aussöhnung der fürstlichen Familie folgen zu sollen. Auf offenem Balcone vor versammeltem Volke umarmte am folgenden Abend der Kurfürst seine Gemahlin, die auf seine Einladung nach Kassel zurückgekehrt war. Aber in derselben Nacht erschien auch das dämonische Weib, die Gräfin Reichenbach, wieder, und Wilhelm sah sie in Wilhelmshöhe. Der Regent hatte das Opfer des Verzichtes auf die unbeschränkte Gewalt zu bringen vermocht, das Opfer der Leidenschaft überstieg des Mannes Kraft.

Die Stadt gerieth in Aufregung, als sich die Nachricht verbreitete. Doctrinäre wehrten zwar der Einmischung in Privatverhältnisse, aber der verletzte sittliche und politische Instinct des Volkes ließ sich nicht beschwichtigen, die Gräfin entfloh, Schlimmes bei längerem Verweilen befürchtend. Sobald das mit einigem Anstande geschehen konnte, folgte ihr der liebende Freund und lebte mit ihr im äußersten Winkel des Landes, einem kleinen Badeorte bei Hanau. Dadurch geriethen die Staatsgeschäfte in's Stocken. Mehrfache Deputationen suchten ihn zur Rückkehr nach Kassel zu bewegen, beharrlich lehnte er es ab und entschloß sich endlich, lieber dem Glanze der Macht, als einem psychologisch höchst merkwürdigen Verhältnisse zu entsagen. Er nahm am 30. September 1831 seinen Sohn, den Kurprinzen, zum Mitregenten an und übertrug ihm die alleinige Ausübung der Regierungsgeschäfte.

Wir treten nun an einen noch lebenden Fürsten heran, dessen fast 29jährige Regierung das Bild ununterbrochener innerer Kämpfe darbietet. Wir werden uns bemühen, so schwierig die Aufgabe sein mag, gerecht zu bleiben, wie wir uns bewußt sind, trotz mancher scheinbar scharfen Ausdrücke in der vorausgegangenen Darstellung es gewesen zu sein. Kein glücklich organisirtes Gemüth ist das des jetzigen Kurfürsten von Hessen. Vom Großvater hat er die mit der Richtung der Zeit in Conflict führende Neigung zur Selbstherrschaft geerbt, von der Großmutter das schwere Blut der dänischen Königsfamilie, vom Vater den Zornesmuth ohne dessen leicht schmelzende Weichheit, von der Mutter, die darin ihrem Bruder, dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ähnlich war, die schon in der Sprechweise sich kennzeichnende ängstliche Scheu im Verkehr mit Menschen. Mißtrauen ist der hervorstechende Zug dieses

Charakters. Unentschlossenheit und eifersüchtige Bewachung der eigenen Selbständigkeit fließen aus dieser Quelle. Er ist nicht ohne Schärfe des Verstandes, aber formale Legalität ist auch der höchste sittliche Begriff, zu dem er sich erhebt. Was sich mit juristischer Dialektik vertheidigen läßt, gilt für erlaubt, es fehlt die Anerkennung einer über dem Verstande stehenden Vernunft, einer über dem Rechte stehenden Pflicht. Er hat keinen Glauben an edle Motive bei den Menschen und verschmäht es daher, auf solche zu wirken. Er ist streng aus Anlage und aus Ueberzeugung. Schwer geht von seinen Lippen das Wort der Gnade. Er hat keine Freude an dem Glücke Anderer, er ist gleichgültig gegen Aeußerungen der Liebe und Anhänglichkeit. Ist doch auch, wie wir erklärend bemerken müssen, nur selten ein erwärmender Strahl in die Brust des finsteren Mannes gedrungen, der aufwuchs im Zwiespalte der Eltern, den schon als Jüngling ein Mordversuch bedrohte. Er hat, wenn nicht Jagd und Soldaten hierher gerechnet werden sollen, nie eine erheiternde Liebhaberei, nie einen Freund gekannt, bis jetzt haben Alle, die ihm näher gestanden, das Ende seiner Gunst erlebt. Das einzige Verhältniß von zarterer Natur, das ihn jemals mit dem Leben verknüpfte, ist das zu seiner Gemahlin und zu deren Kindern. Aber die Unebenbürtigkeit dieser Ehe hat ihn noch mehr von Anderen isolirt, der Mangel eines zur Succession berechtigten Erben das natürliche fürstliche Gefühl, dem Nachfolger das Land in Wohlstand zu hinterlassen, in der Entwicklung gehindert. Die Verfassungsurkunde, schon in ihren politischen Bestimmungen für einen autokratischen Sinn ein Stein des Anstoßes, erschien zugleich als die Schranke, für rechtmäßig eheliche Kinder nur einen Theil von dem zu thun, was die Vorgänger in der Regierung

in maßloser Verschwendung für ihre Maitressen und Bastarde gethan hatten. In solcher Stimmung konnten unschwer gefällige Hofjuristen Gehör finden, welche die in strengster Form Rechtens vollzogene neue Ordnung der Dinge als einen an der Krone geübten Raub hinstellten und in der Ferne die Möglichkeit einer Wiederbeseitigung vorgaukelten. Die Stellung zu den politischen Parteien ergab sich von selbst. Ein besseres Verhältniß, als während der vorhergehenden Regierung, bildete sich zu der Ritterschaft. Dieselbe hatte bei den Ereignissen, welche zu der Abdication Wilhelm II. geführt, die Hand mit im Spiel gehabt, sie recipirte die Söhne des neuen Regenten in ihre Corporation und nahm den Dank in Bestätigung ihrer Statuten und der bevorzugten Berücksichtigung ihrer Mitglieder im Hof-, Staats- und Militärdienst hin. Sie gerieth außerdem in der Mehrzahl ihrer Mitglieder, nachdem sie aus den in Folge der Verfassung erlassenen Gesetzen für ihren Grundbesitz den besten Vortheil gezogen hatte, als es sich dann weiter um Aufhebung ihrer Steuerprivilegien handelte, in die reactionäre Strömung der Zeit und ward zum willkommenen Bundesgenossen gegen den verfehmten Liberalismus. Gehaßt waren Alle, die bei Errichtung der Verfassung mitgewirkt hatten oder daran festhielten. Jordan's langjährige Kerkerhaft lebt in der Erinnerung Deutschlands. Das Ministerium war taktlos genug, die Regierung als Partei in diesem scandalösen Processe erscheinen zu lassen, indem es den Referenten, der im Oberappellationsgericht das endlich freisprechende Urtheil verfaßte, mit Verletzung des Geistes der uralten Landesinstitutionen; auf eine niedere Verwaltungsstelle versetzte. Zurücksetzung und Verfolgung bis ins zweite und dritte Glied erfuhren viele Andere, z. B. Schomburg, der treue Paladin der eigenen

Mutter des Prinz-Regenten, Eberhard, dessen einfache Biederkeit, man sollte denken, jeden Haß hätte entwaffnen müssen, und der allerdings starrere Wippermann, letztere Beide noch nach dem Jahre 1848, in welchem sie den Schild ihrer Popularität schirmend vor die Krone gehalten hatten. Mächtig wurde eine nach weltlicher und geistlicher Herrschaft zugleich strebende Partei, welche die bekannten Schlagworte „historisches Recht," „christlich-germanisch," „altständisch" und „monarchisches System" im Munde führte, in jeder neuen Erfindung ein Werk des Satans und in der Noth des Volkes den Weg zum Himmelreich erblickte. Die beliebtesten Persönlichkeiten zu hohen Staatsposten waren aber, abgesehen von den überall unentbehrlichen ehrlichen Arbeitsthieren, die schamlosen Bedientenseelen, die Menschen, deren einziges Prinzip die Prinziplosigkeit ist. In der Phraseologie dieser Leute gab es nur fürstliche Rechte, keine entsprechende Pflichten. Kaum kannten sie noch einen Staat, Land und Leute waren fürstliche Domäne, der Staatsschatz landesherrliches Vermögen, der Landtag eine unbequeme, aber leider noch nicht zu entbehrende Geldbewilligungsanstalt. Gefürchtet sollte der Herr sein, nach der Liebe des Volkes zu streben, galt für eine schwächliche Sentimentalität. Den Glauben an Manneswürde konnte solches Gelichter nicht wecken, Argwohn und Menschenverachtung bemächtigten sich mehr und mehr der von häuslichem Kummer nicht verschonten Seele des Fürsten. Fast alle, selbst die kleinlichsten Angelegenheiten, wurden nach und nach in das der Verfassung unbekannte Geheime Cabinet gezogen und harrten da der zwischen mißtrauischen Bedenken schwer zu treffenden Entscheidung. Auf die Ausübung nur eines einzigen Hoheitsrechtes — und zwar der schönsten eines — ist jemals verzichtet

worden, es dürfen in Kurhessen Criminalprocesse wegen Majestätsbeleidigung ohne vorgängige Genehmigung des angeblich Beleidigten eingeleitet werden. Die Minister waren zu Anfang des Jahres 1848 und sind jetzt wieder zu der Bedeutungslosigkeit expedirender Secretäre zusammengeschrumpft.

Ende September 1831 hatte, wie erwähnt, Friedrich Wilhelm die Regentschaft angetreten, Anfangs December waren die Verhältnisse bereits dahin gediehen, daß bei Gelegenheit einer der Kurfürstin-Mutter dargebrachten Ovation die Aufruhrakte verlesen und auf einen Haufen friedlicher Bürger eingehauen wurde. Die erste Regierungshandlung des neuen Fürsten, die Erhebung seiner morganatischen Gemahlin zur Gräfin von Schaumburg, und die daran sich schließende Etiquettenfrage hatten zu einer Verstimmung zwischen Mutter und Sohn geführt. Die Erstere vermied in Folge dessen öffentliches Erscheinen und, als sie sich endlich doch, um des lieben Friedens willen, wieder einmal das Theater zu besuchen entschloß, gedachte das Volk ihr bei der Heimfahrt ein „Hoch" auszubringen. Dies war die Veranlassung zu der grausigen Nachtscene. Der Polizeidirector Giesler wurde zwar wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt gerichtlich verurtheilt, aber begnadigt und mit dem Orden geschmückt.

Als dieser Vorfall sich ereignete, war Wiederhold, der Urheber der Regentschaftsidee, noch Chef-Minister. Er starb bald darauf. Einige noch im Wege stehende Personen, so der gleich ehrgeizige als talentvolle Eggena, waren leicht beseitigt, und politisch-leitender Minister wurde (Mai 1832) der jüngst in Gunst gekommene Hassenpflug der Sohn.

Der Leser ist zu der Erwartung berechtigt, daß wir ihm bei der ersten Begegnung diesen Kurhessischen Herostrat

mit einigen Strichen skizziren. Wer sein Portrait nur aus dem Typus des Kladderadatsch kennt, wird schwerlich dieselbe Person in den geistreich-edelen Zügen entdecken, welche ein bekannter Maler nach ihm in seiner Jugend gezeichnet hat. Und doch soll dieses Bild eben so ähnlich gewesen sein, als das erstere trotz der carrikirten Uebertreibung unbestreitbar ist. Den Wandelungen des äußeren entsprechen die des inneren Menschen. Hans Daniel Ludwig Hassenpflug hatte als blutjunger Bursche den Freiheitskrieg mitgemacht, nach demselben erst seine Studien vollendet. Die Besten unter seinen Altersgenossen waren seine Freunde, seine erste Frau die Schwester der Brüder Grimm. Auf der regelmäßigen Stufenleiter der Diensthierarchie stieg er zum Mitgliede des Oberappellationsgerichtes auf und gehörte zu der damals allgemein im Richterstand herrschenden unabhängig-freisinnigen Richtung. Man verdankt ihm persönlich die Auffindung der Form, in welcher Uebergriffe der Regierungsgewalt in die Rechtssphäre des Staatsbürgers für wirkungslos zu erklären seien. Saturn fraß später das eigene Kind. Zur politischen Führerschaft berufen, schrieb er „Aufrechthaltung der Auctorität in Kirche und Staat" auf seine Fahne, ein Euphemismus für das Conglomerat Haller-, Gentz-, Metternichscher Grundsätze, welches damals von dem Berliner politischen Wochenblatt mit einer frischen Sauce aufgetischt wurde. Der politische Theil dieser Lehre paßt vortrefflich zu dem hochfahrend-herrschsüchtigen Wesen, welches Hassenpflug fortan bekundete, der kirchliche gehörte zur Abrundung des Systems. An eine besondere Tiefe der religiösen Ueberzeugung hat bei der starken Hinneigung zu den Eitelkeiten dieser Welt niemals Jemand recht glauben wollen. Charakteristisch für die Auffassung des Verhältnisses der

Polizei zur Religion ist es zum wenigsten, wenn im Lande Philipp des Großmüthigen ein protestantischer Minister die dreihundertjährige Jubelfeier des Schmalkalder Bundes verbietet, weil derselbe eine Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt gewesen sei, die Hessen keine Ehre bringe. Hassenpflug's staatsmännische Fähigkeiten sind eben so oft überschätzt worden, wie sie von Andern unterschätzt worden sind. Er hatte von Haus aus die eine gute Ministereigenschaft, sich nicht an Kleinigkeiten zu stoßen, leider aber ward im Laufe der Zeit der Maßstab seines Gewissens so dehnbar, daß er vor keiner moralischen Schranke mehr zurückschreckte. Er hatte ferner die Gabe, seine Werkzeuge mit Geschick auszusuchen, und übte dieselbe in der Periode seines ersten Ministeriums, wo ihm noch die Wahl unter anständigen Personen zustand, mit einer gewissen Discretion. Ueberwiegendes Talent für die Verwaltung und die Gesetzgebung besitzt er dagegen nicht, bei den besseren Gesetzen, die seinen Namen führen, gehören nicht ihm die leitenden Gedanken. Seine Haupteigenschaft ist die politische Klopffechterkunst, die er mit den Finten juristischer Rabulistik zu betreiben liebt. Er selbst geizt wohl am meisten nach der Anerkennung politischen Muthes. Aber zum Muth gehören Gefahren. Einem Strafford kann man eine gewisse romantische Bewunderung nicht versagen, weil er bei dem frevelhaften Spiele gegen die Freiheit seines Landes den eigenen Kopf auf die Karte setzte, ein deutscher Reactionsminister, hinter dem doppelten Schutzwall der Fürstengunst und des Bundestages, hat keinen Muth, sondern nur Frechheit von Nöthen. Ueber die Verachtung rechtschaffener Leute giebt es für den abtrünnigen Plebejer freilich nur den Trost der Aufnahme in die vornehme Gesellschaft, eine Richtung der Eitelkeit, die bei

Hassenpflug bis zum Lächerlichen ausgebildet ist und ihn zur Preisgabe wie der moralischen, so auch der ökonomischen Grundlagen seiner Unabhängigkeit verleitete.

Seine Aufgabe war nun, mit der Verfassung gegen die Verfassung zu regieren, deren Ausbildung im Geiste ihrer Entstehung zu hindern. Der erste Schritt nach diesem Ziele mußte die Säuberung des Landtags von unbequemen Elementen sein. Diejenigen, welche der Verführung zugänglich schienen, zog er, zum Theil vielleicht indem er sie über seine Absichten zu täuschen wußte, an sich und entfernte sie durch Beförderung im Staatsdienst von dem Schauplatz ihrer seitherigen Thätigkeit. Wo dieses Mittel nicht verschlug, mußte das der Urlaubsverweigerung — denn die Intelligenzen des Landtags gehörten ja leider in Hessen wie anderwärts in Deutschland vorzugsweise dem Beamtenstande an — aushelfend eintreten. Selbst Advokaten sollten nun auf einmal Staatsdiener sein und als solche der Genehmigung der Regierung zur Annahme einer Wahl bedürfen. Zur erbitterten Fehde führte die Frage bei der Wahlprüfung des Abgeordneten der Landesuniversität Marburg. Seit undenklichen Zeiten hatte diese Corporation das uneingeschränkteste Wahlrecht aus der Mitte der ihr angehörigen Professoren geübt. Das wagte 1833 auch Hassenpflug nicht zu bestreiten (erst 1851 ließ Herr Uhden sich das Mährchen von der nothwendigen Vertretung durch den Vicekanzler aufbinden), aber die Verfassungsurkunde selbst sollte durch die allgemeine Vorschrift des Urlaubserfordernisses für Staatsdiener das Recht der Universität verändert haben, was dann, da alle Professoren Staatsdiener sind, einem Uebergang des Wahlrechts von der Universität auf das Ministerium gleichbedeutend gewesen sein würde. Jordan, der Gewählte, erschien trotz der Verweigerung des nicht erbetenen

Urlaubs dennoch in Kassel und blieb, trotz des Ministerialbefehls, nach Marburg zurückzukehren. Die Ständeversammlung erklärte ihn keines Urlaubes bedürftig und Hassenpflug löste die Ständeversammlung nach zehntägiger Dauer auf. Der akademische Senat verstand sich dann zu dem Compromiß, die vollzogene Wahl der Regierung anzeigen zu wollen, wogegen diese versprach, die Genehmigung niemals zu versagen. Der praktische Zweck, Jordan vom Landtag auszuschließen, war thatsächlich erreicht. Aber es genügte nicht, die liberalen Beamten aus der Ständeversammlung fern zu halten, denn das Volk wählte andere gleichgesinnte, wenn auch minder tüchtige Vertreter, es mußte auch die eigene Partei im Landtag verstärkt werden. Hassenpflug ersann, außer der Beeinflußung der Wahlkörperschaften, das geschickte Auskunftsmittel, durch förmliche Verträge Prinzen des Kurhauses und Standesherren zu binden, daß sie ihnen von der Regierung bezeichnete Candidaten als Stellvertreter in die Ständeversammlung sendeten. Zwischen den Intriguen zur Verfälschung des Ausdrucks der öffentlichen Meinung zieht sich der Kampf mit der Ständeversammlung um Fragen von materieller Bedeutung hindurch. Es würde zu weit führen, die Gegenstände des Streites einzeln hier darstellen zu wollen. Es waren dieselben, welche in verschieden localer Färbung damals das öffentliche Leben der zu constitutionellen Formen übergegangenen deutschen Kleinstaaten auch anderwärts beschäftigten. Ueberall galt es, wie das auf dem Schloßplatz zu Berlin aufgestellte Symbol gedeutet wurde, den Fortschritt zu hemmen und den Rückschritt zu befördern. Die Befürchtung, daß es auf den Wiener Ministerialconferenzen von 1834 zu positivem Eingreifen in die Verfassungen der Einzelstaaten kommen werde, bestätigte sich

nicht, es wurden aber daselbst geheime Directivbestimmungen gegeben, wie aller Orten regiert werden solle, um allmälig die ständischen Versammlungen zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Hassenpflug ging in den Geist der Vorschriften vollständiger als irgend ein anderer Minister ein und führte seine Sache, wie wir schon oben bemerkten, mit den Kniffen und Pfiffen juristischer Rabulistik. Je nachdem es in seinen Kram paßte, sollte die Verfassung aus ihrer althistorischen Grundlage oder, „um sie erhaben zu halten über den Doctrinen streitender Parteien," nach ihrem strengsten Wortlaute erklärt und ausgelegt werden. Von Zeit zu Zeit mußte das Gespenst der Revolution mit seinen Ketten rasseln oder der Popanz ungezogener Stände, der Bundestag, mit der Ruthe drohen. So recht eine Schaustellung nach des Ministers Geschmack war es, als er mit allem Pomp in Mitte der Ständeversammlung erscheinen konnte, um die Zustimmung zur Verhaftung eines ihrer Mitglieder wegen Hochverraths zu erwirken. Alles bebte, ein Name war noch nicht genannt, da — parturiunt montes — forderte der Siegelbewahrer die Auslieferung des — Wirthes Salzmann aus Nauheim, des Harmlosesten der Harmlosen. Er wurde beschuldigt, daß ein Mitverschworner des gefürchteten Schullehrers Weidig auf seiner Kegelbahn staatsgefährliche Reden gethan habe, aber selbst das scheusliche Vergehen, daß er sie mit angehört, konnte nicht erwiesen werden und es mußte die Freisprechung erfolgen. Die Stände waren längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß der erste Grundsatz des theoretischen Constitutionalismus, wonach ein Ministerium zurücktreten muß, wenn es keine Majorität in der Kammer hat, in Deutschland vorläufig nicht zur Wahrheit werden würde. Die Ministeranklage vor dem Staatsgerichtshof war das einzig

ihnen übrig gelassene Mittel, wenn sie Wort und Geist der Verfassung verletzt glaubten. Viele Male haben sie es gegen Hassenpflug zur Anwendung gebracht, aber kein Mal mit Erfolg. Bald fehlte irgend ein formelles Erforderniß in der Klageschrift, bald fehlte der Nachweis des criminalrechtlichen Dolus bei falscher Auslegung verfassungsmäßiger Bestimmungen. Während der Untersuchungen blieb der Angeklagte im Amte, nach jeder Freisprechung erhöhte sich das Gefühl seiner Sicherheit und der Machtlosigkeit seiner Gegner. Hassenpflug war der erste hessische Minister, welcher nicht nur von den Verwaltungsbeamten unbedingte Anhänglichkeit an das herrschende System, das er stets mit der Person des Regenten identificirte, forderte, sondern auch bei der Besetzung der Richterstellen die politische Gesinnnung den Ausschlag geben ließ. Diese Lehre wandte er auch bei dem, jetzt zum Staatsgerichtshof gewordenen Oberappellationsgerichte an und entband sich von dem alten Herkommen, wonach die Ergänzung dieses höchsten Gerichtes stets nach dessen eigenen Vorschlägen erfolgt war. Als Vorwand mußte sogar eine Vorschrift der Verfassung selbst dienen. Da nämlich nach dieser jeder Stellenbesetzung ein Vorschlag der vorgesetzten Behörden vorausgehen solle, so, erklärte er, würde es verfassungswidrig sein, das Gutachten des Oberappellationsgerichts über die Ausfüllung einer in seiner eigenen Mitte eingetretenen Vacanz zu vernehmen.

Einen der hauptsächlichsten Differenzpunkte zwischen Regierung und Ständen, welcher unter Hassenpflug's Ministerium auftauchte, aber über dasselbe hinaus fortdauerte, bildete die Frage nach der staatsrechtlichen Behandlung der mit dem Aussterben der Nebenlinie Rotenburg heimgefallenen Domänen. Bei der Abdankung des Landgrafen Moritz im Jahre 1627 waren dessen Söhne zweiter Ehe

mit dem vierten Theil des Landes (daher der Name „Rotenburger Quart") unter Zustimmung der Landstände abgefunden worden. In diesem abgetrennten Gebietstheile stand der apanagirten Linie, unter Oberhoheit der Kasselschen Hauptlinie, die Ausübung der niederen Regierungsrechte zu, und sie bestritt den Aufwand dafür, uraltem Staatsrechte gemäß, aus dem Aufkommen der Domänen und sonstigen Gefälle. Als nun 1834 der letzte Landgraf von Rotenburg kinderlos starb, gingen diese Regierungsrechte mit ihren Lasten sofort auf die Kurhessischen Staatsbehörden über, die Revenüen aber zog der Kurprinz-Regent, als zum Hausfideicommiß gehörig, für sich ein und verstand sich später nur zur Leistung eines Beitrags zu den Kosten der Verwaltung von 1500 Thalern (!). Die Stände behaupteten ihrerseits, daß dieser abgesonderte Theil der Domänen nach der Wiedervereinigung der Quart mit den Hauptlanden ganz in dasselbe rechtliche Verhältniß zurückfallen müsse, in welchem die Domänen des übrigen Landes sich befänden, mithin da diese letzteren bei der Abtheilung von 1831, gegen Aussetzung eines Aversums an die Landesherrschaft, unter Verwaltung der Staatsbehörden geblieben seien, ebenfalls dahin gehöre. Es wurde bewiesen, daß dieses bei Errichtung der Verträge von 1831 die Ansicht beider Theile gewesen sei, es verlautete auch, daß unter den Ministern namentlich Hassenpflug die Auffassung der Stände theile, allein zu einer positiven Vertretung der Landesrechte waren diese nicht zu bewegen. Nach verschiedenen Versuchen, den Conflict durch energischere Mittel zu lösen, die aber sämmtlich an der Ungunst der allgemeinen politischen Lage scheiterten, beschränkte sich die Ständeversammlung darauf, auf mehreren Landtagen wiederholt um schiedsrichterliche Entscheidung zu bitten, aber auch dieses

bescheidene Verlangen wurde abgeschlagen. Eine Beschwerde bei dem Bundestage wegen versagter Justiz zerschellte selbstverständlich an der Vorfrage der Competenz. Wie schlecht die Krone bei ihrer Entschließung berathen war, zeigte sich erst später. Die Rechtsverweigerung wurde zur Quelle einer dauernden Mißstimmung im Lande, und als das Jahr 1848 kam und die Rotte der gefälligen Hofjuristen hinwegfegte, blieb nichts übrig, als die Quart an den Staat herauszugeben, wobei freilich die Landstände keinen Anstand nahmen, der Landesherrschaft den Rechtsweg vorzubehalten.

Schroff war, wie wir gesehen, bis dahin bei allen Gelegenheiten Hassenpflug's Auftreten gegen die Ständeversammlung gewesen. Es kam ein Tag, wo er plötzlich wie umgewandelt erschien. Die Stände hatten vergeblich seine Stellung zu erschüttern gestrebt, aber dennoch schwankte der Boden unter seinen Füßen, und er wollte sich jetzt durch Anklammern an seine bisherigen Gegner halten. Natürlich versagte die Stütze. Aber was war die Ursache des Falles des so mächtigen, erfolgreichen Ministers? Eben seine Macht, seine Erfolge und sein darauf gegründeter Hochmuth. Dem Prinz-Regenten, der selbst zu herrschen liebte, war ein herrschsüchtiger Minister schon längst unbequem geworden, ein innigeres Verhältniß hatte nie unter denselben bestanden. Nun hatte der Mohr seine Schuldigkeit gethan und der Mohr konnte gehen. In den ersten Tagen des Juli 1837 erhielt er seine Entlassung als Minister des Innern; in anerkennenswerther klarer Erkenntniß der Situation antwortete er mit Niederlegung auch des Justizportefeuilles und schied gänzlich aus dem hessischen Staatsdienste aus. Fünf Landtage hatten während seines Ministeriums stattgefunden. Zwei davon waren aufgelöst, ein dritter in verfassungswidriger Weise ohne Abschied „ent-

lassen" worden, nur einer gelangte zu ordnungsmäßigem Schluß, und der fünfte war vertagt, als er vom Amte abtrat. Daß ihm keine Thräne nachgeweint wurde, versteht sich von selbst. Mit Verwünschungen beladen, kehrte er seinem Vaterlande den Rücken und reiste auf sein Handwerk als reactionärer Minister weiter. Aber weder in Sigmaringen, noch in Luxemburg fand er eine bleibende Stätte. In Greifswald bereitete Friedrich Wilhelm IV. dem Schiffbrüchigen eine Zuflucht. Wie dieser es ihm gedankt hat, haben später der Berliner Fürstencongreß und der Tag von Bronzell bewiesen.

Im Lande Hessen änderte sich nach seinem Rücktritt nichts. Das alte Stück wurde fortgespielt, nur von plumperen Acteuren. Die Regie führte anfangs unter dem Titel „Landtagscommissär," dann als wirklicher Minister Staatsrath Scheffer, vordem ein Hauptschreier auf radicaler Seite, seit seiner Bekehrung zum religiösen und politischen Mysticismus, nach Apostatenart, eben so schamlos extrem für den neuen Glauben. Wir wollen über die nun anhebende zehnjährige Periode tiefster Erniedrigung des öffentlichen Lebens rasch hinwegeilen. In dieselbe fällt der schon erwähnte Jordan'sche Criminalprozeß und die Verfolgung der deutsch-katholischen und anderer Dissidenten. Zuerst als die Schaustellung des heiligen Rocks zu Trier ein ärgerliches Aufsehen durch Deutschland, wie weiland der Tezel'sche Ablaßkram, erregte, schien die Kurhessische Regierung zu den sich daran schließenden Bewegungen innerhalb der katholischen Kirche eine ähnliche Stellung einnehmen zu wollen, wie Philipp der Großmüthige im 16. Jahrhundert gethan hatte. Gildemeister und Sybel wurden, nachdem sie die ungenähte Garderobe der verschiedenen Heiligenschreine einer unbarmherzigen histo-

rischen Revision unterzogen hatten, in unverkennbar tendenziöser Absicht zusammen nach Marburg berufen. Die erste von der Mutterkirche sich lossagende freie Gemeinde in Hanau erfuhr aufmunternde Begünstigung Seitens der Staatsbehörden. Sehr bald jedoch glaubte die orthodoxe protestantische Richtung, in den Angriffen gegen den Katholicismus ihr eigenes Interesse gefährdet zu sehen, und sofort setzte der Wind um. Trotz der durch die Verfassung gewährleisteten Freiheit der Religionsübung wurde allen nicht vom Staate anerkannten Secten die Gemeinsamkeit der Gottesverehrung untersagt. Dann ging es rasch vorwärts auf dem Wege polizeilicher Plackerei und Maßregelung. Endlich langte man dabei an, den neuen Gemeinden den Charakter der Christlichkeit abzusprechen. Protestantische Geistliche sollten die Ehen zu ihrer eigenen Kirche nicht gehöriger Personen nicht mehr einsegnen dürfen, Kinder, insofern sie vor dem Ablauf von zehn Monaten nach dem Ausscheiden ihrer Eltern aus einer anerkannten Kirche geboren seien, auch gegen deren Willen mit Gewalt getauft werden, wenn sie aber aber nach diesem Zeitpunkt geboren würden, als von Heiden erzeugt, kein Recht mehr haben, die Taufe zu empfangen. Den Gestorbenen ward das ehrliche Begräbniß versagt, und als dennoch in Hanau die Leiche eines Deutschkatholiken in die Reihe der christlichen Gräber beigesetzt wurde, grub sie die Polizei wieder aus und verscharrte sie an der Kirchhofsmauer.

Eine andere partie honteuse jener Zeit bildete die Eisenbahnangelegenheit. Ungeachtet der auf dem Spiele stehenden wichtigen Landesinteressen konnte der Bau der neuen, vom Teufel erfundenen Kunststraßen nicht in den Zug kommen, bis Frankfurter Bankiers den nervus rerum zu treffen wußten.

Die Ständeversammlung behandelte Scheffer mit unverhüllter Geringschätzung und Verhöhnung. In derselben gebährdete er sich nicht wie ein Beamter, der von seinem Fürsten den Auftrag hat, über die wichtigen Angelegenheiten des Landes mit dessen Vertretern zu Rathe zu gehen, sondern etwa wie ein Zuchtmeister, der in dem gemeinsamen Arbeitssaal von Sträflingen Ausschreitungen gegen die Hausordnung zu verhüten und zu rügen hat. Zu dem System gehörte sogar die von natürlicher Ungeschliffenheit und einer widerlich kreischenden Stimme trefflich unterstützte Hintansetzung der unter gebildeten Menschen üblichen Verkehrsformen. Wenn die Stände einen Antrag der Regierung ablehnten, so erklärte er, die Regierung werde sich dadurch nicht abhalten lassen, zu thun, was sie für recht halte. Wenn die Stände sich für eine Angelegenheit interessirten, so gab er zu verstehen, ihre Verwendung könne für die Regierung nur einen Grund abgeben, nicht darauf einzugehen. Das Recht, Ausgaben zu bewilligen, sprach er dem Landtag geradezu ab, derselbe habe nur eine Steuerbewilligungs*pflicht*. Die staatsrechtlichen Theorien, mit denen er je nach Bedürfniß seine Zwecke zu erreichen strebte, waren das buntscheckigste Gemisch von Widersprüchen. Bald protestirte er gegen die Heranziehung historisch-anteconstitutioneller Argumente zur Auslegung der Verfassung, bald sprach er von den über allen Buchstaben stehenden, unverjährbaren göttlichen Rechten der Obrigkeit. Einer seiner Parteigenossen hielt es für eine höchst auffallende Behauptung, daß in Kurhessen eine Repräsentativverfassung bestehe. „Ständisch," „Standesbewußtsein" waren die Schlagworte des Tages. Das Verhältniß zwischen Staatsoberhaupt und Unterthanen aus einem Gesellschaftsvertrage zu erklären, nannte der Meister eine im deutschen

Staatswesen als antimonarchisch und antilandständisch verworfene atomistische Auffassung. „Wer von Volksrepräsentation rede, der komme mit einem Schritt zur Volkssouveränetät." „Die Regierung sei nicht gemeint, den Ständesaal zu einem Tummelplatze religiöser und politischer Demagogie werden zu lassen." Wenn die Ständeversammlung, wie z. B. bei der Rotenburger Quart und bei der deutschkatholischen Frage, Miene machte, wichtige Principien zur Entscheidung zu bringen, so erfolgte sofort ihre Auflösung. Von fünf Landtagen traf in Scheffer's Zeit drei dieses Schicksal. Dennoch wollte es noch immer nicht glücken, eine der Regierung unbedingt willfährige Majorität zusammen zu bringen, noch immer focht, wenn auch auf die Defensive beschränkt und vom Tode und Abfall gelichtet, ein Haufe muthiger Patrioten den von allen widrigen Empfindungen begleiteten Kampf für Verfassung und Freiheit. Die Führer aus der Versammlung zu treiben, bot Scheffer alle Kraft auf. Er ersann die spitzfindigsten Interpretationen, die mit einer fünfzehnjährigen Uebung im Widerspruch standen, um die Gültigkeit von Wahlen anzufechten. Er warf auf die nichtigsten Vorwände den Oppositionsmitgliedern Criminalprocesse an den Hals, um sie, sei es auch nur auf kurze Zeit, von den Abstimmungen fern zu halten. Einer seiner Handlanger in der Ständeversammlung mußte dabei den Satz vertheidigen, daß die letztere bei der Frage nach der unbefleckten Ehrenhaftigkeit der Gewählten nicht den Inhalt der Anschuldigung selbst, sondern nur die den Acten gegebene Aufschrift zu prüfen habe. Als Seitens eines Wahlmannes, dem die active Wahlfähigkeit wegen nicht gänzlicher Freisprechung von dem Vergehen der Mitwissenschaft an dem Frankfurter Attentat bestritten wurde, gegen Scheffer die Gegendenunciation, daß

er einst zum Aufruhr aufgefordert habe, erhoben wurde, witterte dieser hierin ein Complott gegen die Staatsregierung und ließ alsbald eine neue Untersuchung einleiten. Endlich machte er sich selbst auf zu einer Rundreise durch das Land, um unter dem Prätext, den in Folge der Mißernten eingetretenen Nothstand zu untersuchen, die stattfindenden Wahlen zu beeinflußen. Die Schwerenothscommission nannte der Volkswitz die Ambassade. Wirklich gelang es durch solche und ähnliche Mittel im Jahr 1847 eine Kammer zu Stande zu bringen, in welcher einige der hervorragendsten Vorkämpfer der Opposition fehlten. Dieser Zustand wurde benutzt, um das s. g. Standesprincip, d. h. den Grundsatz zur Anerkennung zu bringen, daß jeder Stand nur durch Einen aus seinem Mittel, Bauern durch Bauern, Städte durch Städter, vertreten sein könne. Scheffer war befriedigt. In einem Antrage auf theilweise Beschränkung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden sah er den Anbruch einer in seinem Sinne besseren Zeit, er belobte die Ständeversammlung, der Kurzsichtige, denn der Tag, an dem dies geschah, war derselbe 22. Februar 1848, wo der unaufgeklärte Flintenschuß in der Straße der Kapuzienerinnen zu Paris durch ganz Europa das Signal gab zu einer von allen einsichtsvollen Politikern längst vorhergesagten Umwälzung. In Kurhessen wurde durch dieses Ereigniß, für den Augenblick wenigstens, der Fortbestand der Verfassungsurkunde von 1831 gesichert. Einige Monate vorher war nämlich Kurfürst Wilhelm II. gestorben. Die Truppen sollten von Neuem den Fahneneid leisten, ohne daß darin der Verfassung gedacht war. Das bedrückte die Gewissen der Officiere und sie forderten Aufklärung, die denn auch nach einer kurzen von dem Commandeur der Garde, dem braven Urff, geführten Verhandlung dahin

erfolgte, daß durch die neue Huldigung der früher geleistete Verfassungseid nicht berührt werde. Bange Besorgnisse ruhten nichts desto weniger auf der Bevölkerung. Der neue Kurfürst hatte selbst zu der an ihn abgesandten Condolenzdeputation der Stände von der Nothwendigkeit, die Verfassung zu modificiren, gesprochen und zu der Ausarbeitung der erforderlichen Abänderungen eine Commission aus hohen Staatsbeamten eingesetzt, deren wohlbekannte Gesinnung das Schlimmste befürchten ließ. Die Thätigkeit dieser Commission hatte nun von selbst ein Ende.

Daß die hereinbrechende Revolution in Kurhessen einen gründlich vorbereiteten Boden fand, wird nach der vorstehenden Erzählung Niemand bezweifeln. Nicht das ist zu verwundern, daß wie in andern Gegenden Deutschlands Excesse vorfielen, sondern daß die Aufregung der Gemüther sobald der äußersten Mäßigung Platz machte. Man beschränkte sich im Wesentlichen auf einen Wechsel des Ministeriums. Die seitherigen Mitglieder desselben wurden mit den gesetzlichen Pensionen verabschiedet, selbst Scheffer konnte, von seinen Gegnern geschützt, unangefochten Stadt und Land verlassen, bald sogar ohne alle Gefährde auf sein Landgut zurückkehren. Die Häupter der seitherigen Opposition capricirten sich wahrhaft darauf, in ihren Forderungen nicht über ihren alten Standpunkt hinaus gedrängt zu erscheinen. Jordan, der nach langjähriger Verfolgung plötzlich auf den Gipfel der Volksgunst Gehobene, floß bei jeder Gelegenheit, in Marburg, in Kassel und Frankfurt, über von Mahnungen zur Loyalität, aber auch dieses Verdienst konnte ihn später nicht schützen vor Verunglimpfungen in dem bekannten Uhden'schen Berichte an die Bundesversammlung.

Die neuen Minister waren Constitutionelle vom reinsten

Wasser und unbegrenzter Gutgläubigkeit. Ihr Programm war das allbekannte der altliberalen Partei in ganz Deutschland. Im Innern stellten sie einige locale Beschwerden ab, führten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtswesens mit Geschwornen ein, gaben ein Preß-, ein Vereins- und ein Religionsgesetz und hoben das Jagdrecht auf fremdem Boden, N.B. unter Entschädigung der Berechtigten, auf. In der Ständeversammlung geboten sie über eine überwiegende Majorität, und dieses Verhältniß änderte sich auch nicht nach dem Erlaß eines neuen Wahlgesetzes mit directem Wahlverfahren, in welchem zwar das Vorrecht der Geburtsstände beseitigt, jedoch alsbald wieder eine bevorzugte Klasse von Höchstbesteuerten eingeführt wurde. Außerhalb des Hauses stützten sie sich auf das Bürgerthum, welches damals, fanatisirt gegen die erträumte Gefahr der rothen Republik, und Pöbelherrschaft mit Demokratie verwechselnd, das Seinige dazu beitrug, der kommenden Reaction in die Hände zu arbeiten.

In der allgemein-deutschen Frage erkannte das Märzministerium oder das Ministerium Eberhard, wie es nach seinem populärsten Mitgliede genannt wird, die verfassunggebende Gewalt des Frankfurter Parlaments im Princip an. Es publicirte die Reichsverfassung und berief auch die hessischen Deputirten nach der Uebersiedelung nach Stuttgart nicht ab. Gleichzeitig aber ließ es sich auf die Preußische Unionspolitik ein und die Wahlen zum Erfurter Volkshause vollziehen. Vor Ernennung der Mitglieder zum Staatenhause hatte es selbst aufgehört zu bestehen.

So tief die Ruhe war, welche im Vergleich zu andern deutschen Staaten in den Jahren 1848 und 1849 in Kurhessen herrschte, so muß man sich doch während der Zeit

die Minister nicht auf Rosen gebettet denken. Ihr ganzes Leben war eine fortdauernde Krisis. Der Kurfürst ertrug sie nur mit Widerstreben, obwohl sie ihm unstreitig große Dienste geleistet hatten, obwohl er selbst, als von Verminderung der Civilliste die Rede war, Wippermann zur Uebernahme des Finanzministeriums bewogen hatte, damit dieser mit seiner Popularität den bedrohten Posten vertheidige. Schon in den ersten Wochen ihrer Amtsführuug traten Schwierigkeiten ein, als eine Abtheilung der Garde du Corps, wohl nicht ohne Vorwissen einzelner Vorgesetzten, aus nächtlichem Hinterhalt über einen durch die Straßen ziehenden Volkshaufen mit blanken Waffen hereinbrach. Die durch die Umstände unvermeidlich gewordene Auflösung der schon seit 1831 (s. S. 407) bei dem Volke verhaßten Lieblingstruppe kostete den Kurfürsten große Ueberwindung, auf ihre Wiederherstellung blieb sein Sinnen gerichtet. Die Schwierigkeiten wiederholten sich bei jeder, nur irgend wichtigen Regierungsmaßregel, Personal- oder Principfrage. Im Kriegsdepartement konnte sich keiner der successiv eintretenden Minister halten, auch die übrigen Minister trugen so zu sagen das Entlassungsgesuch stets in der Rocktasche. Die Reaction erhob allmälig überall in Deutschland ihr Haupt, die Dauer des hessischen Märzministeriums war nur noch eine Zeitfrage, aber Niemand ahnte, daß es kommen würde, wie es kam! Man hatte einige der auswärts beschäftigten Diplomaten zurückgerufen und damit, daß man sie unthätig in Kassel verweilen ließ, einen Heerd politischer Intrigue geschaffen. Die Ritterschaft hatte zwar durch die Aufhebung des Lehnsverbandes ihrer Güter bei dem Umschwung der Dinge in 1848 viel gewonnen, sie war aber durch Ablösung des Jagdrechts in ihrer nobelsten Passion verletzt, und solche Kränkungen schmerzen bekannt-

lich am tiefsten. Dem neuen Wahlgesetz, das unstreitig ein politischer Fehler war, da es keine Partei befriedigte, hatte sie durch ihre Vertreter auf dem Landtag, gleich den Standesherrn, zugestimmt, als sich aber die Verhältnisse ringsumher änderten, gereute der Verzicht auf alte Vorrechte. Einige Mitglieder der adeligen Körperschaft, stets dem strengsten politischen und kirchlichen Conservativismus huldigend, hatten sich 1848 mürrisch auf ihre Burgsitze zurückgezogen, jetzt gewannen sie wieder geheimen Einfluß. Landgraf Moritz hat es ausgesprochen, daß im dreißigjährigen Kriege „die Ritterschaft die Brücke gewesen, über welche Tilly in das Hessenland geschritten sei," die spätere Geschichte wird dasselbe Urtheil in Beziehung auf den zweiten Einmarsch der Baiern bestätigen. Auswärtige Einflüsterungen kamen hinzu, es galt Kurhessen von der preußischen Politik, deren der Kurfürst längst herzlich überdrüssig war, abzuziehen, — und Hassenpflug ward zum zweiten Male Kurhessischer Minister! Es war abermals der 22. Februar, im Jahre des Unheils 1850. Am Tage zuvor waren Sachsen und Hannover von der Union abgefallen.

Eine Partei in der Masse der Bevölkerung hatte Hassenpflug nicht für sich. Zwar waren nicht Wenige, welche, so lange es gefahrlos erschien, auf Demokratie und Liberalismus zu räsoniren, den Teufel der Reaction an die Wand gemalt hatten, aber auch sie bekamen keinen geringen Schreck, als dieser plötzlich leibhaftig in der wohlbekannten Gestalt des Herrn Hassenpflug vor ihnen stand. Die Collegen des neuen Ministers waren unbedeutende Menschen, ein hyperorthodoxer Officier für das Kriegsdepartement, einer der vorher geschilderten disponibelen Diplomaten für die auswärtigen Angelegenheiten und ein alter Bureaukrat beschränktesten Calibers als Lückenbüßer für die Finanzen.

Sein einziger Bundesgenosse von relativem Gewicht war der Gymnasialdirector und Pamphletist Vilmar mit dem ihm anhängenden Theil des evangelischen Klerus, welcher nach dem Mißlingen des Versuches, seine hierarchischen Gelüste in einer auf den deutschen Grundrechten erbauten selbständigen Landeskirche zu befriedigen, jetzt wieder sein Ziel unter dem Schutze der weltlichen Regierung zu erreichen strebte. Vilmar wurde Ministerialreferent für Kultusangelegenheiten. Daran schloß sich dann etwa ein Dutzend politischer Reactionäre von innerer Ueberzeugung und eine nicht viel größere Zahl von Officieren und Civilstaatsdienern, welche unter dem neuen System Carriere zu machen hofften. Später wurde auch — denn in den deutschen Kleinstaaten copirt man stets preußisches Muster, selbst wenn man sich davon emancipiren will — die Stiftung eines „Treubundes mit Gott für Fürst und Vaterland" versucht, anständige Personen der Coterie nahmen jedoch gerechten Anstand, in denselben einzutreten, und die hervorragenden Mitglieder endeten wegen gemeiner Vergehen im Zuchthaus oder mußten wegen grober Unsittlichkeiten von Hassenpflug selbst vom Amte gejagt werden. Noch eine edle Trias von Partisanen las dieser nach und nach im Auslande auf, den späteren Professor Ilse, der 1848 roth, 1849 schwarz-weiß und 1850 schwarz-gelb zu werden verstand, den Literaten Obermülller, 1832 bei dem Frankfurter Attentat und 1849 bei der Frankfurter Zeitung betheiligt, und den Polizeiagenten Schnabel, sein Leben lang Schurke. Diese Elemente bildeten während der ganzen Dauer von Hassenpflug's zweitem Regiment neben der Ritterschaft, die ihn als Mittel zu ihren Zwecken benutzte, dessen einzige Stützen. Dazu kam noch, daß seine gesellschaftliche Stellung durch die Conflicte mit der Greifswalder Criminaljustiz bei seinem

Eintritt in das Amt arg compromittirt war. Mußten doch auf den ersten Ball, den er gab, die jungen Officiere commandirt werden! Mit einem solchen Gegner glaubte die Ständeversammlung, in der er selbstverständlich nicht auf eine Stimme zählen konnte, mittelst Anwendung der gewöhnlichen parlamentarischen Formen leichten Spiels fertig werden zu können, aber sie hatten die Macht der politischen Hypokrisie außer Rechnung gelassen. In Fragen der inneren Politik benahm sich Hassenpflug zu Anfang ganz harmlos, versicherte fortwährend, daß er das Mißtrauen nicht verdiene, mit dem man ihm entgegenkomme, vollzog sogar von seinen Vorgängern ausgegangene Gesetzentwürfe und beschränkte sich darauf, einige Personalveränderungen vorzunehmen. Auch über die von ihm zu befolgende auswärtige Politik gab er der Ständeversammlung die beruhigendsten Erklärungen, namentlich stellte er das Anerkenntniß aus, daß der Bundestag rechtlich aufgehoben sei und ohne Zustimmung der Ständeversammlung nicht wieder hergestellt werden könne. Indessen begannen seine Machinationen außerhalb Hessens, deren nächstes Ziel die Sprengung der Union war. Schon in Erfurt im Verwaltungsrath säete er Unkraut unter den Waizen, der freilich von Haus aus nur aus tauben Körnern bestanden hatte. Auf dem Fürstentag zu Berlin im Mai 1850 agirte er ziemlich unverhüllt als der Sachwalter Oesterreich's, wurde zwar von seinem ehemaligen Gesinnungsgenossen Radowitz en canaille behandelt, ging aber doch als der eigentliche Sieger aus den Verhandlungen insofern hervor, als das Unionsproject von Stund' an als abgethan gelten mußte. Im Juni löste er die Ständeversammlung, welche vom März bis in den Mai vertagt gewesen war, in dem Momente auf, als diese die mit Baiern und Oesterreich gepflogenen

Correspondenzen über die Restauration des Bundestages zur Sprache bringen wollte. Zu einer Steuerbewilligung war es vor der Auflösung nicht mehr gekommen, da der Landtag eine Verwilligung auf sechs Monate nicht vornehmen wollte, sondern die reguläre Ordnung des Budgets verlangte. Das Ministerium mußte sich die Demüthigung gefallen lassen, unter Zustimmung des landständischen Ausschusses eine provisorische Verordnung zu erlassen, wornach nur die indirecten Steuern einstweilen noch forterhoben, aber bis zu verfassungsmäßiger Bestimmung über ihre Verwendung deponirt werden sollten. Im August trat die neugewählte Kammer zusammen. In ihr saßen zum ersten Male in größerer Anzahl Angehörige der demokratischen Partei, sie setzten die Wahl Bayrhoffer's zum Präsidenten durch, aber es war für sie zu spät, einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse zu gewinnen, sie mußten den Constitutionellen die Leitung des bereits begonnenen Kampfes überlassen. Das Ministerium forderte, ohne Vorlage eines Angabebudgets, abermals Bewilligung der Steuern rückwärts für die beiden Monate Juli und August und für den bevorstehenden Monat September. Die Stände wollten sich nur zu einer Verlängerung der von ihrem Ausschuß genehmigten provisorischen Maßregel für einen Monat verstehen. Jetzt aber fühlte Hassenpflug seine Macht, denn am 2. September lebte der Bundestag, von einem Theil der deutschen Regierungen, darunter auch Kurhessen, beschickt, in Frankfurt wieder auf. Am nämlichen Tage löste er die Ständeversammlung abermals auf, nannte deren Beschluß „Steuerverweigerung," die Steuerverweigerung „Aufruhr" und erklärte „um die Verfassung über den Abgrund, den der Bruch derselben in einem Punkte für das Ganze eröffnet habe, hinüberzu-

führen, mithin den Fortbestand derselben zu sichern," den Kriegszustand über das Land. Aus eigener Machtvollkommenheit ordnete er die Erhebung und Verwendung sämmtlicher Steuern an, indem er dem Erforderniß der Zuziehung des landständischen Ausschusses durch dessen erfolglos gebliebene Einladung genügt zu haben vorgab.

Der Kriegszustand war mit den im Lande selbst sich darbietenden Mitteln nicht aufrecht zu erhalten. Die Finanzbeamten verweigerten die Erhebung ungesetzlich ausgeschriebener Steuern, die Gerichte erklärten die Verordnungen für verfassungswidrig, die Militärgerichte selbst fanden in einzelnen Handlungen des ernannten Oberbefehlshabers den Thatbestand strafbarer Handlungen. Das Ministerium entfloh, den Kurfürsten durch die Vorspiegelung ausgebrochener Meuterei mit sich fortreißend, über die hannoversche Grenze und begab sich auf einem weiten Umweg nach Wilhelmsbad bei Hanau, wohin der Sitz der Regierung verlegt wurde. Von da aus erfolgte die Ernennung eines andern Oberbefehlshabers, da der erste, General Baur, um Entbindung von seinen Functionen gebeten hatte. Dieser zweite aber, der aus langjähriger Inactivität hervorgeholte greise General von Haynau, war nicht glücklicher in seinen Versuchen, die Anerkennung der Verordnungen zu erzwingen. Er stellte dem Officiercorps die Alternative, entweder ihm unbedingt zu gehorchen, oder den Abschied zu nehmen. Mit wenigen Ausnahmen wählten die eidestreuen Männer das Letztere. Die Truppen mußten ebenfalls in die Provinz Hanau verlegt werden.

Hassenpflug's Rolle wäre nun ausgespielt gewesen, er hätte die Anklage der nächsten Ständeversammlung, den Spruch des verfassungsmäßigen Staatsgerichtshofes zu erwarten gehabt, wenn Kurhessen ein selbstständiger Staat

gewesen wäre. Aber es gab wieder einen Bundestag. An diesen wendete er sich mit dem Ruf um Hülfe, und es verstand sich von selbst, daß er erhört wurde. Sein Verfahren ward auf seine einseitige Darstellung hin gut geheißen, und die Bundesexecution verfügt gegen ein angeblich in Rebellion begriffenes Land, in dem die tiefste Ruhe herrschte. Der Kurfürst zögerte noch, den Einmarsch fremder Truppen in seine Staaten gutzuheißen, und es wird glaubhaft versichert, daß er selbst der vollendeten Thatsache niemals ausdrücklich seine Zustimmung gegeben habe.

Für die Kurhessische Verfassung war kein Schützer mehr vorhanden. Preußen aber, welches damals den Bundestag noch nicht anerkannte, hatte ein selbständiges Interesse, dessen angemaßten Befugnissen entgegenzutreten. Während Baiern und Oesterreicher vom Süden her in das Land einrückten, besetzten Preußische Truppen die vom Norden einmündenden Heerstraßen. Die große Streitfrage zwischen Oesterreich und Preußen sollte auf hessischen Schlachtfeldern entschieden werden, und Fürst Schwarzenberg war zum Aeußersten entschlossen. Unweit Fulda stießen die Vorposten aufeinander, im November erfolgte das tragikomische Gefecht bei Bronnzell, das man später ganz hat hinweg leugnen wollen. Inzwischen hatte aber auch bereits in Berlin die Wendung der dortigen Politik stattgefunden, der König schrieb den Scheidebrief an Radowitz, Manteuffel reiste nach Olmütz.

Die österreisch-baiersche Executionsarmee überschwemmte das ganze Land. Graf Rechberg leitete als Civilcommissar die Operationen, für die niedrigeren Dienstleistnngen waren ihm der vormärzliche Staatsrath Scheffer und der Marschcommissar Schnabel beigegeben. Wie bereits in der südlichen Provinz Hanau geschehen war, so wurde

nunmehr auch in den übrigen Landestheilen, namentlich in Fulda, Rotenburg und Marburg der s. g. passive Widerstand gebrochen. Die Richter und Verwaltungsbeamten, welche den Hassenpflug'schen Verordnungen als ungesetzlich die Anerkennung versagten, wurden in von Tag zu Tag steigendem Maße mit Einquartierung belegt, bis sie entweder zur Abschiedsnahme oder die minder starken Geister zur Nachgiebigkeit sich bequemten. Andere, wegen ihrer politischen Gesinnung mißliebige Personen erlitten zur Vergeltung Bequartierung durch die klassisch gewordenen Strafbaiern. Es blieben trotz dieser vorzugsweisen Verwendung noch Truppen genug übrig, um auch die Masse der Bevölkerung schwer zu bedrücken. Noch war der Heerd der angeblichen Revolution, die Residenzstadt Kassel, verschont. Preußen bemühte sich hier, wo ein Theil seiner Truppen stehen geblieben war, ein Compromiß herbeizuführen, um nicht unter seinen eigenen Augen die Unterdrückung eines Zustandes geschehen zu lassen, den es selbst wenigstens mit halben Worten gutgeheißen hatte. Auf Veranlassung des Generals Peucker stellte das Oberappellationsgericht eine mattherzige Erklärung aus, worin es, da nunmehr auch Preußen für sich und seine Verbündeten die Vollziehung der Septemberverordnungen begehre, mithin der vereinigte Wille von Deutschland vorliege, bis zur endlichen Regelung des Verfassungsstreites Folge zu leisten versprach. Die übrigen Behörden gaben dem Beispiel nach. Aber Preußen sollte dennoch auch die letzte Beschämung nicht erspart werden! Der an die Stelle Rechberg's getretene Graf von Leiningen rückte als Bundescommissar in Kassel ein und verlangte als solcher einen neuen Unterwerfungsakt, der denn auch, obgleich in

der früheren Form, vollzogen werden mußte. Die Bequartierungen geschahen wie anderwärts.

Die Execution war in optima forma vollstreckt, aber es fehlten die zeitgemäßen Zierraden eines regelrechten Kriegszustandes, die standrechtlichen Behandlungen, die Begnadigungen zu Pulver und Blei. Es fehlte in dem ganzen revolutionirten Lande jede Person, die man bei dem besten Willen mit einigem Anstande als Hochverräther hätte behandeln können, ein paar Zeitungsschreiber, mit denen man allenfalls kurzen Proceß hätte machen mögen, waren ins Ausland entwichen. Man mußte sich damit begnügen, den landständischen Ausschuß, höhere Staats- und Gemeindebeamten, auch Gerichtspersonen vor die mit österreichischen und baierschen Unterofficieren und Soldaten besetzten Kriegsgerichte zu stellen. Aber trotz der hier vereinigten sublimen Kenntniß schwieriger staatsrechtlicher Fragen ließen sich härtere als Festungsstrafen von längerer oder kürzerer Dauer nicht erzielen, und selbst diese wurden von dem mit den treuesten Anhängern der Hassenpflug'schen Partei besetzten Generalauditorat theils ermäßigt, theils ganz aufgehoben. Auch einige höhere hessische Officiere wurden wegen dienstlicher, zum Theil in der Zeit weit zurückliegenden Vergehen jetzt vor Kriegsgerichte gebracht und mit Strafen belegt. Das härteste, auf mehrjährige Zuchthausstrafe lautende Erkenntniß erging gegen einen unglücklichen, jungen Literaten in Fulda.

Hiermit ist das eigentliche Drama der von dem jämmerlichsten der Mitspielenden, dem preußischen Ministerpräsidenten von Manteuffel, so betitelten „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" zu Ende. Es folgt ein Nachspiel, in dem Herr Hassenpflug der ganzen Fülle seines grausamen Humors und seinem Geschicke in Handhabung

seiner Marionetten freiesten Lauf ließ. Er hatte jetzt, außer dem österreichischen Grafen Leiningen, einen zweiten preußischen Bundescommissar auf der Bühne, seinen Busenfreund Uhden, welcher die vergangene Schmach seines Gouvernements durch neue Großthaten auszuwetzen voll frömmsten Eifers war. Die beiden Helden mußten ihm alle unbequemen Einrichtungen todtschlagen, welche er im Lande Hessen noch vorfand und bundeswidrig zu benennen beliebte. Während des Kriegszustandes regierte er vorläufig ohne Landstände. Nach einer wunderbaren, nagelneuen Theorie ersetzte die Zustimmung der Bundescommissare die seither erforderlich gewesene der Landesvertretung. Auf diesem Wege wurde die ganze Gerichts- und Verwaltungsorganisation umgebildet, Herr Hassenpflug ließ sich dazu von den Bundescommissaren „veranlassen" und befolgte diese Veranlassungen, wir können uns denken, mit wie großem Widerstreben. Aber alle diese Verordnungen waren doch nur provisorische, es bestand noch die Verfassung von 1831, noch das Wahlgesetz von 1849, und früher oder später mußte die Zustimmung einer legitimen Ständeversammlung eingeholt werden. Also galt es, die Verfassungsurkunde selbst aus der Welt zu schaffen! Wozu 1834 bei den Wiener Ministerialconferenzen, wozu 1847 bei dem Tode Wilhelm II. die Zustimmung Oesterreichs nicht zu erlangen gewesen war, dazu schien jetzt der Zeitpunkt günstig. Der Minister soufflirte den Herren Commissaren einen Bericht über ihre Wirksamkeit in Kurhessen und die Mittel zur dauernden Beruhigung der dasigen Zustände, und das Resultat der Berichterstattung war, daß die Verfassung, zu deren Rettung Hassenpflug angeblich den ganzen Kreuzzug unternommen hatte, der Grund des Uebels und daher abzuschaffen sei. Zugleich wurde der

Entwurf zu einer neuen Verfassungsurkunde zwischen den Bundescommissaren und der kurhessischen Regierung vereinigt und der Bundesversammlung ebenfalls vorgelegt. Es ist unendlich viel über dieses Machwerk gesprochen und geschrieben worden, aber auch wer mit seinem Urtheile darüber längst zum Abschlusse gelangt ist, wird bei jeder neuen Betrachtung sich von Entrüstung ergriffen fühlen. Wir haben für die Betheiligung der fremden Commissare eine verhältnißmäßig milde Beurtheilung. Der eine war ein österreichischer Militär, in dessen Kopf Verfassung und Rebellion zusammenfallende Begriffe sein mochten, der seine Mission nach Hessen, wie seine spätere Sendung nach Constantinopel, als das Mittel ansah, der Welt im Namen seines Kaisers zu imponiren, der andere ein nüchterner Doctrinär, dem Kurhessen die verführerische Gelegenheit zu reactionären Experimenten am lebenden Körper darbot. Für Hassenpflug dagegen finden wir in der moralischen Weltordnung nur eine Unthat zur Vergleichung, das ist die Nothzucht des Sohnes an der eigenen Mutter. Er zertrümmerte mit klarem Bewußtsein dessen, was er that, nicht nur die landständischen Institutionen aus neuerer Zeit, er zertrümmerte auch den uralten Pfeiler, an dem sich in schwerster Noth die Freiheit seines Vaterlandes festgeklammert hatte, die Unabhängigkeit der Rechtspflege, er säete den Samen der Zwietracht, von dem er wußte, daß er bereits den Frieden von Generationen vergiftet hatte, von Neuem aus zwischen Fürst und Volk. Denn wie jammervoll auch die politischen Schöpfungen der neuen Verfassung sind, — die unwahre Volksrepräsentation durch eine Junker- und eine Bauernkammer, das beschnittene Steuerbewilligungsrecht, die verkrüppelte Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung, der echter Gerechtigkeit Hohn sprechende Com-

petenzconflictshof und der den Staatsdienerstand entwürdigende Disciplinarhof — so liegt doch der Schwerpunkt, das Motiv des Ganzen in den Paragraphen, welche die Vereinbarung von 1831 über das Staatsvermögen in Frage stellen. Wie die erste Kammer der Köder ist, welche der Eitelkeit und den Sondergelüsten des Adels vorgeworfen wird, so sind die bezeichneten Bestimmungen das Mittel, um das Privatinteresse der Landesherrschaft mit den Landesinteressen in Conflict zu bringen. Und wie fein sind dieselben redigirt! Der Bundestag konnte sie lesen, ohne nur etwas Verfängliches darin zu finden, verständlich sind sie nur dem in Hassenpflug'scher Interpretationskunst Eingeweihten. Auch an einer ergötzlichen Partie fehlt es übrigens dem Berichte der Commissare nicht. Der Theoretiker Uhden will ein Anklagerecht der Stände gegen die nur ihrem Brodherrn verantwortlichen landesherrlichen Diener ganz wegstreichen. Der Practiker Hassenpflug sträubt sich gegen die Gabe, er will die Ministeranklage beibehalten, er begnügt sich damit, daß sie nur auf gemeinsamen Beschluß beider Kammern, nur wegen absichtlicher Verletzung einer deutlichen Verfassungsbestimmung und nur vor einem Staatsgerichtshofe stattfinden kann, dessen Mitglieder von der Regierung ernannt und versetzbar sind! Bei zweifelhaften Verfassungsbestimmungen soll einstweilen die Ansicht der Regierung gelten, bis die Bundesversammlung gegen sie entschieden haben wird, das heißt doch wohl usque ad Calendas graecas!

Hassenpflug kannte sein Publikum und wußte, was er demselben bieten durfte. Der für die kurhessische Verfassungsangelegenheit niedergesetzte Ausschuß des Bundestags nahm zwar Anstand, dem halsbrechend poetischen Fluge des Berichtes sowohl in dessen geschichtlichem als

dessen theoretischem Theile überall zu folgen, in der Hauptsache that er aber, was man von ihm wollte. Auf seinen Antrag beschloß die Bundesversammlung in der +++ Sitzung vom 27. März 1852, die Verfassungsurkunde von 1831, als mit der Bundesgesetzgebung im Widerspruch stehend, außer Wirksamkeit zu setzen und die Kurhessische Regierung aufzufordern, den neuen Verfassungsentwurf als Gesetz zu verkündigen und eine Erklärung darüber Seitens der nach dem neuen Wahlgesetz zu berufenden Kammern zu erwirken. Worin die Bundesgesetzwidrigkeit der alten Verfassung bestehe, wurde nicht gesagt, wohl aber verwahrte man sich ausdrücklich dagegen, daß aus der allgemeinen Zustimmung zu der neuen Verfassung eine Billigung deren Inhalts im Einzelnen zu folgern sei, behielt sich vielmehr freie Entschließung bis zum Eingang der demnächstigen s. g. ständischen Erklärung vor. Daß die Bundesversammlung, indem sie eine Landesverfassung auf anderem als landesverfassungsmäßigem Wege Abänderungen unterwarf, ihre durch die Bundesgesetze begrenzte Competenz überschritt, daß der Beschluß mithin rechtlich nichtig ist, darf als eine wissenschaftlich feststehende Thatsache betrachtet werden, und eben so klar ist es, daß diese Nichtigkeit nicht durch die Zustimmung einer Gesellschaft, der man willkürlich den Namen „Ständeversammlung" beilegt, geheilt werden kann. Das ganze Verfahren fällt in die Kategorie der Staatsstreiche, und seine Aufrechterhaltung ist eine politische Machtfrage.

Die Kurhessische Regierung publicirte Bundesbeschluß und Verfassung am 13. April 1852 und ordnete die Wahlen zu den neu geschaffenen beiden Kammern des s. g. Landtags an. Die Ritterschaft, höchlich geschmeichelt, nunmehr getrennt von den Gemeinen in einem Oberhause zu

sitzen, beeilte sich, ihre Vertreter zu entsenden. Minder eifrig waren die übrigen Elemente der ersten Kammer, so daß diese während der ganzen Dauer des Landtags Mühe hatte sich in beschlußfähiger Anzahl zu erhalten. Die Wahlkörperschaften zur zweiten Kammer waren so zusammengesetzt, daß an eine Weigerung des Landes, den Landtag zu beschicken, nicht wohl gedacht werden konnte. Die Wahlmänner bestanden, abgesehen von den größeren Gutsbesitzern, die aus dem ganzen Lande an einem Orte unter Gewährung hoher Reisevergütungen vereinigt wurden, fast ausschließlich aus Gemeindebeamten, die Angesichts des noch dauernden Kriegszustandes und des gänzlichen Mangels rechtlichen Schutzes sich dem Willen der Regierung fügen mußten. Scheffer wurde Präsident der im Juli eröffneten zweiten Kammer und terrorisirte dieselbe, etwa wie Lord Jeffreys eine ungefügige Jury. Trotz alle dem und alle dem nahmen die Verhandlungen nicht den von der Regierung gewünschten Gang. Es wurde der Antrag gestellt, bei Berathung der neuen Verfassung die alte von 1831, als die Grundlage der unveräußerlichen Rechte, des Landes zum Ausgangspunkte zu nehmen, und mit großer Majorität in Erwägung gezogen. Das Ministerium griff zu den traditionellen Mitteln, die Versammlung von widerspenstigen Mitgliedern zu säubern. Demselben Professor Ilse, der noch vor kurzem der eifrige Parteigänger der Regierung gewesen war, jetzt aber seinen verlorenen guten Ruf durch Anschluß an die Opposition wieder herstellen wollte, wurde die Erlaubniß zur Theilnahme an der Gemeindeverwaltung in Marburg und damit die Landstandschaft entzogen. Zu gleichem Zweck wurden andere Landstände in politische Untersuchungen verwickelt, und es kam dahin, daß gleichzeitig die ersten Städte des Landes

Kassel, Hanau, Marburg und Fulda ohne Vertretung waren. Wiederwahlen bei eintretenden Erledigungen finden nach der neuen Verfassung nicht statt! So war man endlich dahin gelangt, daß der Widerspruch in der zweiten Kammer schwieg, weil die zurückgebliebenen schlichten Landleute ihren Gedanken keinen Ausdruck zu geben wußten. Inzwischen aber war der Geist der Opposition in die erste Kammer gefahren. Die Ritterschaft wollte allerdings Vieles, was die Regierung wollte, sie wollte aber auch noch vieles Andere, was die Regierung nicht wollte. Sich im Schlepptau von einem bürgerlichen Minister führen zu lassen, ist keineswegs eine adelige Liebhaberei. Sobald die Demagogenfurcht vorüber, gefällt sich das Junkerthum in Verachtung der Bureaukratie. Strenge Controle über die Finanzen und Rechtsschutz gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt sind überall die ersten Forderungen des Adels, wenn er auch gegen die idealen Güter des öffentlichen Lebens sich gleichgültig verhält. Dem gemäß fielen die Beschlüsse der ersten hessischen Kammer in der Verfassungsfrage aus, und nach ihrem Bekanntwerden hob sich auch wieder der gesunkene Muth der zweiten. Beide verlangten in den von ihnen abgegebenen Erklärungen Conferenzen zur Ausgleichung der zwischen ihnen noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten, da entschloß sich Hassenpflug, am 4. Januar 1854, den Landtag zu entlassen, auch diese chambres introuvables, die laut als die „wahren" gepriesenen neuen Landesvertreter, waren noch immer nicht so, wie man sie gebrauchte.

Der Minister hoffte, daß ihm der Freund in Frankfurt abermals aus der Noth helfen und die ganze Verfassungsangelegenheit den Ständen über den Kopf hinwegnehmen werde. Diese hatten ja eine Erklärung abgegeben und

damit war nach Hassenpflug'scher Auslegung dem formalen Erforderniß des Bundesbeschlusses Genüge geschehen! Diesmal aber täuschte er sich, der Bundestag, diplomatische Winke von Wien und Berlin riethen zur Mäßigung, und wohl oder übel mußte man sich dazu entschließen, mit einer neuen Ständeversammlung zu verhandeln. Hassenpflug that sein Möglichstes, um derselben eine seinen Wünschen entsprechende Zusammensetzung zu geben. Er hatte auf dem ersten Landtag ein Gesetz durchzubringen gewußt, welches allen Staatsbeamten, Anwälten, Postbeamten und Aerzten die Gemeindemitgliedschaft entzog. Jetzt schloß er durch eine Verordnung alle Personen von Gemeindeämtern aus, bei welchen auf irgend eine Weise eine feindliche Parteinahme gegen die Staatsregierung hervorgetreten sei. Damit glaubte er die Wahlkörperschaften, und folgeweise auch die Landesvertretung absolut verdummt und in seine Gewalt bekommen zu haben. Im Herbst 1855 erfolgte endlich die Berufung des zweiten Landtags, aber noch ehe derselbe sich mit der Verfassungsfrage zu beschäftigen begann, war Hassenpflug's Regiment zu Ende.

Der Grund dieses seines zweiten Sturzes war der nämliche, wie der seiner ersten Beseitigung im Jahre 1837. Er war durch seinen Anspruch auf Selbständigkeit dem Kurfürsten überlästig geworden. Der Haß des ganzen Landes ruhte auf ihm, besondere Gründe dafür lagen bei der Ritterschaft, bei dem Hofadel und der Staatsdienerschaft vor, der Fluch der Lächerlichkeit war hinzugekommen, seit er auf offener Straße von einem kurfürstlichen Schwiegersohne Stockprügel bekommen hatte. Aber alle diese Momente würden nicht schwer gewogen haben, wenn er nicht für entbehrlich gegolten hätte. Scheffer wurde wiederum sein Nachfolger. Die erste Kammer hatte das Gefühl

voller Sicherheit und hielt im Wesentlichen an dem von ihr auf dem ersten Landtag eingenommenen Standpunkt in Beziehung auf die Verfassung fest. Die zweite Kammer hatte in ihrer Mitte kaum einige Männer, welche dem Verständniß der Frage gewachsen waren. Sie fand es am räthlichsten, sich den Ansichten des Herrenhauses anzuschließen, und ohne daß eine förmliche Verständigung stattgefunden hätte, fielen die Erklärungen beider Kammern im Wesentlichen übereinstimmend aus. Dies sind die Erklärungen, welche 1858 von der Kurhessischen Regierung dem Bundestage vorgelegt wurden. Wem es um eine scharfe, freilich oft unwillkürliche Kritik der Verfassung von 1852 zu thun ist, der muß die Denkschrift lesen, womit die Uebergabe begleitet wurde. Die erste Kammer wird darin als in dem einseitigsten Standesinteresse befangen, die zweite als politisch unmündig geschildert. Es wird das Recht der Ernennung von Pairs auf Lebenszeit gefordert, um mit der Uhden-Hassenpfug'schen Maschine überhaupt regieren zu können. Die Uebereinstimmung der Erklärungen beider Kammern, auf welche man nachher ein so großes Gewicht hat legen wollen, wird damals noch als das Resultat eines gegen die Regierung gerichteten Complotts behandelt.

Die weitere Entwicklung der Angelegenheit ist in frischem Gedächtniß. Der Bundesausschuß erstattete im Frühsommer 1859 einen Bericht über die ihm gemachte Vorlage, in welchem er, lediglich nach Zweckmäßigkeitsgründen, in einigen Punkten den Desiderien der s. g. Stände, in der Hauptsache aber den Ansichten der Regierung beitrat. Kaum war der Ausschußantrag bekannt geworden, als sich, ermuthigt von dem Wehen eines durch ganz Deutschland gehenden freieren Geistes, von allen

Seiten aus dem Lande Stimmen vernehmen ließen, welche die Rückkehr zu der Verfassung von 1831 forderten. In Preußen war das Ministerium Manteuffel gefallen, und das neue Cabinet, die Mitschuld seines Vorgängers an dem über Hessen gekommenen Unheil erkennend, nahm sich der gerechten Ansprüche des Volkes an. Es wählte dabei, um dem Bundestag eine Rückzugslinie zu eröffnen, den Standpunkt, daß es den seitherigen Weg, die Verfassungsfrage zur Erledigung zu bringen, als einen mißlungenen Versuch bezeichnete und deßhalb die Wiederherstellung der ja nur provisorisch „außer Wirksamkeit gesetzten" Verfassung von 1831, unter Vorbehalt der Beseitigung der speciell namhaft zu machenden bundesgesetzwidrigen Bestandtheile, anempfahl. Dadurch wurde zunächst die nochmalige Zurückverweisung der Sache an den Bundesausschuß erreicht. Inzwischen trat in Kurhessen der neu gewählte (dritte) Landtag zusammen, und dessen zweite Kammer beeilte sich, in einer Eingabe an den Bundestag die von der zweiten Kammer der vorigen Ständeversammlung abgegebene Erklärung zurückzunehmen und das Recht des Landes auf die widerrechtlich beseitigte Verfassung von 1831 zu wahren, während die erste Kammer sich jetzt entschieden auf die Seite der octroyirten Verfassung von 1852, als der Voraussetzung ihrer eigenen Existenz, stellte. Rasch gewann die, in der letzten Zeit auf Kurhessen beschränkte Streitfrage, vielleicht nicht zum Vortheil des Landes, wieder einen allgemeineren Charakter. Sie ward durch ganz Deutschland zum Zankapfel zwischen der reactionären und der nach Freiheit strebenden Partei, sie ward zugleich zum Zankapfel zwischen Preußen und den gegen dessen Suprematie ankämpfenden Mittelstaaten. Tendenzen der hohen Politik wurde in dem Bundesbeschluß vom 24. März

1860 abermals das gute Recht Hessens geopfert. Derselbe bezeichnet, rückhaltslos eingestanden, zunächst eine diplomatische Niederlage Preußens, denn es geziemt nicht der Würde einer großen Macht, einem Majoritätsbeschlusse gegenüber, den sie selbst als nichtig ansieht, sich auf einen Protest mit Worten zu beschränken. Aus dem völkerrechtlichen Verbande des deutschen Bundes auszuscheiden, bot vielleicht die hessische Frage für Preußen keine genügende Veranlassung dar, aber es durfte länger nicht Theil nehmen an den Sitzungen einer Versammlung, welche sich über die Grenzen ihrer gesetzlichen Competenz hinwegesetzt hatte. Eine gleich günstige Gelegenheit zum Handeln wird so bald nicht wiederkehren! Möchten wir uns täuschen, wenn wir den oben erwähnten Bundesbeschluß für das zweite Bronnzell, die nachfolgenden hochklingenden Worte in dem Berliner Abgeordnetenhaus für Leichenreden auf den todten Schimmel halten!

Ehe diese Blätter die Presse verlassen, wird wahrscheinlich bereits die aufgedrungene Verfassung als definitives Landesgesetz verkündigt sein. Für das hessische Volk beginnt dann ein neues Tagewerk. Ob dasselbe dabei eine thätige Unterstützung der übrigen Nation finden wird, muß die Zukunft lehren.

Was sollen wir zum Schlusse noch über die gegenwärtigen Verwaltungszustände Kurhessens sagen? Der Wagen läuft fort, weil der in vergangener Zeit empfangene Anstoß nachwirkt. Zufall und Laune führen abwechselnd die Zügel. Auch Scheffer hat nicht länger Minister bleiben wollen. Die Gemüthszustände des Regenten entwickeln sich mehr und mehr in der Richtung, welche ihnen durch dessen physische Organisation vorgezeichnet zu sein scheint.

So haben wir denn in großen Zügen die Geschichte des unglücklichen Landes unter den drei Kurfürsten bis zum heutigen Tage erzählt. Daß es sich bei dem hessischen Verfassungskampfe nicht um ein Stück Papier, nicht um die mehr oder minder freisinnige Redaction einiger Gesetzesparagraphen handelt, wird dabei Jedem klar geworden sein. Niemand wird auftreten, der gutzuheißen wagt, was geschehen ist. Aber daß es *geschehen könne*, das erheischt, so behauptet man, *die Consequenz des monarchischen Princips*!

Ueber vaterländische Gesinnungs-Leiden.

Von

Ludwig Walesrode.

„Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft: man kann Kapaunen nicht besser mästen."

Hamlet.

[illegible]

Ueber naturalistische Erziehungs-Lehren.

Von

Ludwig [illegible]

[illegible]

I.

Gründliche Historiker, die einst in späten Jahrhunderten, die Geschichte unserer Zeit schreiben, werden uns, ihre grauen Vorfahren oder „Altvordern," — trotz der Reichhaltigkeit der Quellen, die wir ihnen hinterlassen — nur schwer, vielleicht gar nicht begreifen.

Denn Alles — mag es vor dem Richterstuhle der absoluten Vernunft auch noch so absurd, selbst wahnwitzig erscheinen — ist in der Geschichte begreiflich, ja in sich berechtigt, sobald es naiv und organisch aus einem geschichtlichen Prozesse hervorgegangen. Wer möchte wohl jene Urteutonen und Tektosagen, die in die Haut der von ihnen getödteten Auerochsen gehüllt, auch deren Hörner an der gehörigen Stelle auf dem Kopfe trugen, nach den Lehr- und Heischesätzen des modernen Bewußtseins katechisiren? — Was berechtigt uns vom Mittelalter zu fordern, daß es weniger mittelalterlich gewesen sein soll? — Warum sollte man jene ruchlosen Hexen, die nicht bloß nach dem Glauben des Volkes, sondern in ihrem eigenen Wahne, mit dem leibhaftigen Satanas Buhlschaft pflogen, um an Menschen wie Vieh Unheil zu verüben, nicht exemplarisch verbrennen und ersäufen? — War's zu einer Zeit, in welcher blutende, „freventlich durchstochne" Hostien und helle

Thränen weinende Muttergottesbilder von der lästerlichen Schmach zeugten, die ihnen die Juden angethan, gläubigen Christen zu verargen, daß sie tausende von Judenfamilien — Greise, Weiber und Kinder — niedermetzelten oder lebendig verbrannten, um den geschändeten, Blut fordernden Gott zu versöhnen? —

Selbst das vorige Jahrhundert noch war, in Deutschland wenigstens, vollkommen berechtigt zu sein wie es gewesen, weil es nun einmal nicht anders sein **konnte** und sein **wollte**. Daß damals die gottgesalbten Landesväter von Hessen-Cassel, Braunschweig, Waldeck, Anhalt ꝛc. ihre Landeskinder wie Schlachtvieh nach Amerika verkauften, darüber wissen sich die Geschichtschreiber von heute vor sittlicher Entrüstung kaum zu fassen. — Aber waren denn die deutschen Landeskinder in der Heimath thatsächlich etwas Besseres als Schlachtvieh? Gehörte das Mark ihrer Knochen, der Schweiß ihres Angesichts, ihr Blut und Fleisch nicht wirklich dem angestammten fürstlichen Majoratsherren, der sie mit den ganzen übrigen lebenden und todten Inventarium von seinem „in Gott ruhenden, hochseligen" Vorgänger geerbt hatte? —

Ob die Spießruthgerte, die einen deutschen Rücken zerfleischte, auf heimischem Boden gewachsen war; ob hüben oder drüben, auf deutsches Commandowort, Tausende von Söhnen deutscher Mütter als Kanonenfutter gegen einen Feind verbraucht wurden, von dem weder ihr Kopf noch ihr Herz das geringste wußte; ob die Geier und Raben, denen die unbestatteten Leichen deutscher Soldateska zur Beute wurden, zur germanischen oder amerikanischen Fauna gehörten, was lag daran? Warum sollten von „Gottes besonderen Gnaden" legitime Grund- und Bodenbesitzer die ihnen hörigen Menschen nicht eben so gut ausführen

wie die ihnen hörigen Ochsen, sobald der Export derartiger Landesprodukte mehr einbrachte als die Vernutzung derselben im Lande selbst? —

So spricht in Tausenden und Abertausenden ähnlichen Erscheinungen die Vergangenheit verständlich zu uns. Wir wenden uns mit Trauer und Entsetzen von dem Bilde der entwürdigten Menschheit ab, wie's die Geschichte uns wiederspiegelt. Aber wir gestehen zu, daß, so lange die Welt als ein großes Irrenhaus erscheint, auch die Zurechnungsfähigkeit der Völker nach den unheimlichen Consequenzen des kranken Geistes beurtheilt werden müsse. — „Alles hat seine Zeit!" sagt der Prediger.

Die Logik soll aber noch erfunden werden, nach deren Regel die Dissonanzen und Widersprüche der Gegenwart denkrecht aufzulösen wären.

Das Bewußtsein unseres neunzehnten Jahrhunderts hat siegend seine Fahne auf die erklommenen Chimbarassohöhen der Civilisation aufgepflanzt. Eine Welt von überwundenen Standpunkten liegt zu unsern Füßen. Frei und leicht athmet der Gedanke in der reinen geistigen Bergluft; das zum Gemeingut der Welt gewordene Wissen hat die Gewissen von dem Alpdrucke des Aberglaubens und Vorurtheils entlastet. — Es giebt keine sociale Schicht, auch die niedrigste nicht, an welcher die Lösungen exakt wissenschaftlicher Forschung, ja selbst die Evolutionen eines großen philosophischen Gedankens spurlos vorübergegangen wären. Die Schulknaben von heute tragen in ihrem Bücherranzen mehr Kenntnisse nach Hause als die „sieben Weisenmeister Griechenlands" sich je haben träumen lassen.

Wie viele scharf- und tiefsinnige Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie, der Naturwissenschaften überhaupt, sind nicht, verstanden und wohlbenutzt, das

Eigenthum schlicht bürgerlicher Gewerkstechnik geworden! Das geflügelte Rad auf der Mütze unserer Lokomotivführer, der in Silber gestickte Blitzespfeil am Rockkragen der Telegraphenbeamten, sie sprechen beredt den Gedanken unserer Zeit aus. Kein Stillstand mehr! Das blitzende Wort, welches dem Gange der Sonne über die Erde voreilt, ist des Menschen; und wo wäre heut' zu Tage noch der Gott zu finden, der mißgünstig die verwegene Prometheusthat an den Sterblichen rächte? — Flügelrad und Blitz — eine erhabene Ironie, die des alten Glaubens spottet! — Es ist unbegreiflich, daß nicht Leo, nicht Hengstenberg, nicht der verstorbene Cultusminister von Raumer diese an allen königl. preußischen Bahnhöfen und Telegraphenstationen grassirende Verherrlichung von „Stoff und Kraft" schon längst herausgewittert und das Ihrige gethan haben.

Und wer dürfte es zu leugnen wagen, daß das sittliche und politische Bewußtsein der Gegenwart gleichen Schritt mit veredelnder Wissenschaft, mit Kunst und Literatur gehalten? In welchem Jahrhundert wäre die Idee von Freiheit und gleichberechtigter Menschenwürde tiefer und allgemeiner in die Massen gedrungen gewesen? wäre sie mit begeisterterem Pathos empfunden, wäre opferfreudiger um sie gekämpft worden? Freies Bürgerthum, Freihandel, frei Gewerk, freies Wort, frei Gewissen für Jeden wie für Alle, lautet das Loosungswort. Die erstarrten Formen des socialen Lebens haben sich in menschlich freie Sitte aufgelöst. Neben den großen leitenden Principien des modernen Menschengeschlechts offenbart sich der Zug humaner Milde, der Drang des Erbarmens, in unzähligen Bestrebungen vereinter Kraft. Für die Armen und Verwahrlosten, für die Insassen der Hospitäler und Zuchthäuser, für weit entfernte gemißhandelte Menschensippen öffnen sich

überall bereitwillige Herzen und Beutel. Ja sogar das wehrlose gequälte Thier ist unter den Schutz der Gesetzgebung gestellt.

Müßte nach alle dem nicht unser Jahrhundert, wenigstens von seiner zweiten Hälfte an, den Historikern der Zukunft als die Blüthe des freien, seiner Kraft sich bewußten Humanismus erscheinen? Müßte nicht für unsere Generation endlich des Dichters Weheruf über die Enkel verstummt sein, die das wie eine ewige Krankheit sich forterbende Gesetz und Recht in die lebendige Rechtsidee der Zeit aufgelöst?

Und trotz alle dem wird unser neunzehntes Jahrhundert dereinst in den Annalen der Menschheit als eines der störrischsten Räthsel verzeichnet sein, welches die Geschichte je dem Denker und Forscher aufgegeben. Denn niemals haben die Thatsachen mit dem Bewußtsein der Zeit in so paradoxem, unversöhnlichem Widerspruch gestanden.

Wie sollen unsere späten Epigonen es fassen, daß in dem Zeitalter, in welchem selbst der Gott heiliger Urkunden und Traditionen machtlos dem Gedanken des Forschers weichen mußte, noch Kinder in Purpur geboren wurden, denen in der Wiege schon das Herrscherrecht über civilisirte Völker zufiel? daß ein König Bomba auch nur einen Tag in Europa regieren konnte? daß ein vagabundirender Abenteurer als Cäsar auf Prätorianerschild erhoben, „wie ein Koloß die enge Welt beschreiten" durfte? — daß stehende Heere das Mark der Länder verzehrten? — daß auf unzähligen Schlachtfeldern das Blut in Strömen floß und des Philantropen Hoffnung auf einen endlichen Weltfrieden das Schicksal Elihu Burrit'scher Oelblätter theilen mußte, nämlich als unpraktische, utopische Schwärmerei verlacht zu werden? —

Und wir brauchen uns nicht einmal an große historische Phänomene und Thatsachen zu halten. Betrachtet den Entwicklungsgang unserer ruhigen Culturzustände und Institutionen. Sind etwa die Hexenprozesse des Mittelalters, alle zusammen genommen, so monströs als ein einziger Akt jenes jus talionis, das unsere ethisch und philosophisch erleuchtete Gesetzgebung übt, indem sie einem dingfest mithin unschädlich gemachten Mörder, unter feierlichen und henkersmäßigen Formen, den Kopf vom Rumpfe schlagen läßt, weil Blut — Blut, Mord — Mord fordert? — Ist die Vorenthaltung selbst des geringsten bürgerlichen Rechtes und Anspruchs wegen religiöser Glaubensdifferenzen, ja daß auch nur heut zu Tage über dergleichen debattirt werden kann, nicht ein größerer Frevel gegen Menschenrecht und Menschenwürde und vor allem gegen die gesunde Vernunft als die Ghettos, gelben Lappen und Scheiterhaufen jener Jahrhunderte, denen ein fanatischer und darum ehrlicher Wahnwitz das Gesetz diktirte? — Was soll die Zukunft von unserem schikanösen Paßwesen denken, von unserer geheimen und öffentlichen Polizei, von Salz- und Brodbesteuerung, von zünftigen Gottesgelahrten, von Leuten, die das Recht ererben, die Präposition v o n vor ihre Namen zu setzen, um dadurch mehr sein und prätendiren zu dürfen als Millionen des Volkes; von jenen bunten Bandschnitzchen, durch welche selbst und gerade der Ehrgeiz großer Männer abgefunden werden konnte; von Concordaten mit Rom und all dem blühenden Nonsens mehr, in den selbst ein auf Blödsinn sich verstehender Polonius keine Methode hinein zu bringen wüßte? —

Ein Titan schreitet der Zeitgeist des 19. Jahrhunders durch die Weltgeschichte, das Haupt, in der Höhe des Adlerfluges, stolz den Sternen zugekehrt. Aber bei jedem

Schritte stolpert er über die Zwerge, die ihm unausgesetzt zwischen die Beine gerathen. Er hat den Kampf mit dem Himmel aufgenommen; die Zwerge hat er nicht zu besiegen gewußt! —

II.

Von allen unbegreiflichen Völkern des „aufgeklärten" Europa dürfte aber der deutsche Volksstamm dereinst die zweideutige Ehre haben, dem denkenden Historiker am unbegreiflichsten vorzukommen. Denn von allen Völkern, die je auf der Culturschulbank gesessen, ist es gerade das deutsche, das am meisten gelernt, das eine Welt von Vorurtheilen und antiquirten Standpunkten durch die Macht der Idee überwunden hat. Keines hat je mit schärferer Kritik die politischen Zustände anderer Länder erfaßt und beurtheilt; Keines sein Rechtsbewußtsein so feinfühlig in principiellen Entwickelungen kund gethan; Keines hat mehr erfunden und mehr entdeckt; Keines hat in feurigeren Dichtungen das Vaterland verherrlicht und die Freiheit; wohin Ihr auch blicken möget, nirgends findet Ihr ein Volk so intelligent, von so humaner Sitte, so edler Empfindungen fähig. Kurz, unter allen Völkern des 19. Jahrhunderts erscheint kein Volk mehr berechtigt und mehr *verpflichtet* frei und groß zu sein — als das deutsche.

Und welchen Anblick wird es dereinst den aus weiter Zeitenferne rückschauenden Geschichtsforschern bieten?

Nun denn, es wird ihnen erscheinen als ein unentwirrbares, chaotisches Durcheinander von erhabenen Principien und philiströser Kleinlichkeit, von Errungenschaften ohne Garantieen, vom freiesten Bewußtsein und brutalen Thatsachen, von großen Worten und ohnmächtiger Politik.

Vor Kurzem war in der hamburger Kunstausstellung ein Bild ausgestellt, betitelt: „die trauernde Germania.“ Auf einem steinernen Throne, von dessen hohem Standpunkte sich eine weite Fernsicht über eine Landschaft echt teutonischen Charakters eröffnet, sitzt ein schönes blondes Weib, von mächtigen doch edlen Körperformen. Das mit einem Eichenkranz gekrönte Haupt, ist ihr in tief sinnender Trauer auf die Brust gesunken, während beide Hände — die eine hält ein welkes Lorbeerreis — matt in ihrem Schooße ruhen. Zu ihren Füßen liegt ein in der Scheide steckendes Schwert. Es rostet ohnmächtig in derselben, das sagt uns eine satyrische über die Scheide hinkriechende Schnecke. Durch einen tiefen Thalgrund in der Ferne gewahrt man einen langen Zug deutscher Auswanderer, mit Hab und Gut, mit Weib und Kind dem Meere zuziehend. Es war noch mehr allegorisirter deutscher Jammer auf dem Bilde dargestellt, man konnte ihn nur nicht entziffern, weil die arme Germania in einen der dunkelsten Winkel des Ausstellungssaales, in die Ecke der Verwahrlosten, verwiesen war, was immerhin schlagend zur Allegorie stimmte. Ominös war's noch, daß der Katalog den Urheber dieser melancholischen Germania als einen Gothaer bezeichnete, wenn auch als einen wirklichen geographischen, nämlich den Professor und Hofmaler Jacobs in Gotha.

Lassen wir den künstlerischen Werth dieser Composition auf sich beruhen.

Aber gesetzt, daß ein unberechenbarer Zufall das besagte Gemälde der Vernichtung entrisse, welcher viele Tausende unserer vorzüglichsten Kunstschöpfungen erliegen werden, daß in einem späten, unserm kühnsten Ideale reif gewordenen Jahrhundert dieses Bild aus Deutschlands Vergangenheit wieder entdeckt würde, was sollte wohl ein ge-

bildetes Publicum aus diesem wunderlichen allegorischen Räthsel machen? — Wird man nicht fragen: welchen Grund, in aller Welt, hatte denn die Germania von 1860 sich in einer solchen Mitleid erregenden Verfassung von einem gothaer Hofmaler abconterfeien zu lassen? Erzählen uns die Geschichtbücher doch nicht, daß damals ein fremder Eroberer deutschen Boden betreten und dem deutschen Volke sein Gesetz diktirt hätte! Auch ist uns keine Kunde überkommen, daß in jener Zeit unser Vaterland von irgend einer andern allgemeinen Noth, wie Pest, Mißwachs, Erdbeben, Heuschrecken udgl. heimgesucht worden wäre. Im Gegentheil lesen wir in alten Chroniken, daß damals die Deutschen fruchtbar waren und sich wacker auf über 40 Millionen Köpfe gemehrt hatten; daß Deutschland Getreide, Wein und Obst rc. in Hülle und Fülle erzeugte; daß Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel in voller Blüthe standen; kurz, daß es an Allem Ueberfluß hatte, was seine Bewohner wohlhäbig, mächtig, frei und zufrieden hätte machen können. Und dennoch trauerte Germania und legte entmuthigt die Hände in den Schooß, und ließ den Ruhmes-Lorbeer welken und eine träge Schnecke über das Schwert kriechen, mit dem sie ihre Freiheit und ihr gutes Recht hätte beschützen sollen? Und dennoch wanderten ihre Kinder aus den gesegneten Fluren der Heimath, um sich in weiter Ferne, jenseits des Oceans ein neues Vaterland zu suchen?

So wird die Zukunft dereinst fragen.

Welche Antwort geben wir ihr? — Denn, mag es immerhin nicht Brauch sein, daß die Urahnen vor ihren, im Reiche der Atome noch schlummernden Enkelgeschlechtern erröthen, so sollte doch jedes, mit Bewußtsein sich lebendes Zeitalter mit den Annalen seiner Geschichte auch den

Schlüssel zum Verständniß derselben der Zukunft überliefern. Das fordert die Rücksicht auf historische Selbsterhaltung, da nur im bewußten Zusammenhange historischer Entwickelungen die Vergangenheit unsterblich auch der späten Zukunft lebt. Gelüstet uns nach dem Ruhme, daß kommende Geschlechter mit Fingern auf die deutsche Geschichte des unbegreiflichen 19. Jahrhunderts hinweisen? daß sie die Thatsachen und Phänomene unserer Zeit mit kopfschüttelnden Fragezeichen begleiten?

Freilich, wir könnten ihnen erzählen, was wir uns selbst vorzuklagen nicht müde werden, daß Deutschland im 19. Jahrhundert, trotz aller ihm innewohnenden Macht und Herrlichkeit, darum so tief erniedrigt gewesen, weil es statt ein Einiges und Ganzes zu sein, durch dreißig und etliche angestammte Dynastien so arg zerrissen und zerfetzt war, daß man vor lauter Vaterländern und bunt bemalten Schlagbäumen das Vaterland nicht sehen konnte; weil es in unserer Zeit einen deutschen Bundestag gegeben, und Hassenpfluge, und Manteuffel und Hinkeldeys, und Gendarmen und stehende Heere, kurz eine ganze Fülle von Uebeln und Leiden, an denen das deutsche Volke zu sehr kränkelte, um im Stande zu sein seine große historische Mission zu erfüllen. Wir könnten, zum urkundlichen Beweise, auf die Quellen hindeuten, die aus Tausenden von politischen Büchern und Flugschriften, stenographirten Kammerreden und alpenhoch aufgeschichtetem Zeitungspapier der Zukunft zuströmen.

Was würde es helfen? — Unsere Epigonen werden des unlogischen Cirkelschlusses spotten, mit dem wir unsere jammervollen Zustände aus dem Jammer unserer Zustände zu erklären und zu beschönigen pflegen. Sie werden es nicht zugeben, daß ein geistig und physisch riesenmächtiges

Volk wie das deutsche, vorschützen dürfe, wegen Unpäßlichkeit verhindert worden zu sein, seine Rolle auf der Weltbühne zu spielen. Völker können sich nicht wie eigensinnige Heldentenore mit Heiserkeit entschuldigen. Die Zukunft wird unser politisches Rechenexempel mit schlichten, unerbittlichen Ziffern nachrechnen. Sie wird fragen: Warum haben unsere Vorfahren, die so gescheute Nationalökonomen gewesen sind, sich nicht die steuerpflichtigen Taschen zugehalten, um ihre eben so kostspieligen als überflüssigen Landesväter und Landesmütter, Landestanten, Landesonkel, Landesneffen- und Cousinen rc. rc. rc. auf die schmerzloseste Weise zum Aussterben zu nöthigen? — War denn damals in Deutschland keine scharfe Axt mehr zu finden und kein kräftiger Arm um all die überwuchernden Schlagbäume an der Wurzel umzuhauen? Hatte nicht der Dichter jener uralten National-Verzweiflungshymne „Was ist des Deutschen Vaterland?“ auch vom „Gott“ gesungen, „der Eisen wachsen ließ!“ Konnte man den deutschen Bundestag nicht mit einem einzigen Federzuge aus dem Staatskalender streichen, wie man die andern überflüssigen Buß- und Fasttage aus dem alten Kirchenkalender gestrichen hat? Und all die gehässigen Institutionen sonst, waren sie etwa dem deutschen Volke wie ein Nessushemd tief ins Fleisch hineingewachsen? Hätte es sie nicht ganz einfach zu der übrigen schmutzigen Nationalwäsche werfen können? Wir lesen da freilich in altem Zeitungspapier, daß die deutschen Machthaber mit ihren stehenden Armeen den Unwillen des gemißhandelten Zeitgeistes in Schranken gehalten haben. Aber waren denn nicht auch die deutschen Soldaten die Kinder ihrer Zeit, die bewaffneten Söhne des Volks, genährt und gekleidet durch den Schweiß ihrer Angehörigen? Wie ist es erklärlich, daß ein Volk sich selbst das Bayonnet

auf die Brust setzen konnte, um nicht frei, nicht einig sein zu dürfen?

Und hätten wir Gründe für diese unsere Misere so zahlreich wie Brombeeren, die Schlosser, Gervinusse, Dahlmanns und deutsche Macaulays der Zukunft werden nur die eine Thatsache feststellen, daß es im siebenten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts auf teutonischem Grund und Boden mehr als 40 Millionen Deutsche gab und doch keine deutsche Nation! Der Geschichtforscher wird unser zerklüftetes Vaterland von heute mit andern gleichzeitigen europäischen Ländern confrontiren. Er wird auf Rußland hinweisen. Hier findet er ein despotisch regiertes, culturhistorisch zurück gebliebenes Volk, aber doch in seiner gebundenen Kraft immer ein Ganzes, ein geschichtlich markirtes Individuum, eine Nation, welche an dem Tage eine freie werden konnte, an dem sie in ihrer zum Bewußtsein gelangten Kraft auch ihr Recht gefunden. Er wird hinweisen auf die auseinander gerissenen Glieder des einstmaligen Polenreiches, die, nach dem Tode noch, in galvanischen Zuckungen nach nationaler Vereinigung strebten: auf Frankreich, das, wie oft es auch selbst zum Judas an dem von ihm verkündeten Evangelium der Freiheit geworden, doch als Ganzes vor dem Forum der Geschichte dasteht, der Schmied seines eigenen Glücks und Unglücks, seiner Ehre und seiner Schmach; auf die zähe nationale Beharrlichkeit der Magyaren, auf Spanien, und vor Allem auf die appenninische Halbinsel, wo gewaltsam auseinander gezerrte Bevölkerungen in einer glühenden Leidenschaft für die Wiedergeburt des Vaterlandes sich begegneten und verstanden, blutend und opferfreudig, durch keine Niederlagen entmuthigt, durch keine Siege eingeschläfert, bis ganz Italien, wie eine Sprache und ein Herz, so auch nur eine Nation umschloß!

Doch, indem wir verlegen der Zukunft die Antwort schuldig bleiben, stehen wir nicht beschämt vor uns selbst da? Ist im Grunde der Gedanke an die Zukunft etwas anderes als die Mahnung unseres historischen Gewissens? So sollten wir denn einmal in uns gehen, um zunächst uns selbst verständlich zu werden. Und fänden wir auch nichts als die Fährte zur Lösung des störrischen Räthsels, das wir mit uns tragen; ergründeten wir von dem Wesen der paradoxen Krankheit, an der Deutschland leidet, auch nichts als deren eigentlichen Sitz — nun denn, jedenfalls gewönnen wir bei diesem Versuche an heilsamer Selbsterkenntniß.

III.

Unser „ewig Weh und Ach!" es ist nicht wie das der Weiber aus einem Punkte zu kuriren, aber es ist in ein einziges Wort zusammen zu fassen. „Gesinnung" heißt es. Wer sollte es diesem tagtäglich in unserem politischen Haushaltungsgespräche vielfach gebrauchten Worte zutrauen, daß es die Marterwerkzeuge unserer politischen Passionsgeschichte in sich schließe, wie der Hechtskopf die Marterwerkzeuge aus der Passionsgeschichte Jesu Christi? Aber „der Styl ist der Mensch!" und oft ist ein einziges Wort ein ganzes Volk — ist Fatum, Geschichte. — Sehen wir's sprachlich an. Ein einsilbiger, dem Bereich philosophischer Abstractionen entnommener Stamm, durch die Vorsilbe „Ge" und die Nachsilbe „ung" ins Unbestimmte, Allgemeine geschleift, ja geradezu entmannt, indem der „Sinn" in die „Gesinnung" umgestaltet, des letzten Restes seines decidirten Inhalts beraubt wird. Der Etymologie uns

bewußt, ist uns bei diesem Worte zu Muthe als ob wir statt eines festen Körpers eine zerfließende Molluske packen oder in sonst ein gallertartiges Gemengsel hinein greifen. Kein Volk von entschiedenem politischen Charakter hat einen entsprechenden Ausdruck für unsere „Gesinnung." Vergebens suchen wir in der englischen Sprache eine markige Uebersetzung angelsächsischen Ursprungs dafür zu finden. Wir müssen unter intention, disposition, sentiment, idea und ähnlichen, von des Gedankens Blässe angekränkelten Worten wählen. Ganz dieselben, nur mit leichtem Umlaut, bietet uns dafür die französische Sprache. Nicht anders die italienische: Intenzione, dispositione, animo, sentimento — Worte, die sich eher für das Libretto eines Bellinischen Operntextes als für die Weltgeschichte eignen. Die alten Römer hätten mit einem weiten Umschweif das Ding umschreiben müssen, um zu sagen, was wir heute damit gemeint haben wollen und am Ende doch nur etwas verzweifelt Unbedeutendes zu sagen. Denn animus, mens, sensus und gar ingenium sind gewissermaßen durch die Noth des Lexikographen gepreßte Ausdrücke für einen Begriff, den die Römer in ähnlicher politischer Anwendung gar nicht kannten, und der sich zur Romana virtus verhält, wie unser moderner Frack zur antiken Toga. Wie in's Blaue hinein verhimmelt das Wort nun gar erst, wenn wir's den Griechen als γνώμη, ψυχή, διάνοια ꝛc. octroyiren wollten! Wie selten wären wir berechtigt, unsere „Gesinnung" in der milden, ästhetisch sittlichen Καλοκἀγαθια wieder zu finden?

Man wird zugestehen müssen, daß für concrete staatsbürgerliche Verhältnisse mit einem derartigen Worte, das kaum einen Körper, geschweige denn Hand und Fuß hat,

kein sonderlicher Staat zu machen sei. Und dennoch wird in Deutschland damit Staat, Politik, Geschichte gemacht!

Gesinnung und wieder Gesinnung. „Wohlgesinnt,“ „gutgesinnt,“ „gesinnungstüchtig“ — da habt Ihr den ganzen Complex patriotischer Bürgertugend. Von unten, aus der Maulwurfsperspektive gesehen, macht eine gute Gesinnung dich zum Aristides, von oben aus der Vogelperspektive zum Catilina. Wunder genug, daß wir uns des „wohlgesinnt“ nicht in Briefen als Höflichkeitstitulaturen bedienen, wie „Wohlgeboren,“ „Hochgeboren“ ꝛc., daß man nicht schreibt: „Ew. Wohlgesinnt habe die Ehre ganz gehorsamst anzuzeigen“ ꝛc. ꝛc.? — Gesinnungen, durch alle Comparationsgrade der Mißliebigkeit gesteigert, spielen die Hauptrolle in den „schwarzen“ und „grünen Büchern“ unserer vaterländischen Polizei-Santa Casa. Es giebt kaum einen anständigen Menschen in Deutschland, der nicht in denselben verzeichnet ist oder doch verzeichnet zu werden verdiente. Prätendirten doch überhaupt unsere Staatsretter nichts anderes als mit allen Mitteln der Macht und der Willkür den gutgesinnten Staat vor dem schlechtgesinnten zu retten, oder — anschaulicher verbildlicht — den ganzen Staat in eine gouvernementale Gesinnungsschablone hinein zu prügeln, gleich jenem russischen Bienenvater, der seine faustdicken Bienen in das enge Schlupfloch des Bienenkorbes mit dem Kantschu hinein prügelte. „Der Bien muß!“ —

Oder ginge etwa eben daraus, daß deutsche Reactionsregierungen den ganzen Apparat ihrer Macht- und Willkürstellung zur Unterdrückung und Verfolgung von Gesinnungen verwendet haben, hervor, daß auch die Gesinnung eine der ultima ratio Regum ebenbürtige Macht sei? Keineswegs! Wir werden dadurch bloß um den trübseligen Er-

fahrungssatz bereichert, daß einer reagirenden Regierung, die im Volke keinen Charakter findet, nichts übrig bleibt als sich an Gesinnungen zu vergreifen. Denn an Etwas muß sie ihre wiedergewonnene Macht auslassen, um sich gefürchtet zu machen, um zu imponiren, und, vor Allem, um sich für erlittene Niederlagen zu rächen. — Und welchen Widerstand, fragen wir, hat die ganze Summe von freisinnigen Ueberzeugungen, von Gesinnungstüchtigkeit, die sich in Deutschland vorfand, den Gewaltthaten der Reaction entgegengesetzt? Wie viel imponirende öffentliche Meinung hat sie gebildet, um das vom Gouvernement adoptirte System tendenziösen Gesetzesbruches wenigstens zur Vorsicht zu mahnen? — Nun denn, was das deutsche Volk aller Orten während des letzten Jahrzehends ohne Abwehr erduldet hat, giebt Antwort hierauf. „Der Bien muß" blieb der Wahlspruch unserer Staats-Bienenzüchter. Und sträubte sich auch manche gesinnungsdicke Biene beharrlich, da hinein zu kriechen wo die Regierung das Loch gemacht hatte, weil dieses faktisch zu klein für ihren Gesinnungsumfang war, nun denn so bekam der Bien bloß mehr Prügel als die andern schmieg- und gehorsameren Immen. Unsere Reactionsminister brauchten eben keine großen Helden zu sein, um sich ihrer vollführten Thaten zu rühmen. „Ich schwöre ich habe das Vaterland gerettet!" sagte Herr von Manteuffel, und nahm einem Bürger, der einen unliebsamen Stadtverordneten gewählt hatte, die Concession zum Brandweinschank.

Und worüber ist schließlich das Manteuffel-Westphalensche System in Preußen gefallen und ihm nach in ganz Deutschland mehr und weniger ins Stolpern gerathen? — Nun denn, 16 Millionen Preußen! 40 Millionen Deutsche! nicht durch Euch, nicht einmal mit Eurem Zuthun ist's

geschehen. Ihr dankt es einem leibärztlichen Bulletin! — Nicht von wegen der Verfassungsurkunde wird gegenwärtig in Preußen etwas constitutionell regiert, sondern von Prinz-Regents wegen. Es ist in Preußen besser geworden, weil ein Mann es besser haben wollte. Welche Garantien habt Ihr aber gegen die Launen eines minder günstigen Zufalls? Ist etwa der alte Reactionsapparat vernichtet? — Nein! er ist nicht einmal bei Seite gesetzt! — Den Manteuffel seid Ihr los, die Manteuffel sind geblieben! Auf der Ministerbank sitzen, ohne die Augen niederzuschlagen, im Angesichte des ganzen Landes, zwei Portefeuillenträger, die heute eben so wacker verfassungstreu contrasigniren, als sie ehedem mit ihren Federspitzen ihrem Herrn und Meister wacker geholfen haben den Verfassungsboden zu einem Danaidensieb zu durchlöchern. Und was ist aus allen jenen Oberpräsidenten, Polizeipräsidenten, Regierungs-, Land-, Consistorial- und sonstigen Räthen geworden, welche die Insignien ihrer Reactionsverdienste auf der Brust und im Knopfloche tragen? — Nun denn sie machten es wie Leporello, der das Unterfutter seines Mantels rasch nach außen kehrt, damit der Alguazil den Diener und Helfershelfer Don Juan's nicht an der Livree erkenne. Wenn nur unsere Alguazils etwas schärfer sehen möchten, als der blödsichtige in der Oper. Das Verfassungsunterfutter stimmt gar nicht sonderlich zu den Gesichtern der preußischen Reactions-Leporellos.

Doch, fragt Ihr, soll darum die Gesinnung in guter, ja in bester Deutung des Worts, als ein deutsches Grundübel bezeichnet werden, weil sie ihrem Wesen nach nicht geeignet ist, sich als heroische Tugend geltend zu machen? Ist sie nicht immerhin ein schätzbares Etwas, Jedem zu wünschen, der dessen ermangelt?

O, gewiß! Prätendirte nur der Gesinnungsbegriff nicht mehr zu sein als eine jener stillen intimen Eigenschaften, die zur innern Befriedigung des Privatmenschen dienen, und die auch wohl einem ganzen Volke als löblich ins Sittenzeugniß geschrieben werden wie z. B. Keuschheit, Nüchternheit, Fleiß ꝛc. Aber schlimm ist's, daß dieser Begriff immer mehr alle energische Factoren verdrängt, durch welche allein Länder und Völker mit Ehren vor der Weltgeschichte bestehen können; daß wir unsere ganze innere politische Existenz mit diesem Surrogate fristen. Die Geschichte fragt: „Was ist aus jenem freien teutonischen Charakter geworden, von dem Tacitus Zeugniß gegeben und dessen Ihr Euch so oft gerühmt?" Als Antwort schlagen unsere Turner frisch, frei, fromm und fröhlich einen gesinnungstüchtigen Purzelbaum und Tausende von achtbaren Männern und Bürgern legen feierlich die Hand auf die Brust, da wo die Gesinnung zu sitzen pflegt. — Die Geschichte fragt nach deutschen Thaten. Wir sind gewohnt sie mit G e s i n n u n g e n zu bezahlen. Und das ist n i c h t Verrina! — Sie fragt nach dem deutschen Volke. Das Volk ist nicht zu Hause. Aber in den Kammern sitzen seine Vertreter und sprechen gesinnungstüchtige, stenographische Berichte. — Sie fragt nach Deutschland in Deutschland. Wir bitten sie ein Weniges zu warten. Deutschland wird eben auf Subscription zusammengebracht. Wer seinen Namen auf dem Eisenacher Bogen unterzeichnet und einen Thaler jährlich pränumerando zahlt hat Anspruch an einiges Deutschland und auf die Hochachtung seiner Mitbürger. Während dem kämpft und blutet das italienische Volk für ein einiges Italien, auf Sicilien, in Neapel. Heißblütige Narren das! Als ob wir nicht auch unser Sicilien, unser Neapel hätten, an der Schlei, da „wo am

Welt die Möve zieht," in Kurhessen ꝛc.? — Aber nur keine Ueberstürzung. Wir sind nicht so dumm sondern gerade eben so klug wie jener kranke Bauer, der, statt das Recept des Arztes nach der Apotheke zu tragen, dieses verschluckte, und davon gerade nicht schlimmer wurde. Wir verschreiben uns selbst gegen alle deutsche Uebel gesinnungstüchtige Adressen und schlucken hinterher unsere eigenen Worte hinunter. Die Kur ist freilich ein wenig sehr langsam. Aber wir haben auch noch viel Zeit bis zur Zukunft!

IV.

Und selbst diese matte, instinctartige Tugend hat ihre stümpernden Dilettanten, die Gesinnung treiben wie ein unglückseliges Flötenspiel; hat ihre farbenschillernden Chamäleone; hat ihre Pharisäer, Zöllner und Schriftgelehrten.

Wollt Ihr die charakterlosen Wandlungen der vaterländischen Geschichte seit dem Jahre 1848 studiren? Macht die Bücher zu, schlagt die Menschen auf! Es giebt nichts Lehrreicheres!

Nicht etwa, daß ich hiemit auf die Sphäre unserer ehrlichen Weißbierphilister hingedeutet haben will; auf jene Leute, die allsonntäglich ein reines Hemd und eine frisch gewaschene und geplättete Gesinnung für die sechs Wochentage anziehen; mir schweben nicht jene absonderlichen Käuze unserer acht und vierziger Bürgerwehr vor, die treuherzig den Kuhfuß zu Ehren des passiven Widerstandes präsentirten; ich denke nicht an die Haussiers und Baissiers der Fondsbörsen, die ihre Gesinnungen auf dem Courszettel nach Achtelchen und Viertelchen notiren und was sonst noch dahin gehört. Das sind nun einmal die unerläßlichen

Comparsen eines politischen Dramas, gleichviel ob die Weltgeschichte oder Shakespear es gedichtet hat. Sie gehören zur Inscenirung drastischer Volksscenen. Die Müllers und Schulzes sind unsterblich für alle Zeiten und alle Völker. Sogar im Aristophanes kommen sie schon vor, sie schreiben sich nur griechisch.

Nein ich spreche nur von Persönlichkeiten, die pathetisch auf erhabenem Kothurn in das bewegte Drama unserer Zeit eintraten, um sich hinterher ganz leise wieder auf die Socken zu machen; von Poeten der Freiheit, von Volks- und Parteiführern, von parlamentarischen Sommitäten, von öffentlichen Charakteren, denen Nichts fehlte als der Charakter.

In jenen vierziger Jahren, welche in bedeutungsvoll prophetischen Symptomen die immer näher rückende Märzkatastrophe ankündigten, wie leise grollende Donner den bevorstehenden Ausbruch eines Vulkans verkündigen, habe ich einen Mann kennen gelernt, der aussah wie ein ganzer Mann. Er war hoch gewachsen, hatte einen prächtigen Römerkopf; kein Maler hätte sich ein besseres Modell für einen Cajus Gracchus oder Brutus wünschen können. Und sein Wesen entsprach solcher Gestalt. Er war Gracchus, er war Brutus. Sein Geist und Geschmack waren in der Schule des classischen Alterthums und an dem Besten gebildet, was die moderne Literatur erzeugt hatte. Wenn man ihn im Kreise gleichgesinnter Freunde seine politischen Grundsätze in decidirten Apophtegmen, mit sonorem, markigem Organe entwickeln hörte, hätte man ihn für einen Rundkopf aus den Zeiten Oliver Cromwell's halten müssen; nur daß er seine Rede, statt mit Bibelstellen, mit classischen Citaten illustrirte. Er war starrer Republikaner, „der Gichter bekam,“ so oft ihm Jemand von

Mäßigung und Vermittelung sprach. Der Berg hatte Recht, daß er der sentimentalen Gironde den Kopf herunter schlagen ließ. Selbst Harmodius und Aristigiton waren ihm nicht entschieden genug, weil sie das zum Tyrannenmord bestimmte Schwert unter Blumen versteckt hatten. Wie heftig schalt er in den Märztagen 1848 die Freunde, die fern vom Schauplatz des Berliner Kampfes — die Scene spielt in Ostpreußen — und nachdem der Sieg der Revolution in Berlin bereits entschieden war, mit dem Aufwande ihrer ganzen Popularität unklare Zusammenrottungen des Volkes beschwichtigten, die zu nichts als zwecklosem Blutvergießen geführt haben würden. „Volksblut," meinte er, „ist ein ganz besonderer Saft. Es fließe niemals unnütz." — Dieser entschiedene Mann und Charakter wurde, eben ob seiner Entschiedenheit, ob seines Charakters — außerdem war er Gutsbesitzer, also auch in seiner Stellung unabhängig — ins Frankfurter Parlament gewählt. Allein wenn wir von der Gallerie der Paulskirche uns nach dem Manne mit dem trotzigen, bärtigen Römerkopfe umschauen, wir entdecken ihn nicht an der Seite Robert Blum's, er sitzt nicht auf einer Bank mit dem alten Itzstein, mit Johann Jacoby, neben Moritz Hartmann, Raveaux, Carl Vogt, Heinrich Simon, Schüler und den andern radicalen Männern der äußersten Linken. O, nein! Wir finden ihn im Geheimrathsviertel des Gagern'schen Centrums, unter den Vor- und Nachgothaern, die so sanft konstitutionell brüllten, wie ein säugendes Turteltäubchen, um mit Zettel im „Sommernachtstraum" zu reden. Und als die preußische Regierung im Mai 1849 die preußischen Abgeordneten aus dem Frankfurter Parlament abrief, kehrte er — nachdem er „mit den Andern" gegen die Gesetzlichkeit dieses Verfahrens herkömmlichst protestirt und sein Gewissen

gewahrt hatte — mit den Andern hübsch artig nach Hause zurück, gar klug die rücksichtslosen Männer vom Rumpfe belächelnd, die nicht bloß theoretisch Recht haben sondern auch praktisch Recht durch die That behalten wollten. Und seitdem baut er wieder nach wie vor seinen Kohl, ist aber kein Cincinnatus worden!

Das ist keine vereinzelte Erscheinung! — Dem vormärzlichen politischen Kreise, in welchem ich den Mann mit dem Römerkopfe kennen gelernt, gehörten noch viele Persönlichkeiten von ähnlicher Gesinnung an, Offiziere, die ihrer liberaler Ansichten wegen den Abschied genommen oder bekommen hatten, Männer von altem Adel, Beamte ꝛc. Es waren Leute von Bildung, die auf Universitäten schon den engen Geistes- und Gesinnungsbund unter sich geschlossen hatten, von feinem Geschmacke, sich an schöner Kunst und Literatur erfreuend, in staatsmännischen Schriften wohl belesen, sich theilweise selbst mit der Feder in politischen Controversen versuchend und ungemein beredt. Es schien ihnen Nichts zu fehlen als die Zeit, um sich als altpreußische Mirabeaus und Dantons zu entpuppen. Denn sie alle waren entschiedene und offenkundige Feinde des monarchischen Absolutismus und mehr als das — Republikaner. Aber als endlich die Revolution wirklich anklopfte, stockte ihnen schon das „Herein!" in der Kehle, und als sie da war, wurden sie kleinlaut, und als im November 1848 der Wind über die Stoppeln pfiff, waren sie stumm geworden oder fanden nur noch Worte um auf ihnen nahe befreundete Männer von „ehedem" zu schmählen, die, trotz Wind und Wetter, treu bei der Fahne ausharrten.

Fragen wir nach den Motiven dieser Wandlungen. Waren die von jenen Leuten vormärzlich bekundeten Gesinnungen etwa erheuchelt? Die nachmärzlichen das Er-

gebniß hohler Perfidie? Wir würden Jedem von ihnen und Allen Unrecht thun mit solcher Deutung. Nein! Sie schwärmten in der That für die Freiheit; aber als exclusive Aristokraten der Bildung, als Aesthetiker oder Schöngeister, zum Theil auch als eine Art von politischen Sportsmen, denen es Vergnügen machte heiße Ideen wie wilde Vollblutpferde zu reiten. Sie belächelten geringschätzig die bornirten Prätensionen ihrer Standesgenossen, aber gerade diese Geringschätzung sprach es aus wie sehr sie sich der Bevorzugung bewußt waren, die ihnen Geburt und Stellung eingeräumt. Selbst der trotzige Rundkopf war im Grunde nur ein etwas absonderlicher Cavalier. Niemand unter ihnen, der nicht die Freiheit mit dem Volke theilen wollte; aber sie eben wollten theilen und das Volk, die „ungebildete Masse" sollte sie dankbar aus ihrer Hand empfangen. So hatte sich Jeder seine erhabene Rolle in dem Drama der immer näher rückenden Revolution erträumt. O, wäre ihnen in den Märztagen 1848 die Republik erschienen als schönes Weib von plastisch antiken Formen, die phrygische Mütze auf dem griechisch profilirten Haupte, und angethan mit allen andern malerischen Attributen der Freiheitsgöttin, womöglich noch accompagnirt von der herrlichen Beethovenschen Musik zur Traumvision in Göthes „Egmont," mit welcher Begeisterung würden sie ihr zugejauchzt haben! Aber da nahm sich das Volk heraus, die Revolution zu machen, ohne ästhetische Arrangements, ohne zuvor Guizot's Geschichte der englischen Revolution, Thiers, Mignet &c. gelesen zu haben. Schneidergesellen haben auf den Barrikaden gekämpft. Und dann gingen diese Leute zu weit. In X. haben Demokraten dem Regierungspräsidenten eine Katzenmusik gebracht; in Y. ist ein mißliebiger Polizist durchgeprügelt worden. Ländliche Urwähler hatten sich's sogar

herausgenommen statt dem gebildeten adeligen Rittergnts-besitzer dem Dorfschulzen ihre Stimmen zu geben. Dann die Abschaffung der adeligen Jagdgerechtsame, dann diese Volksversammlungen, wo Redner auftraten, die ungenirt mir und mich durcheinander warfen, dann so viel wüstes Geschrei überhaupt. — — — So verleugneten sie engherzig und blödsichtig ihre Göttin, weil diese ihnen erschienen war, behaftet mit den Spuren des Chaos, aus dem sie hervorgegangen, und weil die Freiheit auch gar zu frei zu sein sich erlaubte.

Es waren eben exquisite, fein gebildete Leute, aber schlechte Musikanten — mit einem Worte dillettirende Gesinnungspfuscher! —

Wir hatten auch Poeten! Sie jagten kühn dahin auf dithyrambisch beflügelten Rossen, über Stock und Stein, hart an schwindelnden Abgründen, die Leier in der Hand, das Haupt emporgerichtet zu den freien Sternen, die droben über unserm Vaterlande leuchteten; Jedes ihrer Lieder ein heißer, übermüthiger Paän, gezeugt in den glühenden Umarmungen der Freiheitsgöttin — diese Poeten, sie weilen noch in voller Lebenskraft unter den Lebenden, und doch müssen wir fragen: Wo sind sie hin?

Ich habe einen Dichter gekannt, ich brauche ihn nicht zu nennen. Sein Name ist von Bundestagswegen in das Budget des deutschen Volkes eingetragen; er wird als Hypothekschuld aus den mythischen Tagen deutscher Seemacht verzinst. Ich habe ihn gekannt, als er noch den silbernen Albertus an der Mütze trug und bei Rosenkranz den Hegel nachschrieb. Damals schon regte der jugendliche Genius in ihm die Flügel — nicht jene gewöhnlichen lyrischen Schmetterlingsflügel, die den jungen Poeten mit den ersten Geschlechtsregungen zu wachsen pflegen — nein

ausgebildete Adlerschwingen. Wie tief unter seinem Fluge lag das damals so rührige politische Streben der ostpreußischen Opposition! Selbst Georg Herwegh, der im Jahre 1843 freiheitstrunken, mit dem Thyrsusstabe in der Hand, durch Deutschland taumelte, wurde bei einem Festmahle in Königsberg von unserm jugendlichen Poeten der Mattherzigkeit angeklagt. — Während man in Preußen und ganz Deutschland nur für den politischen Fortschritt agirte, predigte und sang er die Revolution in ungebundenster Formlosigkeit — die Anarchie als das Weltideal. Er forderte das Volk auf, die Kirchenglocken zu Kanonen umzugießen, um so, in erhabener Ironie, die Freiheit zu erobern.*) Er entthronte die Könige, er entthronte den himmlischen Demiurgos. Die Leipziger Polizei mußte dem bedrängten Gotte zu Hülfe eilen. Sie verwies den Dichter wegen eines gotteslästerlichen Toastes aus der Stadt. Wie wohl that ihm das Pathos dieses Märtyrerthums! — Endlich hatte das für die Freiheit glühende deutsche Herz in der Revolution von 1848 ein enthusiastisches Echo gefunden. Er wandte sich an das Volk und bat um ein Mandat zum deutschen Parlamente. Das Volk vertraute ihm. Er ging nach Frankfurt. Wir hörten ihn in der Paulskirche noch flammende, beredte Worte für deutsche Volksfreiheit sprechen. Da schlug die Stunde des Dichters. Der Titan, der seine Blitze gegen die Throne Europas geschleudert, der den Ossa auf den Pelion gethürmt, um mit verwegener Hand in den Himmel hinein zu greifen — er erlag dem Zauber einer Flasche Champagner, die Fürst Lichnowsky mit ihm zu trinken die Herablassung hatte. War's Jaquesson Frères, Veuve Clicquot, Duc de Montebello was sie tranken — gleichviel —

*) Ostdeutschland. Glocke und Kanone. Zwei Zeitgedichte. Königsberg 1842, bei Theodor Theile.

dieser Champagner wurde für den Dichter ein tiefer Trunk aus dem Lethe. In dem leichten Rausche prickelnder Kohlensäure war die ganze Vergangenheit des ostpreußischen Poeten wie in einem nebelnden Traume verflogen. Was übrig blieb verdiente Marinerath zu werden.

Das ist das Prototyp moderner deutscher Freiheitsdichter. Nicht alle haben ein so klägliches Ende genommen. Die meisten haben ihre Wandlungen mit Anstand durchgemacht, ja mit gutem Gewissen. Sie sind der Freiheit treu geblieben. Aber hat nicht auch die Freiheit ihre Wandlungen? Bringt nicht jeder Tag seine Sonne und seine Phrase? An jenem schönen Frühlingstage als am blauen sonnigen Himmel von allen Dächern die schwarz-roth-goldne Flagge wehte, als Jung und Alt sich mit den Emblemen des Barrikadensieges schmückte, wie stürmten da von allen Seiten kühne Bilder und kühne Worte auf den Dichter ein! Wie herrlich reimte sich damals „Aurore" auf „Tricolore." — Die deutsche Revolution hatte ihren André Chenier, ihren Rouget de Lisle!

Aber verlangt nicht, daß des Poeten Leier auch im naßkalten Novemberwetter ihre Stimmung behalte, daß er auf den schlotternden Saiten den Hymnus der Freiheit intonire. Ihr sprecht von unsterblicher Dichterjugend, die im treuen Herzen das Feuer der Begeisterung wahrt. Pah! eine unpraktische Phrase wie alle übrigen. Warum soll nicht auch ein Poet älter werden und klüger, und den Umständen Rechnung tragen? Warum soll er kalt gegen die Ehren und Auszeichnungen bleiben, nach denen alle Welt geizt und zu denen Niemand berechtigter ist als er. Macht sich in seinem Knopfloche etwa das Ordensband nicht eben so gut wie in dem Knopfloche irgend eines blasirten Kammerjunkers? Klingt der Hofrathstitel nicht volltönend zu

seinem Namen? Ehrt es nicht den Dichter mit einem regierenden Fürsten im vertrauten Briefwechsel zu stehen und zum Thee befohlen zu werden? — O, haltet ihn darum nicht für einen servilen Fürstendiener. Ist es doch ein freisinniger Fürst, ein Fürst von echt deutscher Gesinnung, den er besingt, dem er in tiefster Ehrfurcht seine neuesten Dichtungen widmet! Er ist sich, er ist der Freiheit treu geblieben, nur muthe man ihm nicht zu, daß er heute noch André Chénier und Rouget de Lisle sein soll. Das „Tricolore" und „Aurore" ist antiquirt, ein anderer Tag hat andere Reime gebracht.

Der arme Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha hat den Ruf seiner liberalen deutschen Gesinnung schwer genug büßen müssen. Denn wie die alten Dichter aus unserer politischen Sturm- und Drangperiode sungen, so zwitscherten auch die jungen. Jugendliche, eben flügge gewordene Gesinnungs-Lyriker widmeten ihm ihren ersten Wurf und stellten den nächsten in Aussicht. Er gerieth förmlich unter die Traufe lyrischer Ergüsse. Daneben noch gesinnungstüchtige Publicisten, die ihm Brochüren dedicirten über nationale Fragen, Pianisten-Variationen über „Schleswig-Holstein meerumschlungen," Kunstgärtner neugezogene, deutsche Farben spielende Georginen 2c. — Wäre das Sachsen-Coburg-Gothaer Budget mit den Ausgaben für die silbernen, inwendig vergoldeten Schnupftabacksdosen belastet, mit denen der Herzog alle diese Widmungen huldreichst zu erwidern pflegt, wer weiß ob nicht das kleine Land gezwungen wäre, diesen Trieb fürstlicher Dankbarkeit mit einer neu einzuführenden „Widmungssteuer" oder durch eine neue Anleihe zu decken! Aber der Herzog honorirt aus eigener Tasche mit silbernen Dosen. — Ein dreizölliges Endchen grün weißen Bandes würde glücklichere, dankbarere Empfänger finden — und billiger wär's auch.

Aber, wirft man vielleicht ein, auch Dichter der Freiheit und demokratische Schriftsteller ꝛc. wollen leben, und von Barrikadenliedern, demokratischen Lucubrationen und dgl. lebt man nicht heut zu Tage. O gewiß, sie sollen leben. Gehört ihnen doch das ganze Bereich der künstlerischen Schöpfung und der Publicistik; der Roman, die Novelle, das Drama, das Mährchen, das Lustspiel, das ganze Gebiet des Humors, die Kritik, das Feuilleton, die Geschichte, die Philosophie ꝛc. ꝛc. — Mögen sie produciren wozu Talent und Genie sie befähigen und antreiben, mögen sie die Welt zum Lachen, zum Weinen und zum Nachdenken bringen, als Arbeiter ihres Lohnes werth und wo möglich nach Verdienst bezahlt von ihren Verlegern. Sie sollen nicht — wie einseitige Einfalt es ihnen zumuthet — hungernde Tendenzbären sein, die nicht aufhören können politisch zu brummen; nicht in einem fort Schule auf irgend einer Principienrosinante reiten.

Doch sie bieten auf dem politischen Trödelmarkt den Haß und die Liebe feil, zu denen sie sich laut und emphatisch bekannt als Haß und Liebe das Schiboleth eines verhängnißvollen Tages waren; sie spotten ihres begeisterten Liedes, wofür das Volk sie in erhebender Stunde geehrt, des markigen Wortes, das sie einst im Angesichte des Vaterlandes gesprochen. Weil nicht mehr der Tag von damals, nicht das Volk, nicht das Vaterland an der Tagesordnung sind.

Ist's am Ende doch nur die Gelegenheit, welche Diebe macht und — Dichter. Wie's mit der Keuschheit einer Muse beschaffen ist, die damals das kämpfende Volk in seinem Lager besucht und unter heißen dithyrambischen Liebkosungen öffentlich umarmt hat, und die sich heute, mit dem Maitressenpathos einer Lady Milford einem Fürsten widmet, wollen wir nicht näher untersuchen.

Doch trotz alle dem und alle dem, sind diese Freiheitspoeten Männer von Gesinnung geblieben, von liberaler Gesinnung. Und das sind sie Alle, jene Publicisten, Volksführer, Redner, die das Ehedem über das Heute vergessen haben. Ehrenwerthe Männer — Alle! —

V.

Und wißt Ihr wo jene landläufigen, bequemen Gesinnungen fabricirt werden? In Gotha; nicht gerade in jener thüringischen Stadt, wo die traurige Germania fabricirt worden ist, sondern in jenem unsichtbaren Gotha, das Namen und Ursprung durch den edlen v. Gagern erhalten und das so weit reicht, als „Gott im Himmel Lieder singt", wie jener unglückliche, preußische Landbote einmal citirt hat. Doch waren die Gothaer schon da, bevor man sie bei diesem Namen rief.

Was aber sind sothane Gothaer? — Sie sind keine Gemeinde, denn sie haben keinen Katechismus, kein Symbolum; sie sind keine Partei, denn sie haben kein Princip, keinen Schlachtruf, keine Leidenschaft; sie sind nicht Fisch, wenigstens keiner jener Leo'schen Hechte, welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit in den stagnirenden Karpfenteich der Weltgeschichte setzt; nicht Fleisch, denn sie sind blutleer. Wir bezeichnen sie am füglichsten als das Philisterium der rettenden That. Denn ähnlich dem gleichbenannten Ministerium erschienen sie zur Rettung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde als das Gras schon über die Todten gewachsen war. Ihre Thaten aber waren Gesinnungen und ihre Gesinnungen — Worte, Worte, Worte und sind's geblieben. — Freilich, schöne, erhabene Worte; wohl gesetzt,

gut gedrechselt — würden jeder Mustersammlung deutscher Stylübungen, jedem Livre des Orateurs zur Zierde gereichen. Denn sie sind gar gelehrte, angesehene Leute, die solche Worte schreiben und sprechen; Professoren, Räthe, Advokaten, Präsidenten ꝛc. und bei Leibe — darin gleichen sie eben nicht den Ministern der rettenden That — keine Reactionäre. Nein sie wissen Gesetz und Recht, Vaterland, Deutschland und andere erhabene patriotische Laute eben so nachdrücklich zu betonen, eben so entschieden auszusprechen wie die entschiedensten Männer. Und sie haben auch ihre wohlstylisirte Entrüstung! Der arme Herr von Borries, mit dem neulich die indiscrete Zunge davon ging wie ein vorwitziger Miethgaul mit einem Sonntagsreiter, hat's erfahren müssen. Wär's nur eine bessere Sache, so könnte er dem Thermopylenhelden das große Wort nachsprechen, daß er im Schatten der Perserpfeile kämpfe. Die gegen ihn geschleuderten Verabscheuungsadressen verdunkeln förmlich die Sonne. — O, gewiß, das ist löblich, das ist gut! Auch wir unterschreiben vom Herzen gern, daß man Minister eines deutschen Bundesstaates sein kann und doch oder erst recht ein — wie Prinz Hamlet das Wort in seiner Schreibtafel notirt, ohne einen Preßproceß fürchten zu müssen. — Aber meine wohl- und hochwohlgesinnten Herren von Gotha, wo waren Sie denn mit Ihrer Entrüstung als die Volksvertreter im deutschen Parlamente — auch Viele von Ihnen gehörten dazu — durch die Gewaltthat deutscher Regierungen schmachvoll auseinander gejagt wurden. War das nicht Hochverrath am deutschen Vaterlande? — Welches warme, kräftige Wort haben Sie bisher in irgend einer Kammer, für jene deutschen Parlamentsmitglieder, Ihre ehemaligen Collegen, gesprochen, die bereits mit einem länger als zehnjährigem Exile das Verbrechen

büßen, der Gewaltthat gegenüber nur vom Platze, nicht von ihrer Pflicht gewichen zu sein? Wann hätten Sie überhaupt der Heimathlosen gedacht, die das Gastrecht fremder Nationen vor der unversöhnlichen Rachsucht deutscher Machthaber schützen muß, welche Alles, auch die niedrigste Unthat, vergessen und vergeben können, nur nicht Verbrechen, die aus allzu glühender Liebe zum Vaterlande, zum deutschen Volke entsprungen sind? Warum ist das Wort „Amnestie" niemals über Ihre Lippen gekommen? Und doch ehrt Gnade die Fürsten und schützt sie zugleich!

Mit welchem Worte haben Sie den von preußischen Staatsmännern an Preußen und mit Preußen an Deutschland begangenen Hochverrath von Olmütz gebrandmarkt? Haben Sie, zur Zeit als es Zeit war, auch nur eine Silbe des Protestes gegen jene Willkürherrschaft gestammelt, die Gesetz und Recht und Verfassung höhnend mit Füßen trat? Und doch sind Sie alle gut constitutionell und haben unter sich hervorragende Männer von der Feder, vom beredten Wort, von gediegner Rechtskenntniß, Philosophen, Ethiker, Aesthetiker &c., Männer, durch Beruf und Eid verpflichtet, über die Verfassung zu wachen, Recht und Gesetz zu schützen, von der öffentlichen Moral Unglimpf abzuwehren. — Schleswig-Holstein — glüht dies Brandmahl nicht unserm Vaterlande auf der Stirne seit dem schmachvollen Friedensvertrage mit Dänemark vom 2. Juli 1850? Datiren die Leiden Kurhessens erst von gestern und vorgestern? — Aber es scheint, als ob alle diese Dinge erst seit gestern und vorgestern den besten Männern von Gotha zu Ohren und zum Herzen gelangt wären, denn erst seit gestern und vorgestern donnern ihre entrüsteten Philippiken, schwirren die Adressen, die Proteste, die Vertrauens- und Mißtrauensvoten; fliegen

von allen Seiten die Thaler zum Aufbau deutscher Einheit. Nun freilich, seit vorgestern erst ist der Wind von Nordnordost nach Südsüdwest umgelaufen; der Himmel ist blau, die Sonne scheint wieder warm, die Luft ist weich und mild. Man kann, ohne Gefahr für Brust und Lunge, einmal wieder frei athmen und laut reden. Gebe nur der Himmel, daß der Laubfrosch im Glase recht lange oben auf seiner Leiter sitzen bleiben möge; denn wenn er wieder unterduckt, was bliebe uns übrig, als mit unterzuducken und uns in unsre gute Gesinnung zurückzuziehen? —

Aber Ihr wollt nun einmal die besonnenen Gesinnungsmänner sein; Ihr fragt, bevor Ihr etwas Vaterländisches unternehmt, erst Eure Auguren, ob die Wolkenzüge am Thronhimmel Heil oder Unheil verkünden und ob die rothen Vögel rechts fliegen oder links. Ihr seid Weise, Ihr seid Diplomaten, Ihr seid Gelehrte, die nach Doctrinen und Theorieen politische Gegensätze vermitteln, den Fortschritt langsam anbahnen. Ihr denkt geringschätzig vom Volke, das selber wissen will, wo es der Schuh drückt; Ihr haßt die rücksichtslose Entschiedenheit, die politische Aufwallung, die politische Leidenschaft, die zur Revolution führt! — Gemach, Ihr Herren, es sei erlaubt, Euch daran zu erinnern, daß Eure ganze staatsbürgerliche Existenz, das „hohe Haus", in dem Ihr Euch so behäbig befindet, die constitutionelle, sonore Phrase, die Tribüne, das „Hört! Hört!", der Ordnungsruf, die Präsidentenklingel; daß Eure Gesinnungen selbst mit dem Blute der Barrikadenkämpfer erkauft ist. Ihr seid die Erben derer, die im Friedenshaine schlummern! — Wie manchen unter Euch könnte man den Erbschleicher der Revolution nennen. —

VI.

Aber ist es wohlgethan gerade jetzt, wo die brennenden Fragen des deutschen Vaterlandes endlich einmal, nach vielen Jahren wieder in deutschen Kammern debattirt werden; wo der Drang nach nationaler Einigung täglich in schwungvollen Adressen, Trinksprüchen und ähnlichen Manifestationen sich kund giebt; noch in der frischen Erinnerung an die Begeisterung des Schillerfestes, Betrachtungen wie diese in die Welt zu schicken und uns und Andern die schöne Stimmung zu verkümmern? — Könnten wir nicht heute unsere Erfahrungen zu den Acten legen, die Vergangenheit — Vergangenheit, die Gothaer — Gothaer sein lassen, um uns der Gegenwart zu erfreuen und der schönen Zukunft, die sie uns verheißt? — Ja, könnten wir's nur! —

Eher will es uns bedünken, es sei niemals nöthiger als jetzt gewesen, wohlmeinende deutsche Patrioten zur Erkenntniß zu bringen, daß mit diesen Anwandlungen deutscher Gesinnung, mit diesem Adressensturm Nichts gethan sei, vielleicht weniger als Nichts. Denn es heißt die innern wie äußern Feinde deutscher Einheit und Freiheit in ihrem Uebermuth bestärken, wenn der Versuch gemacht wird, das wuchtige Eisen, das sie in die eine Schale der Wage geworfen, durch das Gegenwicht ohnmächtigen Adressenpapiers und in den Wind gesprochener Worte in die Höhe zu schnellen. Oder ist etwa der ganze durch die brennenden Fragen der neuesten Gegenwart hervorgerufene Aufwand von schwungreicher Beredtsamkeit im Berliner Hause der Abgeordneten, sind alle Indignationsadressen, politische Toaste 2c. bis heute im Stande gewesen Herrn von Borries in der Achtung seines Königs herabzusetzen? *)

*) So eben, bei der Correctur dieses Bogens, erfahren wir aus der Zeitung, daß der König von Hannover Herrn von Borries in den Grafenstand erhoben! D. V.

Muß nicht der wackere Bennigsen, trotz der vielseitigen Kundgebungen enthusiastischer Anerkennung, die seinem Oppositionsmuthe zu Theil geworden, mit catonischer Beharrlichkeit, nach wie vor, sein ceterum censeo aussprechen und — in der Minorität bleiben? — Sind die dänischen Hardesvögte, die über deutsche Bürger herrschen, die Polizeimeister von Flensburg, Hadersleben, Tönningen, Schleswig rc. etwa den jüngsten national deutschen Demonstrationen um einen Schritt gewichen? Haben die über den chronischen Verfassungsbruch in Kurhessen statt gehabten fulminanten Kammerdebatten, hat selbst die dahin zielende Erklärung der preußischen Minister die Regierung des Kurfürsten vermocht seinem Lande auch nur eine einzige Concession zu machen, wie sie König Bomba jetzt in der elften Stunde — und darum zu spät — den Sicilianern gemacht hat?

Ihr meint durch die Macht der öffentlichen Meinung doch endlich zu imponiren, zu siegen? Ihr weist auf England hin, das Land das vermittelst Parlamentsreden, Petitionen, Adressen, Meetings rc. regiert wird? Täuscht Euch nicht. Die öffentliche politische Meinung ist nur dann eine Macht, wenn hinter ihr eine Macht steht, ein berechtigter Volkswille, der sich durch Thaten geschichtlich bekundet und autonom in der Geschichte fortlebt. Die Engländer haben sich ihre öffentliche Meinung erkämpft. Les't die Geschichte Englands von 1648 und 1688 nach, sie wird Euch Aufschluß darüber geben. Darum horchte die Welt auf, wenn ein Pitt, Sheridan, Fox, Burke rc. im Parlamente sprachen, denn sie plaidirten vor dem Richterstuhle einer souveränen öffentlichen Meinung. Wie oft hat Europa vor dem Verdicte gezittert! Es ist uns bisher nicht bekannt geworden, daß es der eben so glänzenden

als energischen Eloquenz Vincke's gelungen sei Köln-Mindener, Russische Inscriptionen ꝛc. auch nur um ein Achtelchen hinauf oder herunter zu reden. — Darum auch ist das englische Petitionsrecht eine Macht. So oft vor dem Parlamentshause eine jener mit Unterschriften bedeckten Monsterpetitionen vierspännig vorfährt, trägt man eine Ministerleiche hinaus. Macht das Kunststück in Deutschland nach, wenn Ihr wollt. Bringt gegen irgend eine bundestägliche Mißregierung eine Petition zusammen, die selbst jeder deutsche Säugling unterschrieben hat; über 40 Millionen Unterschriften, fortgeschleppt von keuchenden Lokomotiven. Was würde der ganze ungeheuerliche Apparat helfen? Er würde der Regierung höchstens eine sogenannte „moralische Niederlage" beibringen. Heißt das etwa die Regierung würde sich schämen mit dem alten Programm weiter zu regieren? Eherne Stirnen und Scham! — Es giebt deutsche Minister, die, mit dem Portefeuille unterm Arm, ruhig am Pranger einschlafen können! — Woran liegt das? Weil unsere Regierungen gelernt haben die öffentliche Meinung zu verachten, die sich auf nichts stützt, als auf wehrlose Gesinnung und wohlgesetzte Worte.

Ist aber Deutschland noch länger in der Lage eine öffentliche Meinung entbehren zu können, die stark ist durch einen berechtigten, nationalen Willen? — Man könnte eben so gut fragen: Kann Deutschland noch länger ohne Volk existiren?

Die verschobenen Verhältnisse, in welche alle Staaten Europas durch die abenteuerlichen Wagnisse des wiedererstandenen Napoleonismus gerathen sind, drohen ganz besonders das zwischen kontinentale Groß- und Kleinmächte eingeklemmte Deutschland aus den Fugen zu drängen. Wir glauben allerdings an die Aufrichtigkeit der neuesten

Moniteurnote, daß das französische Empire, welches der Frieden ist, in diesem Momente keine Gelüste hegt, dem linken deutschen Rheinufer die Segnungen dieses kaiserlichen französischen Friedens durch Zuavenregimenter zutragen zu lassen. Das Kaiserthum hat jetzt andere Dinge zu thun; es macht, nach den Anstrengungen des italienischen Feldzuges, seine harmlosen Ferienarbeiten; es richtet annectirte Savoyarden zu französischen Bürgern ab, wie diese ihre Murmelthiere abrichten; es studirt die Commentarien des Julius Cäsar. — Aber kann der Moniteur nicht in der nächsten Woche schon eine kriegerische Note bringen, die eben so wahr ist, wie heute seine friedliche? Ist Napoleon III. Herr seiner guten Vorsätze und Entschlüsse? Kennt er heute das Abenteuer, zu dem ihn vielleicht morgen schon eine ungeahnte Constellation, die launischen Chancen des politischen Rouletspiels treiben? Könnte sein durch die Lektüre des Julius Cäsar erhitzter Ehrgeiz nicht versucht werden, am Rhein den Rubicon zu suchen? Und wie, wenn der Empereur im Westen und der Czar im Osten über Deutschland hin sich die Hände reichten, um dessen natürlichen Grenzen bis auf Armslänge abzumessen? Wenn eines schönen Tages der Ural-Baschkir im deutschen Rebensaft Schmollis tränke mit dem Chasseur de Vincennes? Ist nicht das Wort „unmöglich“ aus dem Wörterbuche der neuesten Geschichte gestrichen, wie aus dem Wörterbuche Napoleon I.? — Dann würde das deutsche Volk sich erheben wie ein Mann! — Gut gesagt! Wir haben das Wort oft gehört und werden es noch öfter zu hören bekommen. Wäre es aber nicht besser und sicherer, wenn das deutsche Volk schon und jeder Zeit dastände wie ein Mann? Sollen wir erst auf die Noth warten, um aus ihr eine Tugend zu machen? — Und, wir fragen, würden

selbst in so dringendem Falle nicht erst die sämmtlichen Regierungen Deutschlands um die Erlaubniß angegangen werden müssen, ihren resp. Unterthanen zu gestatten, für eine kürzere oder längere Zeit mit den andern deutsches Volk zu spielen? Und wie, wenn sie's nicht gestatten, wenigstens nicht Alle? — Wir haben es erlebt, vor Kurzem noch, zur Zeit, als einheitliche Kraft sich den Eventualitäten gewachsen zeigen sollte, mit denen der italienische Krieg Deutschland bedrohte, daß eifersüchtige Sonderbündelei sich gerade an der Stätte geltend machte, die Deutschlands vereinte Staatenkraft zu repräsentiren die Aufgabe hat. Im Schooße eben derselben Bundestagsversammlung, die stets einig und fest zusammengehalten, wenn es galt deutsche Freiheit und deutsche Volksrechte zu unterdrücken, erhoben Zwietracht und Eifersucht ihre Stimme, als es galt einmal nach außen hin stark zu sein. — Und was hat der vielgeschmähte Herr v. Borries weiter gethan, als daß er unvorsichtig ein Geheimniß verrathen, das nicht sein eignes war? Er wurde im Berliner Abgeordnetenhause geradezu ein Landesverräther genannt. Aber — nochmals fragen wir — hat seine Regierung ihn deshalb desavouirt? Haben die Regierungen deutscher Klein- und Mittelstaaten, deren Interesse Herr v. Borries zur unglücklichen Stunde gegen preußisches Uebergewicht wahren zu müssen glaubte, Protest gegen die Absichten eingelegt, die dieser ihnen mindestens zugemuthet? Hat der deutsche Bundestag eine Achtserklärung über einen Cabinetsminister ausgesprochen, der mit Abfall vom Bunde und mit Uebertritt zum Feinde gedroht hat? — Nein, sämmtliche deutsche Regierungen haben geschwiegen wie der deutsche Bund. —

Wir sehen einen Abgrund vor uns, den alle papierne Proteste und Erklärungen nicht ausfüllen werden! —

Und wenn wirklich die Noth des drängenden Moments, Hader und Eifersucht zwischen Groß- und Kleindeutschland beschwichtigend, eine Armee aus dem Boden stampfte; hundert Tausende, ja eine volle Million streitbarer Männer aller Contingente, geschmückt mit einigen dreißig verschiedenartigen Nationalkokarden, wohlbewehrt, wohlgeübt und disciplinirt, tüchtige Soldaten — müßten wir nicht trotz alledem wiederum fragen: „Wo ist denn das deutsche Volk?" — O sicher, diese deutsche Armee wird jeden Fuß breit deutschen Bodens mit ihrem Blute zu vertheidigen wissen. Aber auch eine Heerde wilder Steppenrosse vertheidigt tapfer die Scholle, auf der sie sich zusammengeschaart gegen den Einbruch hungriger Wölfe. Ein Volk muß edlere Güter zu schützen haben. —

Aber gilt uns denn die neueste national-deutsche Bewegung gar nichts? — Ehrlich gesagt, als Symptom, daß der innere Schaden unseres Vaterlandes allgemeiner zum Bewußtsein gelangt — etwas; als Heilmittel — nichts. Im Gegentheil, verhehlen wir's uns nicht: Aus der Vogelperspective, von England, selbst von Frankreich und Rußland aus angesehen, muß diese plötzlich eingetretene krampfhaft politische Regsamkeit, dieses Herumsuchen mit der Diogeneslaterne nach deutschen Menschen in Deutschland, dieses Subscribiren auf Gesinnungserklärungen, dieses Hin- und Herreisen edler, mit Paßkarten gehörig versehener Agitatoren vom einem deutschen Volksstamme zum andern u. s. w. einen ziemlich kläglichen Anblick gewähren. Der praktische Engländer, der sich auf Agitationen versteht, fragt: what next? — „Es kommt vor

Allem und zunächst darauf an, daß das deutsche Volk seine deutsche Gesinnung kund gebe.“ — „Gesinnung? — what is Gesinnung?“ — Uebersetzt es ihm in's Englische!

VII.

Doch wie? Hätten wir nur geträumt? Erinnern wir uns nicht jenes Tages, an welchem es in Deutschland eine öffentliche Meinung gab, die eine Macht war, stark durch vereintes Wollen, gestützt auf errungenes Recht, Alles in Allem — ein deutsches Volk? Wo ist es geblieben? Nun denn es lebt noch. Rüttelt es aus dem behaglichen Gesinnungsdusel, in welchen das impotente Gothaerthum, ein unbewußter Helfershelfer der reagirenden deutschen Machthaber, es eingelullt. Wartet nicht bis es durch den Wecker an der Zeitenuhr geweckt wird! — Es muß dieser schönselig politischen Siegwart- und Wertherperiode ein Ende gemacht werden. Es giebt ein Wort, ein einziges Wort, vor dem das Gothaerthum schwindet, wie ein schüchternes Gespenst vor der gefürchteten Formel des Beschwörers, es heißt — „Fordern“.

Das deutsche Volk ist im Besitze einer Magna Charta so gut wie das englische; es ist die deutsche Reichsverfassung, beschlossen und unterschrieben von den Vertretern des Volkes im deutschen Parlamente, als Reichsgesetz verkündet am 28. December 1848. Das allein ist der Boden, die gesetzliche Basis, auf welcher das deutsche Volk ein unantastbares nationales Ganzes ist — auf welcher allein die brennenden inneren Fragen des deutschen Vaterlandes zu erledigen sind. Auf diese Gesetzgebung weise eine energischere Agitation unerbittlich und beharr-

lich mit starkem Finger hin und fordere und lehre das Volk — fordern! Auf diesem Boden erstarke die öffentliche Meinung des deutschen Volkes zu einer berechtigten nationalen Macht. —

Wir verhehlen uns allerdings nicht die Mängel, welche der unter den Wehen einer kreisenden Zeit entstandenen Reichsverfassung anhaften; wir wissen vor Allem das Mißverhältniß zu würdigen, in welchem die deutsche Magna Charta zur dynastisch colorirten Landkarte von Deutschland steht und wie schwer es sein wird mittelst Verfassungsparagraphen Gewalten zu beseitigen, die ihr Recht auf überwundne Zeit- und Culturstandpunkte als unantastbar festgestellt haben. Wer vermöchte vorher zu bestimmen, welchen Lösungen die unversöhnlichen paradoxen Gegensätze in unserm Vaterlande endlich weichen werden? — Aber, daß sie überhaupt weichen werden und müssen, dafür kann uns eine Verfassung bürgen, durch die das Volk organisch, als berechtigter, seiner Kraft sich bewußter Factor in die Geschichte tritt; sich zur Potenz gestaltet, an der logisch und mathematisch jede außerhalb des Volkes stehende Gewalt früher oder später brechen muß. Die Frage können wir jedoch uns heute schon beantworten: Wenn Deutschland sein Parlament behalten hätte, würde es noch an der Bundestags-Misere leiden? Hätten dann die Kurhessische und Schleswig-Holsteinische Frage nicht schon längst eine kräftigere Antwort gefunden als bloße Worte? —

Einer jener Exilirten der Paulskirche, die das Vaterland nicht an den Schuhsohlen, wohl aber im treuen, patriotischen Herzen mit in die Verbannung getragen, hat vor Kurzem, in einem durch die Zeitungen veröffentlichten Aufrufe, diese Gesetzesurkunde als das Banner hoch empor-

gehoben, um welches allein sich die Führer der nationalen Partei zu schaaren haben. — Wer von all den Edelsten der Gothaer, die damals unter emphatischen Gelöbnissen, mit der von ihnen beschlossenen Reichsverfassung zu stehn und zu fallen gelobten, hat den Muth gehabt unter dieses Banner zu treten? Sie perhorresciren schweigend sich selbst, ihr eignes Gesetz; schwebeln und nebeln als feine Diplomaten, Rhetoren und Publicisten zwischen Volk und Fürsten auf und nieder und thun geschäftig Nichts! —

Doch die Reichsverfassung ist die Revolution! — Nein, man dürfte ihr eher nachsagen, was das vormärzliche Berliner „Politische Wochenblatt" sich nachrühmte — sie ist das Conträre der Revolution, denn sie ist die im Gesetz zur Ruhe gelangende Revolution wie sie in den Verfassungen aller freien Nationen zur Ruhe gekommen ist.

Blickt auf England. Es ist das irrevolutionärste Land Europa's, weil seine Revolution sich in der Verfassungsurkunde erfüllt; sich mit der sichern Ruhe des Sieges in Permanenz erklärt hat. So ist der conservativste englische Wollhändler, der eingefleischteste Feind der Reformbill, der Ultratory, im Grunde ein hundertfach größerer Revolutionär als Hecker und Struve und alle deutschen „rothen Republikaner" im Jahre 1848 es gewesen sind. Denn in solidarischer Continuität bildet er einen Bruchtheil jener britischen Nation, die in langen und blutigen Kämpfen dem absoluten Königthume abgetrotzt, daß die Charte Englands eine unantastbare Wahrheit geworden. Als loyaler Verfassungsbürger hat er mit dem Antritt seines politischen Erbtheils, intellectuell wie moralisch, die Mitschuld an dem Tode Karl's I., an der Vertreibung Jacob's II. über-

nommen. Sie macht ihm keinen Kummer. Er ist ein Stück vom großbritannischen Wappenlöwen, der seine Tatze ruhig auf die Verfassungsurkunde gelegt hat. Versucht es sie ihm zu entreißen und er wird sich zum Sprunge aufrichten, wie der Löwe in der Vignette zur ersten Ausgabe von Schiller's „Räuber" mit dem Ausrufe „In tyrannos!" — Aber wo sollte sich ein Tyrann zu solchem Wagniß finden? —

Und ob drüben, jenseits des Kanals, wo's keine Gesinnungs- und Tendenzpolizei, keine Paßkartenschererei, keinen Preßzwang und dergleichen continentale Institutionen zur Völkerbeglückung gibt, ob da Gesetz und Ordnung und Bürgerruhe herrschen? Fragt die vertriebenen Despoten Europas, die auf englischem Boden friedlich neben Mazzini und Ledru Rollin weilen, wie das Lamm neben dem Wolf des jüngsten Tages; sie werden es Euch sagen. Ihr könnt Euch auch nächstens bei König Bomba erkundigen. — Aber es ist die insulare Lage Englands, die solche eigenthümliche Zustände ermöglicht; die geographischen Verhältnisse der continentalen Staaten bedingen andre Entwickelungen — meinen pfiffige Politiker. Nun denn, so betrachtet das kleine Belgien, das im Jahr 1848, als ringsum an seinen Grenzen die Flammen des Bürgerkrieges hoch aufschlugen, unter dem Schutze seiner, durch die Revolution von 1830 errungenen, die Volksfreiheit verbürgenden Institutionen, fast allein von allen Staaten des europäischen Continents unerschüttert die Segnungen des Friedens genoß.

Wollt Ihr in Deutschland eine Revolution unmöglich machen? — Es gibt ein untrügliches Mittel — beweist, daß Deutschland eine Revolution gehabt hat! Alle

jene guten und wohlgesinnten Doctrinäre, Theoretiker, Schönredner ꝛc., die aus Vor- und Rück-, Um- und Nachsicht die deutsche Erhebung von 1848 und die durch dieselbe errungenen Volksrechte vertuschen, sind im Grunde unmoralischer und frivoler, als die Höflinge Ludwigs XV., die auf das après nous le deluge lossündigten; sie rufen das Chaos über Deutschland zum zweiten Male herbei; aber es wird nach ihnen sein — meinen sie. —

Druckfehler.

S. 63,	Zeile 9	von unten:	Einwürfe	statt:	Entwürfe.
„ 80,	„ 7	„ „	Weisheit	„	Wahrheit.
„ 95,	„ 6	„ „	alten	„	allen.

„ 483, „ 7 „ „ muß es heißen: „— Parlamente; es sind die Grundrechte des deutschen Volks, als Reichsgesetz ꝛc.“ ....

Druck von Pontt & v. Döhren in Hamburg.

Walesrode, Ludwig, 1810-1889 [Herausgeber]

Demokratische Studien

Bd.: [1]

Hamburg 1860